



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

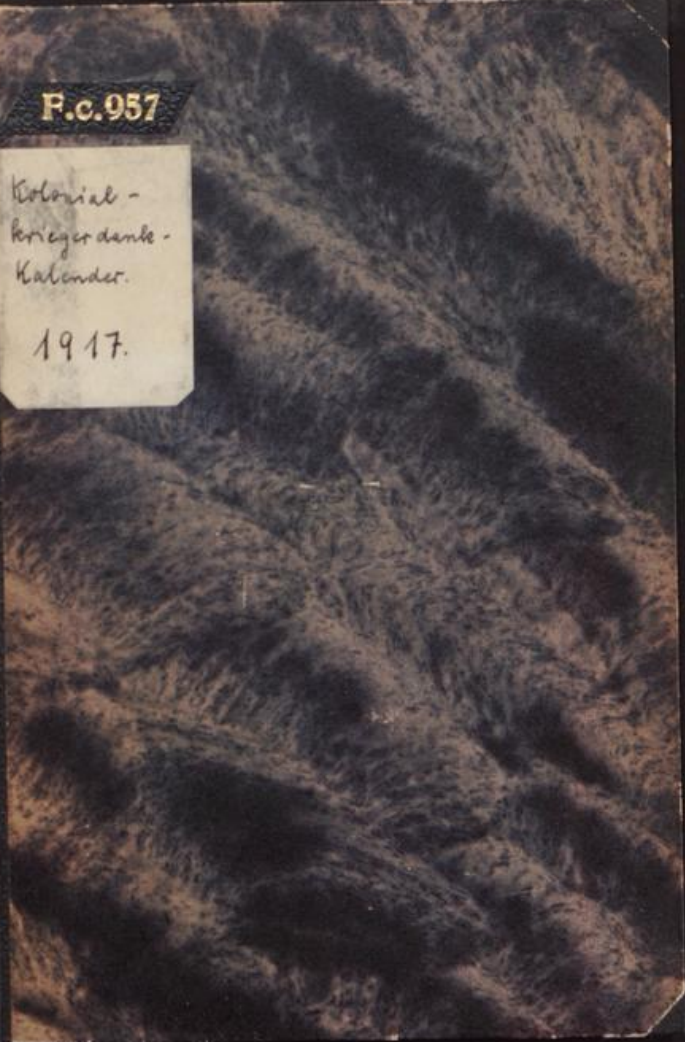
datacolor



F.c.957

Kolonial -
Kriegerdenk -
Kalender.

1917.

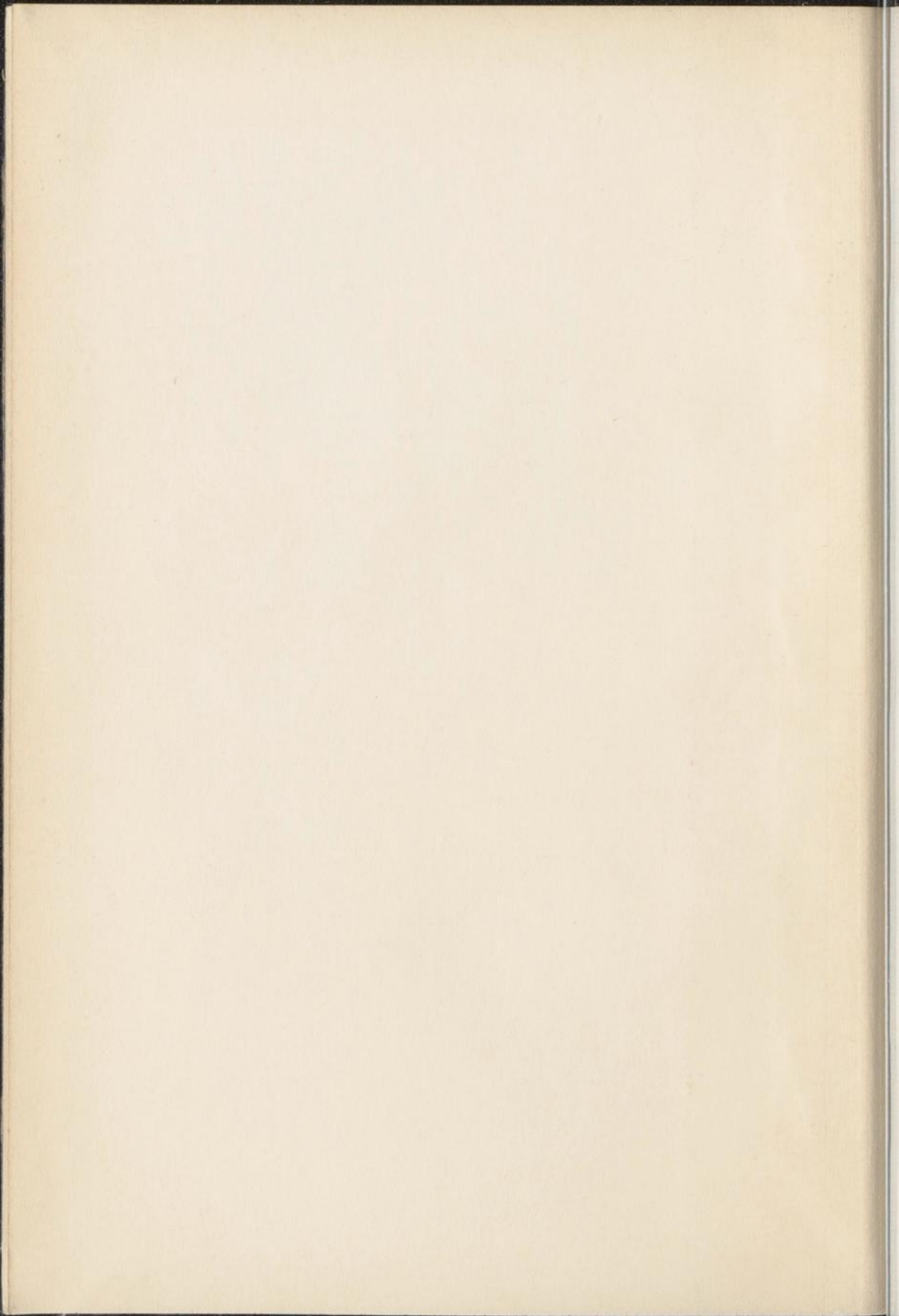


F.c.957

Kolonial -
krieger dank -
Kalender.

1917.





Colonialkriegerdank- Kalender-1917



Beilagen: 4 vielfarbige Kunsttafeln,
1 große geographische Karte

Preis M. 1.—

Kolonialkriegerdank

E. V.

Schutzherr:

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Ehrenpräsidenten:

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg.
Freiherr von Sahl, General der Infanterie,
Mitglied des Herrenhauses.

Verwaltungsrat:

Vorsitzender: Mueller, Kaiserl. Generalmajor.

Stellvert. Vorsitzender: Hupfeld, Direktor der Deutschen Logogesellschaft.

Dr. Arning, Stabsarzt, Mitglied des
Abgeordnetenhauses.

Dr. Bauer, Rechtsanwalt.

Blohm, Vorsitzender des Vereins
Militärischer Kameradschaft ehem.
Ostasiaten, Hamburg.

Brüggemann, Vorsitzender d. Vereins
ehem. Kameraden der Deutsch-
Afrikanischen Schutztruppen, Berlin.

Melitta Gräfin Dönhoff
geb. v. Rango.

Freiherr v. Fritsch, Rittmeister.

Dr. Fuchs, Justizrat.

Fund, Major z. D.

Serbeth, Vorsitzender des Vereins
ehem. Südwestafrikaner, Hamburg-
Altona.

Siesler, Vorsitzender des Vereins
Südwestafrikanischer Krieger,
Berlin.

Guthke, Postbeamter.

Frau Hedwig Heyl, Vorsitzende des
Frauenbundes der Deutschen Kolo-
nial-Gesellschaft, Berlin.

v. Keller, Generalleutnant z. D.

Kunert, Proviandamtsinspektor.

C. Ladewig, Direktor der Mollwe-
Pflanzungs-Gesellschaft.

Dr. Luba, prakt. Arzt.

Dr. Bernd Freiherr v. Lüdinghausen-
Wolff, Polizeipräsident von Schöne-
berg und Wilmersdorf.

Marg, Vorsitzender des Vereins ehem.
Ostasiaten, Berlin.

Mehlhausen, Stadtrat und Rittmeister
d. L.-R.

Meier, Konteradmiral z. D.

Poeschle, Kassensekretär.

Dr. Reinschagen, Rechtsanwalt.

v. Saint Paul-Jllaire, Kaiserl. Be-
zirksamtmann a. D.

Schlagintweit, Oberstleutnant z. D.

Schwabe, Major.

Dr. Singer, Sanitätsrat.

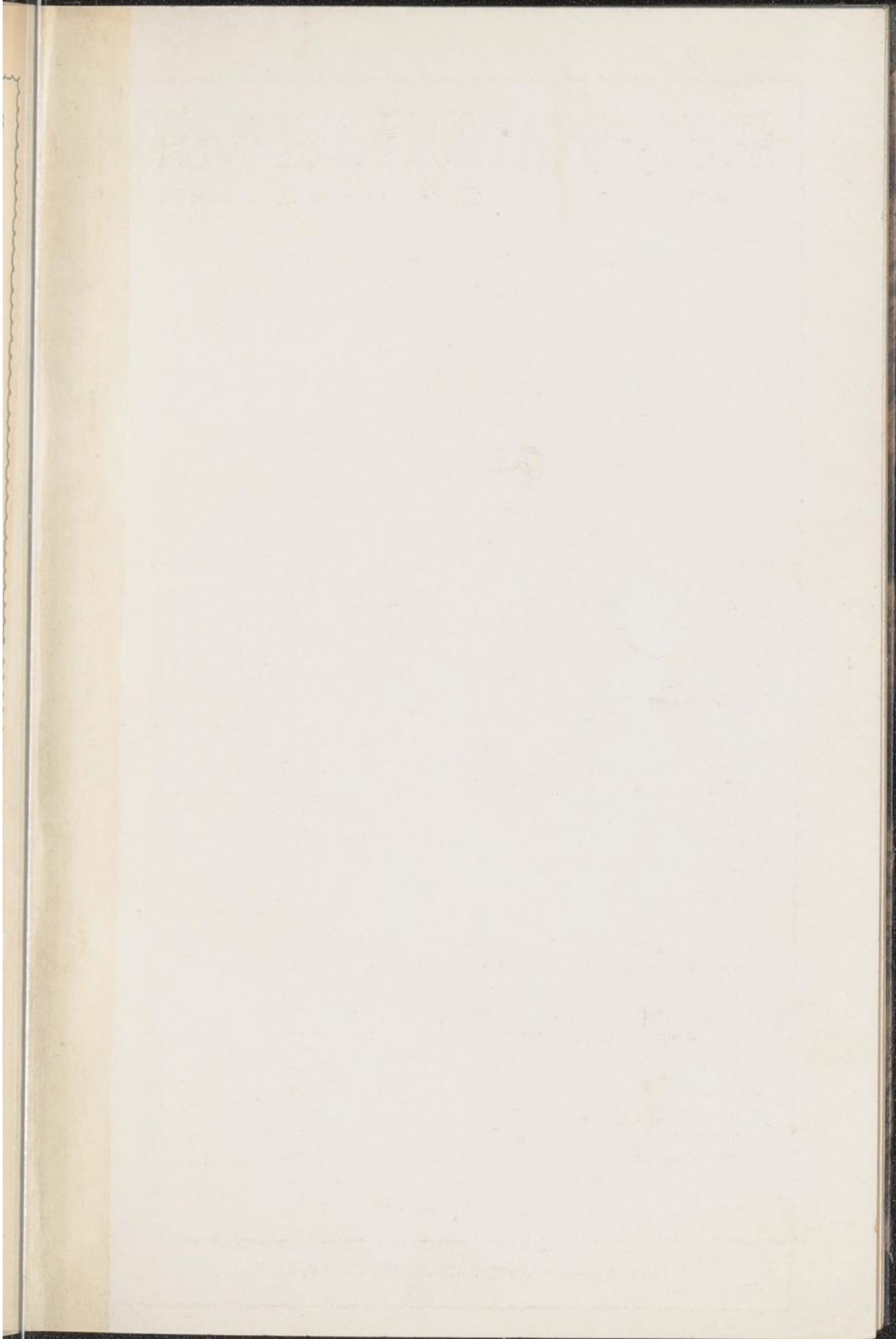
Stauch, Direktor der Kolonialen
Bergbau-Gesellschaft.

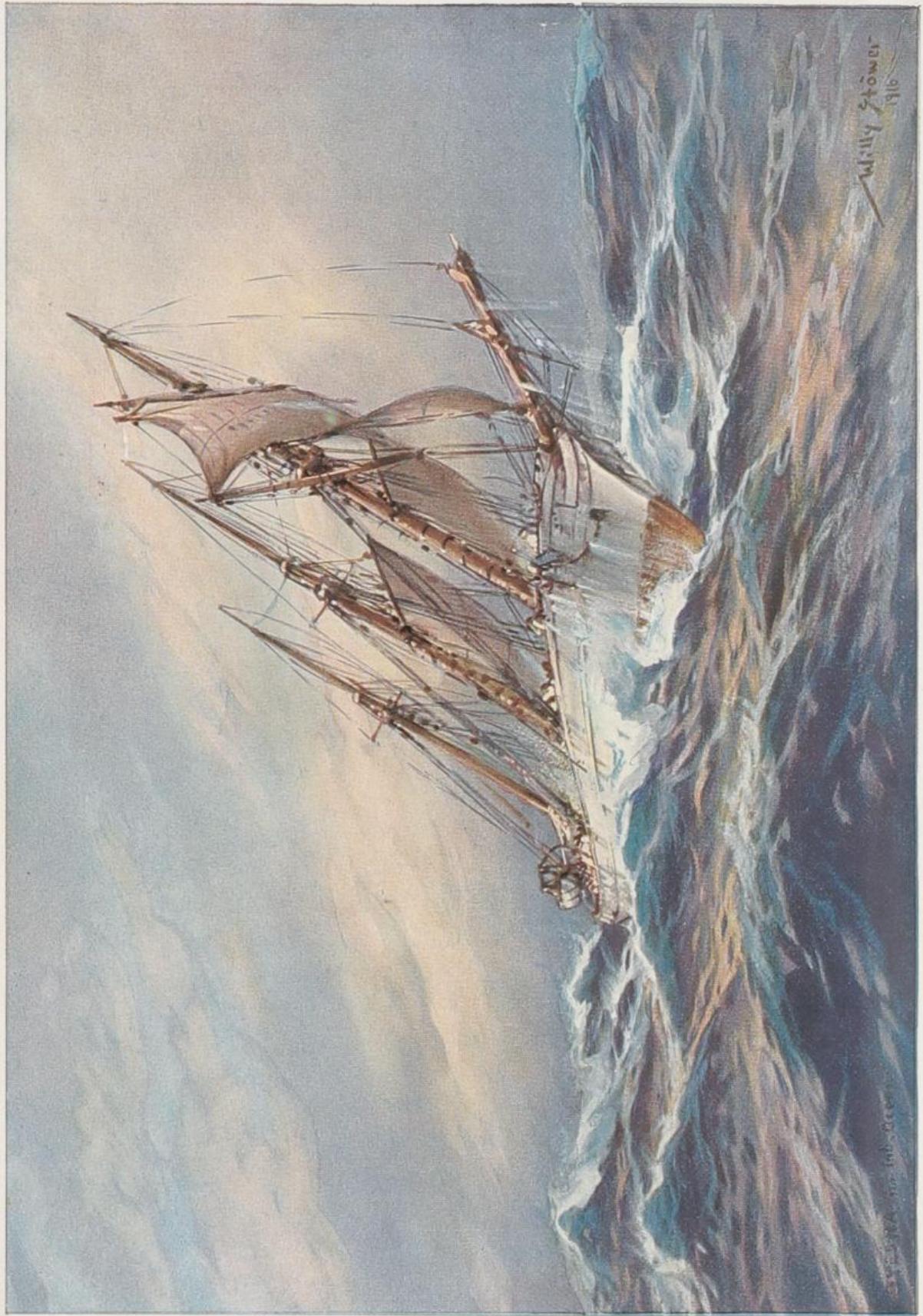
v. Truppel, Admiral z. D. und
Kaiserl. Gouverneur a. D.

Geschäftsführer:

v. Niewitecki, Kaiserl. Rechnungsrat und Leutnant a. D.

Schober, Kaiserl. Gouvernementssekretär a. D.





„Albatros“ im Indischen Ozean



"Hochha" im Indischen Ozean

Willy Stöwer
1915

Kolonialkriegerdank- Kalender

für ^{das} 1917 ^{Jahr}



Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg

Schriftleitung: Dr. Paul Rohrbach
Mit Bildern von Kunstmaler L. von Edenbrecher, Prof. Arthur Kampf,
Kunstmaler Willy Morak, Prof. Willy Stöwer u. a.

Verlag des Kolonialkriegerdank E. V., Berlin W 35
Potsdamer Straße 98a

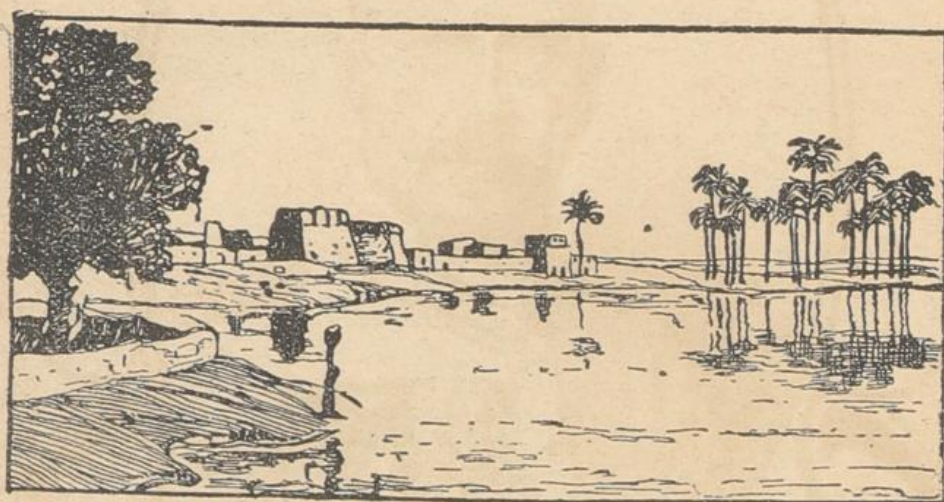
Für Deutschland als Großmacht, das seine Landwirtschaft, Industrie und Handel auf eigene sichere Füße stellen und sich hierdurch nach dem Weltkriege frei von fremden Fesseln und Tribut machen will, ist die Sicherung und planmäßige Ausgestaltung überseeischen Kolonialbesitzes Lebensbedürfnis.

38F1048



Fc 957

Planhunger
Herrzog zu Mecklenburg



Der Kolonialkriegerdank G. B.

Jahresbericht für 1915.

Schwer lastet der Weltkrieg auf unsern Kolonien. Abgeschlossen von der Heimat, ohne Zufuhr an Munition, Lebensmitteln und Medikamenten, konnten sie nicht erwarten, sich gegen die feindliche Uebermacht dauernd zu halten, zumal mit einer Uebertragung des Krieges in die Kolonien von deutscher Seite nicht gerechnet worden ist. So fielen schon in den ersten Monaten Togo, Neu-Guinea, die Südseeinseln und bald auch Kiautschou den Feinden zum Opfer. Mitte 1915 mußte Deutsch-Südwestafrika kapitulieren, Anfang 1916 entzogen sich die tapferen Verteidiger von Kamerun durch Uebertritt auf spanisches Gebiet der Kriegsgefangenschaft. Nur Deutsch-Ostafrika, obwohl schwer bedrängt, hält sich noch.

Die Heldentaten unserer tapferen Landsleute in den Kolonien haben im deutschen Volke dankbaren Widerhall gefunden. Wir vertrauen darauf, daß

gemäß den Worten des Reichskanzlers das dort geflossene Blut nicht vergebens vergossen worden ist, und wir hoffen, daß wir als eine der Früchte des Krieges ein größeres Kolonialreich unser eigen nennen werden.

Freilich fehlt es auch nicht an kleinmütigen Stimmen, die der großen ethischen, politischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung überseeischer und kolonialer Betätigung ablehnend oder lau gegenüberstehen. Ihnen durch eine großzügige Werbung für den kolonialen Gedanken entgegenzutreten, haben wir für eine unserer wichtigsten Aufgaben erachtet und zu diesem Zwecke anstelle des früher von uns herausgegebenen „Taschenbuches für Kolonialkrieger“ den „Kolonialkriegerdank-Kalender für 1916“ unter Schriftleitung Dr. Rohrbachs geschaffen und in bisher 500 000 Exemplaren verbreitet.

Wir haben ferner behufs Stärkung unserer Mittel eine Reihe vonwerbenden Unternehmungen ins Leben gerufen, über die zum Teil schon im vorigen Jahresberichte Mitteilungen gemacht wurden. So hat der Aufruf einen sehr erfreulichen Erfolg erzielt, und auch die bis Mitte Mai des Jahres fortgesetzte Versendung kolonialer Postkarten hat recht beträchtliche, noch jetzt nicht ganz abgeschlossene Einnahmen erbracht.

Im Laufe der Berichtszeit haben wir ferner unter der Schutzherrschaft Ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg eine Soldaten-Liederbuch-Stiftung geschaffen, durch die einerseits den im Felde stehenden Truppen ein brauchbares Liederbuch als Geschenk gewidmet, andererseits dem Kolonialkriegerdank für seine wohlthätigen Ziele und daneben einem von der hohen Schutzherrin zu bestimmenden Wohlfahrtszwecke Mittel zugeführt werden sollen. Auch dieses Unternehmen gedeiht.

Wir haben ferner im Herbst 1915 eine geeignete Persönlichkeit nach den Vereinigten Staaten entsandt, um dort für uns zu werben. Die ersten Einnahmen aus dieser Entsendung konnten aber erst im Jahre 1916 verrechnet werden, die weiteren Erfolge hängen natürlich von der politischen Entwicklung ab.

Endlich haben wir uns an den Vorarbeiten für ein illustriertes Prachtwerk „Die Feinde Deutschlands und seiner Verbündeten“ beteiligt.

Im neuen Jahre veranstalten wir ein Balkan-Ansichtskarten-Unternehmen, dessen Reinertrag zwischen dem Kolonialkriegerdank, dem deutschen Hilfskomitee für das bulgarische Rote Kreuz und dem deutschen Hilfskomitee für den türkischen Roten Halbmond geteilt wird.

Von der erfreulichen Erhöhung unserer Mitgliederzahl auf rund 5000 haben wir schon im vorigen Jahre Mitteilung gemacht; auf unsere Anregung hin hat sich auch eine größere Zahl von Mitgliedern zu einer Erhöhung ihres Jahresbeitrages bereit erklärt.

Gestützt auf diesen Mitgliederstand und auf das nunmehr angesammelte Vermögen, kann der Kolonialkriegerdank mit Zuversicht hoffen, durch weitere Werbung diejenigen Mittel sich zu sichern, die es ihm ermöglichen werden, seinen großen Zukunftsaufgaben gerecht zu werden.

Daß die zu erwartenden Ansprüche sehr groß sein werden, steht ja leider schon heute fest. Wenn sie in der Berichtszeit wesentlich geringer waren, als sonst, so ist das nur auf die Unterbrechung des Verkehrs mit den Kolonien und auf den Umstand zurückzuführen, daß die hier anwesenden ehemaligen Kolonialkrieger zum größten Teile zum Heeresdienst eingezogen wurden und für die übrigen, soweit sie arbeitsfähig sind, sich ohne weiteres Stellen fanden.

Schon jetzt mehren sich aber die Anforderungen, insbesondere auch von Hinterbliebenen, und nach dem Kriege werden wir zweifelsohne auch wieder sehr viel für Ruren und für Stellenvermittlung zu tun haben.

Wir werden dabei von dem Grundsatz ausgehen, unsere Kolonialleute soviel wie nur irgend möglich der kolonialen Betätigung zu erhalten, in jedem Falle aber halten wir es für wünschenswert, die Sorge für hilfsbedürftige ehemalige Kolonialkrieger, ihre Angehörigen und

Hinterbliebenen in den sachverständigen Händen des Kolonialkriegerdankes zu vereinigen. Wir rechnen dabei auch in Zukunft wie bisher auf die freundliche Mitarbeit des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Von unseren **Tochtergesellschaften** hatte die **Photozentrale** des Kolonialkriegerdankes E. V., G. m. b. H. infolge des Ausbruchs des Krieges naturgemäß einen sehr starken Rückgang ihrer Umsätze aufzuweisen, doch gelang es ihr allmählich, neue Kunden in Deutschland zu gewinnen.

Die **Versicherungsagentur** des Kolonialkriegerdankes E. V., G. m. b. H. konnte ihre eigentliche Aufgabe der Gewinnung von Versicherungen infolge Einberufung ihrer Geschäftsführer nicht fortsetzen, sie war aber mit befriedigendem Erfolge als Vermittlungsstelle für Zeichnungen auf die 2. und 3. und neuerdings auch auf die 4. Kriegsanleihe tätig.

Die **Annoncen-Expedition** des Kolonialkriegerdankes E. V., G. m. b. H. hat es verstanden, das nach Ausbruch des Krieges stark zurückgegangene Geschäft wieder zu heben und hatte insbesondere im Zusammenhange mit den Kriegsanleihen recht umfangreiche Aufträge zu erledigen.

Wir bitten unsere Mitglieder, uns auch durch Zuweisung von Aufträgen an diese Tochtergesellschaft zu unterstützen.

Vermögen des Vereins am 1. Januar 1915: 162 314,90 Mark.

Vermögen des Vereins am 31. Dezember 1915: 621 000,24 Mark.

Vergleiche Aufforderung zur Erwerbung der Mitgliedschaft am Schlusse des Kalenders.



Hedwig Hehl.

Frau Hedwig Hehl, die wir als eine der berufensten Führerinnen der deutschen Frauenwelt verehren, schickt dem Kolonialkalender das Wort:

„Die Zueversicht auf große, unserer harrenden Aufgaben in den deutschen Kolonien hält Liebe und Fleiß für sie lebendig!“



Gräfin Doenhoff.

Frau Melita Gräfin Doenhoff, geborene von Rango, ist Verwaltungsratsmitglied des Kolonialkriegerdankes E. V. Ihr Gatte ist Graf Fritz von Doenhoff. Sie ist von jeher mit Rat und Tat für die Kolonialkrieger eingetreten; insbesondere hat sie verschiedene Wohltätigkeitsveranstaltungen für sie ins Leben gerufen.

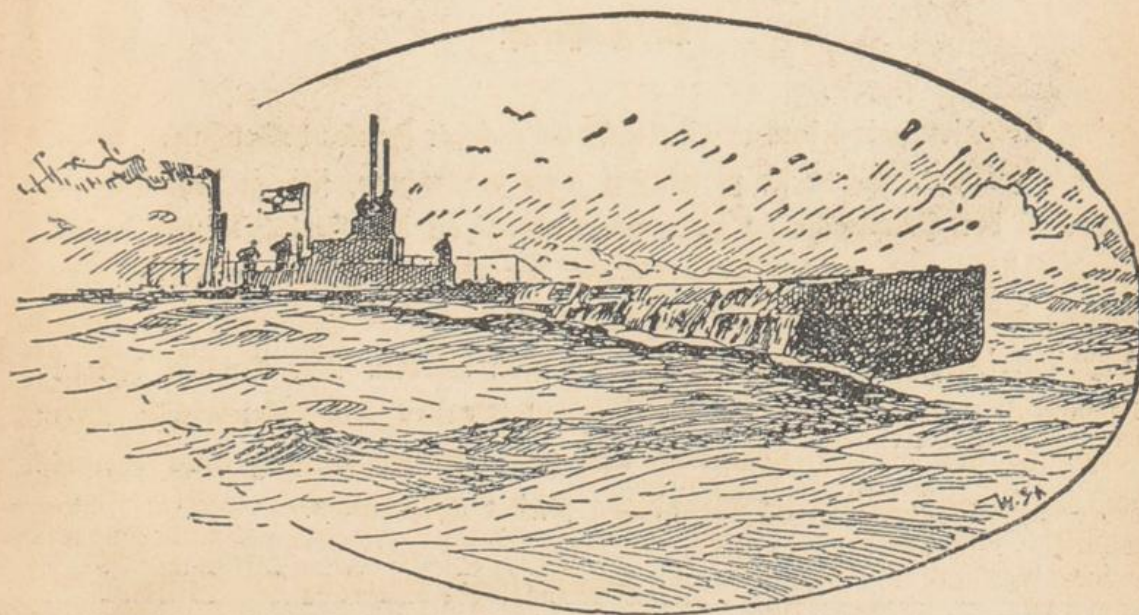
Ein erfolgreicher Kolonialfrieden.

Die Geschichte unserer Kolonien in diesem Weltkrieg hat gezeigt, woran es dem deutschen Kolonialreich bisher fehlte. Sie hat gezeigt, daß es eben noch kein richtiges „Reich“ war, sondern nur eine Anzahl von Besitzungen ohne geographischen, verkehrswirtschaftlichen und politischen Zusammenhang. Wenn man das erwägt, so kann man nur Achtung, ja lebhafteste Bewunderung dafür hegen, was die Kolonien, abgeschnitten vom Mutterlande, für ihre Selbstverteidigung geleistet haben. Wie sehr würde ihre Widerstandskraft gewachsen sein, wenn sie nicht vereinzelt gewesen wären, wenn die bodenständige deutsche Besiedelung in ihnen schon größere Fortschritte gemacht hätte, und wenn schließlich weitreichende Verbindungen zwischen Gebieten verschiedener, sich ergänzender Leistungsfähigkeit bestanden hätten!

Diese Erfahrungen zeigen uns, wohin wir streben müssen. Wir werden die Erfüllung unserer Wünsche erreichen, wenn wir uns bewußt bleiben, daß das kolonialpolitische Ziel nicht etwas getrennt für sich Dastehendes ist, sondern in organischer Verbindung mit allen anderen Zielen gesehen werden muß, an die wir durch den Weltkrieg zu gelangen entschlossen sind.

Berlin, den 15. Juli 1916.

Staatssekretär Exzellenz Dr. Solf
zum Geleit für den Kolonialkalender 1917.



U-Boot in Fahrt.



Dr. Helfferich.

Unsere Kolonien haben dem vereinten Druck unserer Feinde heldenhaften Widerstand geleistet. Wenn sie gleichwohl nicht vermochten, sich zu behaupten, so lag das in der Hauptsache an zwei Umständen: an der Zersplitterung unseres Kolonialbesitzes und an der Beherrschung der See durch unsere Feinde. Der Ausgang des Krieges wird nicht auf dem Boden unserer Kolonien, sondern auf den Hauptkriegsschauplätzen Europas entschieden werden. Der Endsieg, den wir zuversichtlich erwarten, wird uns die Möglichkeit geben, das Kolonialreich, dessen Deutschland für seine wirtschaftliche und politische Weltstellung nicht entraten kann, auf dauernd gesicherter Grundlage wieder aufzubauen.

Staatssekretär Excellenz Dr. Helfferich
zum Geleit für den Kolonialkalender 1917.



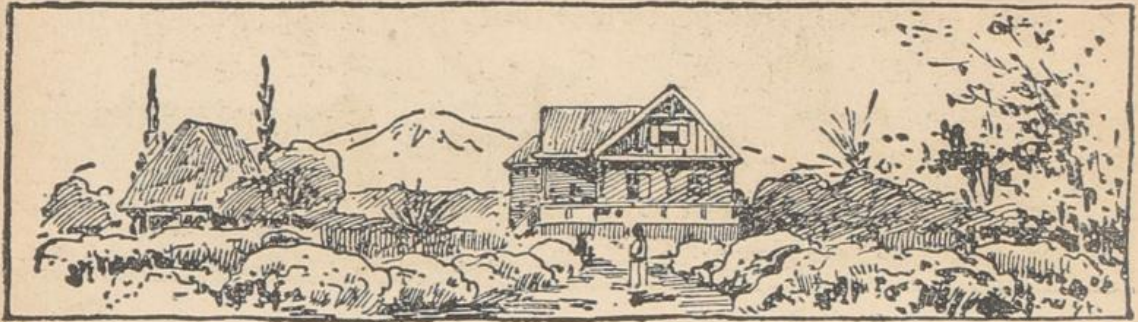
Narowasfluß zwischen Narwa und Zwangorod.

Januar

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage |
|--|-------|-------------------------|-------------|-------------|-------------|-------------|---|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | |
| 1. Woche. Von der Beschneidung Christi. | | | | | | | |
| Mont. | 1 | Neujahr | 8 14 | 3 54 | 11 22 | 1 9 | <p>1. Blüchers Übergang über den Rhein 1814. — Proklamierung der deutschen Herrschaft an der Küste von Ostafrika 1889. — Englisches Linienschiff „Formidable“ torpediert 1915. — Zaunde in Kamerun durch die Engländer und Franzosen genommen. 1916.</p> |
| Dienst. | 2 | Abel, Seth | 8 13 | 3 55 | 11 41 | 2 28 | |
| Mittw. | 3 | Enoch, Daniel | 8 13 | 3 56 | 12 6 | 3 45 | |
| Donn. | 4 | Methusalem | 8 13 | 3 57 | 12 38 | 4 58 | |
| Freit. | 5 | Simeon | 8 13 | 3 58 | 1 19 | 6 3 | |
| Sonn. | 6 | Heil. 3 Könige | 8 12 | 4 0 | 2 11 | 6 58 | |
| 2. Woche. Jesus lehrt 12 Jahre alt im Tempel. | | | | | | | |
| Sonnt. | 7 | 1. n. Ep. Melch. | 8 12 | 4 1 | 3 13 | 7 41 | <p>8. Gallipoli vollständig von den Engländern geräumt. 1916. 10. Der Berg Lovitschen in Montenegro von den Oesterreichern genommen. 1916. 11. Beginn des Hereroaufstandes 1904. 12. Boelcke und Immelmann erhalten den Pour le mérite. 1916. 14. Ende der siegreichen Drei-Tage-Schlacht bei Soissons 1915. 16. Kapitulation Montenegros. 1916. 18. Preußen Königr. 1701. — Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs 1871. — Zusammentreffen Kaiser Wilhelms und König Ferdinands von Bulgarien in Risch. 1916. 24. Friedrich d. Große geb. 1712. — Seeschlacht in der Nordsee 1915. 25. Wahlen zum Kolonialreichstag 1907. — Annahme des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht in England. 1916. 27. Kaiser Wilhelm II. geb. 1859. 28. Kapitulation von Paris 1871. 30. Westfälischer Friede 1648.</p> |
| Mont. | 8 | Balthasar | 8 11 | 4 2 | 4 21 | 8 14 | |
| Dienst. | 9 | Kaspar | 8 11 | 4 4 | 5 31 | 8 38 | |
| Mittw. | 10 | Paulus Eins. | 8 10 | 4 5 | 6 41 | 8 57 | |
| Donn. | 11 | Erhard | 8 10 | 4 7 | 7 51 | 9 13 | |
| Freit. | 12 | Reinhold | 8 9 | 4 8 | 9 0 | 9 27 | |
| Sonn. | 13 | Hilarius | 8 8 | 4 10 | 10 10 | 9 39 | |
| 3. Woche. Von der Hochzeit zu Kana. | | | | | | | |
| Sonnt. | 14 | 2. n. Ep. Felix | 8 7 | 4 11 | 11 21 | 9 51 | <p>14. Ende der siegreichen Drei-Tage-Schlacht bei Soissons 1915. 16. Kapitulation Montenegros. 1916. 18. Preußen Königr. 1701. — Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs 1871. — Zusammentreffen Kaiser Wilhelms und König Ferdinands von Bulgarien in Risch. 1916. 24. Friedrich d. Große geb. 1712. — Seeschlacht in der Nordsee 1915. 25. Wahlen zum Kolonialreichstag 1907. — Annahme des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht in England. 1916. 27. Kaiser Wilhelm II. geb. 1859. 28. Kapitulation von Paris 1871. 30. Westfälischer Friede 1648.</p> |
| Mont. | 15 | Sabakuf | 8 7 | 4 13 | Morg. 10 5 | | |
| Dienst. | 16 | Marcellus | 8 6 | 4 14 | 12 34 | 10 21 | |
| Mittw. | 17 | Antonius | 8 5 | 4 16 | 1 51 | 10 41 | |
| Donn. | 18 | Prisca | 8 4 | 4 18 | 3 11 | 11 8 | |
| Freit. | 19 | Ferdinand | 8 3 | 4 19 | 4 30 | 11 46 | |
| Sonn. | 20 | Fabian, Sebast. | 8 2 | 4 21 | 5 42 | 12 41 | |
| 4. Woche. Von dem Ausfägigen und Sichtbrüchigen. | | | | | | | |
| Sonnt. | 21 | 3. n. Ep. Agnes | 8 0 | 4 23 | 6 41 | 1 54 | <p>14. Ende der siegreichen Drei-Tage-Schlacht bei Soissons 1915. 16. Kapitulation Montenegros. 1916. 18. Preußen Königr. 1701. — Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs 1871. — Zusammentreffen Kaiser Wilhelms und König Ferdinands von Bulgarien in Risch. 1916. 24. Friedrich d. Große geb. 1712. — Seeschlacht in der Nordsee 1915. 25. Wahlen zum Kolonialreichstag 1907. — Annahme des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht in England. 1916. 27. Kaiser Wilhelm II. geb. 1859. 28. Kapitulation von Paris 1871. 30. Westfälischer Friede 1648.</p> |
| Mont. | 22 | Vincentius | 7 59 | 4 25 | 7 25 | 3 22 | |
| Dienst. | 23 | Emerentiana | 7 58 | 4 27 | 7 56 | 4 55 | |
| Mittw. | 24 | Timotheus | 7 57 | 4 28 | 8 20 | 6 29 | |
| Donn. | 25 | Pauli Bef. | 7 55 | 4 30 | 8 39 | 7 59 | |
| Freit. | 26 | Polkarp | 7 54 | 4 32 | 8 55 | 9 26 | |
| Sonn. | 27 | Joh. Ehrhsoft. | 7 53 | 4 34 | 9 11 | 10 50 | |
| 5. Woche. Christus stillt Wind und Meer. | | | | | | | |
| Sonnt. | 28 | 4. n. Ep. Karl | 7 51 | 4 36 | 9 28 | Morg. 1859. | <p>14. Ende der siegreichen Drei-Tage-Schlacht bei Soissons 1915. 16. Kapitulation Montenegros. 1916. 18. Preußen Königr. 1701. — Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs 1871. — Zusammentreffen Kaiser Wilhelms und König Ferdinands von Bulgarien in Risch. 1916. 24. Friedrich d. Große geb. 1712. — Seeschlacht in der Nordsee 1915. 25. Wahlen zum Kolonialreichstag 1907. — Annahme des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht in England. 1916. 27. Kaiser Wilhelm II. geb. 1859. 28. Kapitulation von Paris 1871. 30. Westfälischer Friede 1648.</p> |
| Mont. | 29 | Samuel | 7 50 | 4 37 | 9 47 | 12 12 | |
| Dienst. | 30 | Abelgunde | 7 48 | 4 39 | 10 10 | 1 32 | |
| Mittw. | 31 | Valerius | 7 47 | 4 41 | 10 39 | 2 48 | |
| | | | | | | | |

Am 3. Januar Sonne in Erdnähe. Am 8. Januar sichtbare Mondfinsternis.

Am 23. Januar sichtbare Sonnenfinsternis.



Februar

Ostafrikanische Farmsiedlung.

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage | |
|---|-------|---------------------|-------------|-------------|-------------|-------------|--|--|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | | |
| Donn. | 1 | Brigitte | 7 45 | 4 43 | 11 18 | 3 56 | 1. Erste Kunde von den Taten der „Möwe“ durch die Ankunft des Dampfers „Uppam“ in Amerika. 1916. 3. L. 19 verloren, schmachvolles Benehmen der Engländer vom King Stephan. 1916. 4. Kaiser Wilhelms II. Erlass über die Arbeiterfürsorge 1890. | |
| Freit. | 2 | María Reimig. | 7 43 | 4 45 | 12 7 | 4 54 | | |
| Sonn. | 3 | Blasius | 7 42 | 4 47 | 1 5 | 5 41 | | |
| 6. Woche. Von den Arbeitern im Weinberge. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 4 | Septuag. Veron. | 7 40 | 4 49 | 2 10 | 6 17 | 13. Sieg in der Winterschlacht in Masuren 1916. 15. Friede zu Hubertusburg 1763. 17. Englische Meldung: Kamerun ist erobert bis auf den Posten des Hauptmanns von Raven, den Moraberg. 1916. 18. Beginn des U-Bootkrieges gegen die feindliche Handelschiffahrt 1916. 20. Andreas Hofer † 1810. — Übergabe von Mora; Kamerun ganz in Feindesland. 1916. 24. Portugal beschlagnahmt die deutschen und österreichischen Schiffe. 1916. 25. Panzerfeste Douaumont vor Verdun erstickt. 1916. 26. Unterzeichnung des Vorfriedens i. Versailles 1871. 27. Hochzeitstag des Deutschen Kaiserpaars 1881. — Erster Kaiserl. Schutzbrief für die Erwerb. in Ostafrika 1885. | |
| Mont. | 5 | Agatha | 7 38 | 4 51 | 3 19 | 6 43 | | |
| Dienst. | 6 | Dorothea | 7 37 | 4 52 | 4 30 | 7 4 | | |
| Mittw. | 7 | Richard | 7 35 | 4 54 | 5 40 | 7 21 | | |
| Donn. | 8 | Salomon | 7 33 | 4 56 | 6 50 | 7 35 | | |
| Freit. | 9 | Apollonia | 7 31 | 4 58 | 7 59 | 7 48 | | |
| Sonn. | 10 | Renata | 7 29 | 5 0 | 9 10 | 9 1 | | |
| 7. Woche. Von vielerlei Acker. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 11 | Serag. Euphros. | 7 27 | 5 2 | 10 22 | 8 14 | | |
| Mont. | 12 | Severin | 7 27 | 5 4 | 11 36 | 8 28 | | |
| Dienst. | 13 | Benignus | 7 24 | 5 6 | Morg. | 8 46 | | |
| Mittw. | 14 | Valentinus | 7 23 | 5 8 | 12 53 | 9 10 | | |
| Donn. | 15 | Formosus | 7 20 | 5 10 | 2 10 | 9 42 | | |
| Freit. | 16 | Juliana | 7 18 | 5 12 | 3 23 | 10 28 | | |
| Sonn. | 17 | Constantia | 7 16 | 5 14 | 4 26 | 11 29 | | |
| 8. Woche. Jesus verkündigt sein Leiden. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 18 | Estomhi Conc. | 7 14 | 5 16 | 5 15 | 12 47 | | |
| Mont. | 19 | Susanna | 7 12 | 5 17 | 5 52 | 2 16 | | |
| Dienst. | 20 | Fastr. Eucher. | 7 10 | 5 19 | 6 19 | 3 49 | | |
| Mittw. | 21 | Ascherm. Eleon. | 7 7 | 5 21 | 6 40 | 5 27 | | |
| Donn. | 22 | Petri Stuhlfeier | 7 5 | 5 23 | 6 58 | 6 52 | | |
| Freit. | 23 | Reinhard | 7 3 | 5 25 | 7 15 | 8 20 | | |
| Sonn. | 24 | Matthias | 7 1 | 5 27 | 7 32 | 9 46 | | |
| 9. Woche. Christi Versuchung. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 25 | 1. Inv. Victor. | 6 59 | 5 29 | 7 51 | 11 10 | | |
| Mont. | 26 | Nestor | 6 57 | 5 30 | 8 13 | Morg. | | |
| Dienst. | 27 | Hektor | 6 50 | 5 32 | 8 40 | 12 30 | | |
| Mittw. | 28 | Quat. Justus † | 6 52 | 5 34 | 9 16 | 1 43 | | |

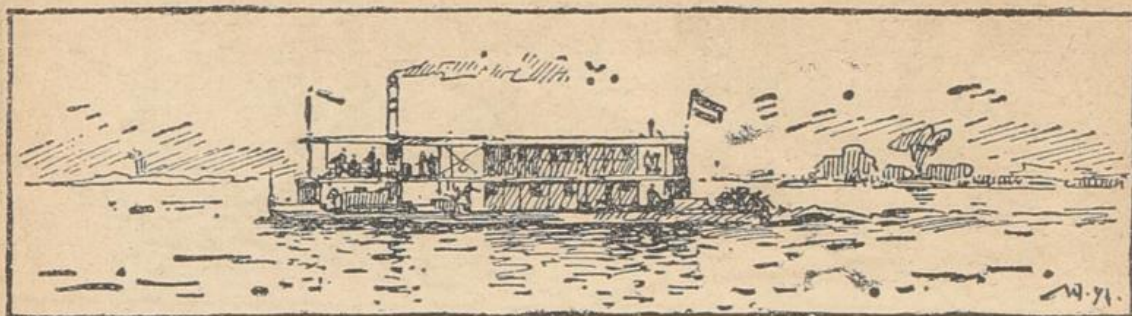


Eich im kurländischen Walde.

März

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage | |
|---|-------|---------------------|-------------|-------------|-------------|-------------|---|--|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | | |
| Donn. | 1 | Ubinus | 6 50 | 5 36 | 10 2 | 2 46 | 1. Einzug in Paris 1871. | |
| Freit. | 2 | Luiſe † | 6 48 | 5 38 | 10 58 | 3 38 | | |
| Sonn. | 8 | Amigunde † | 6 46 | 5 40 | 12 1 | 4 17 | | |
| 10. Woche. Ev. Vom kanariſchen Walde. Rath. Von der Verkürzung Chriſti. | | | | | | | | |
| Sonn. | 4 | 2. Rem. Adrian. | 6 43 | 5 42 | 1 9 | 4 47 | 5. Die „Röwe“ zurück in der Heimat. 1916. 6. Pachtvertrag mit China über Kiautschou 1898. 8. Kriegserklärung Deutschlands an Portugal. 1916. 9. Tod Kaiſer Wilhelms I. 1888. 10. Geburtstag der Königin Luise 1776. — Sieg in der Winterſchlacht in der Champagne 1915. 14. Untergang der „Dresden“ bei Juan Fernandez 1915. 15. Abſchiedsgeſuch des Staatsſekretärs von Tirpiſ. 1916. 16. Kriegserkl. Preußens an Frankreich 1813. 17. Aufruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk“ 1813. 18. Niederlage der engl.-franz. Flotte in den Dardanellen 1915. 22. Kaiſer Wilhelm I. geb. 1797. 24. Vierte Kriegsſanleihe mit mehr als 10 1/2 Milliarden Mark gezeichnet. 1916. | |
| Mont. | 5 | Friedrich | 6 41 | 5 43 | 2 19 | 5 10 | | |
| Dienſt. | 6 | Eberhardine | 6 39 | 5 45 | 3 29 | 5 28 | | |
| Mittw. | 7 | Felicitas | 6 36 | 5 47 | 4 39 | 5 43 | | |
| Donn. | 8 | Philemon ☉ | 6 35 | 5 49 | 5 49 | 5 56 | | |
| Freit. | 9 | Prudentius | 6 32 | 5 51 | 6 59 | 6 9 | | |
| Sonn. | 10 | Henriette | 6 30 | 5 53 | 8 11 | 6 22 | | |
| 11. Woche. Jeſus treibt einen Teufel aus. | | | | | | | | |
| Sonn. | 11 | 3. Oculi Roſina | 6 27 | 5 54 | 9 25 | 1 51 | | |
| Mont. | 12 | Gregor P. | 6 25 | 5 56 | 10 41 | 1 18 | | |
| Dienſt. | 13 | Ernt | 6 23 | 5 58 | 11 56 | 2 48 | | |
| Mittw. | 14 | Mittfaſt. Zachar. | 6 20 | 6 0 | Morg. | 3 17 | | |
| Donn. | 15 | Isabella | 6 18 | 6 1 | 1 11 | 4 45 | | |
| Freit. | 16 | Chriſtus ☾ | 6 16 | 6 3 | 2 16 | 7 12 | | |
| Sonn. | 17 | Gertrud | 6 13 | 6 5 | 3 8 | 18 38 | | |
| 12. Woche. Jeſus ſpeiſt 5000 Mann. | | | | | | | | |
| Sonn. | 18 | 4. Lätare Alex. | 6 11 | 6 7 | 3 49 | 11 51 | | |
| Mont. | 19 | Joſeph | 6 9 | 6 9 | 4 19 | 1 18 | | |
| Dienſt. | 20 | Hubert | 6 6 | 6 10 | 4 42 | 2 48 | | |
| Mittw. | 21 | Benediktus | 6 4 | 6 12 | 5 1 | 4 17 | | |
| Donn. | 22 | Rafimir | 6 1 | 6 14 | 5 18 | 5 45 | | |
| Freit. | 23 | Eberhard ● | 5 59 | 6 16 | 5 35 | 7 12 | | |
| Sonn. | 24 | Gabriel | 5 67 | 6 17 | 5 53 | 8 38 | | |
| 13. Woche. Chriſti Steinigung. | | | | | | | | |
| Sonn. | 25 | 5. Judica M. B. | 5 54 | 6 19 | 6 14 | 10 2 | | |
| Mont. | 26 | Emanuel | 5 52 | 6 21 | 6 40 | 11 21 | | |
| Dienſt. | 27 | Rupert | 5 50 | 6 23 | 7 13 | Morg. | | |
| Mittw. | 28 | Gideon | 5 47 | 6 25 | 7 56 | 12 31 | | |
| Donn. | 29 | Euſtaſtus | 5 45 | 6 26 | 8 49 | 1 28 | | |
| Freit. | 30 | Guido ● | 5 43 | 6 28 | 9 50 | 2 13 | | |
| Sonn. | 31 | Philippine | 5 40 | 6 30 | 10 57 | 2 47 | | |

Die Juden feiern ihr Purim am 8. März. Am 21. März Frühlingsanfang, Tag u. Nacht gleich.



April

Flußdampfer auf dem Kongo.

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage |
|---|-------|----------------------------|-------------|-------------|-------------|--------------|---|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | |
| 14. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. | | | | | | | |
| Sonnt. | 1 | 6. Palm. Theod. | 5 38 | 6 31 | 12 7 | 3 13 | 1. Bismarck geb. 1815. 5. Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gegründet 1885. |
| Mont. | 2 | Theodosia | 5 36 | 6 33 | 1 16 | 3 33 | |
| Dienst. | 3 | Christian | 5 33 | 6 35 | 2 26 | 3 49 | |
| Mittw. | 4 | Ambrosius | 5 31 | 6 37 | 3 35 | 4 3 | |
| Donn. | 5 | Gr. Donnerst. | 5 29 | 6 38 | 4 45 | 4 17 | |
| Freit. | 6 | Karfreitag | 5 26 | 6 40 | 5 57 | 4 30 | |
| Sonn. | 7 | Cölestin ☉ | 5 24 | 6 42 | 7 12 | 4 44 | |
| 15. Woche. Christi Auferstehung. | | | | | | | |
| Sonnt. | 8 | Heil. Osterfest | 5 22 | 6 43 | 8 28 | 5 1 | 10. Annahme der Reichsverfassung im Deutschen Reichstage 1871. |
| Mont. | 9 | Ostermontag | 5 19 | 6 45 | 9 45 | 5 22 | |
| Dienst. | 10 | Ezechiel | 5 17 | 6 47 | 11 0 | 5 49 | |
| Mittw. | 11 | Hermann | 5 15 | 6 49 | Morg. | 6 26 | |
| Donn. | 12 | Julius | 5 13 | 6 50 | 12 8 | 7 16 | |
| Freit. | 13 | Iulianus | 5 10 | 6 52 | 1 4 | 8 21 | |
| Sonn. | 14 | Tiburtius ☾ | 5 8 | 6 54 | 1 48 | 9 38 | |
| 16. Woche. Vom ungläubigen Thomas. | | | | | | | |
| Sonnt. | 15 | 1. Quas. Obad. | 5 6 | 6 56 | 2 20 | 11 1 | 18. Erstürmung der Düppeler Schanzen 1864. 19. Rondona-Frangi in Ostafrika von den Engländern besetzt. 1916. 20. Amerika droht mit Abbruch der Beziehungen zu Deutschland. 1916. 21. Blutiger irischer Aufstand in Dublin. 1916. — Errichtung des preussischen Landsturms 1813. 23. Deutscher Sieg b. Opatowitz 1915. 24. Erklärung d. deutschen Schutzherrschaft über Südwestafrika 1884. — Moltke gest. 1891. 29. Kapitulation des Generals Townshend in Kut-el-Amara. 1916. 30. Befehlmg Friedrichs von Hohenzollern mit der Carl 1415. |
| Mont. | 16 | Carisius | 5 4 | 6 57 | 2 45 | 12 27 | |
| Dienst. | 17 | Rudolf | 5 1 | 6 59 | 3 5 | 1 53 | |
| Mittw. | 18 | Florentin | 4 59 | 7 1 | 3 22 | 3 19 | |
| Donn. | 19 | Werner | 4 57 | 7 3 | 3 39 | 4 44 | |
| Freit. | 20 | Sulpitius | 4 55 | 7 4 | 3 56 | 6 9 | |
| Sonn. | 21 | Adolf ☉ | 4 53 | 7 6 | 4 16 | 7 33 | |
| 17. Woche. Vom guten Hirten. | | | | | | | |
| Sonnt. | 22 | 2. Mis. D. Lothar | 4 51 | 7 8 | 4 40 | 8 55 | 24. Erklärung d. deutschen Schutzherrschaft über Südwestafrika 1884. — Moltke gest. 1891. 29. Kapitulation des Generals Townshend in Kut-el-Amara. 1916. 30. Befehlmg Friedrichs von Hohenzollern mit der Carl 1415. |
| Mont. | 23 | Georg | 4 48 | 7 9 | 5 10 | 10 10 | |
| Dienst. | 24 | Albert | 4 46 | 7 11 | 5 49 | 11 14 | |
| Mittw. | 25 | Markus Evang. | 4 44 | 7 13 | 6 38 | Morg. | |
| Donn. | 26 | Raimarus | 4 42 | 7 15 | 7 37 | 12 5 | |
| Freit. | 27 | Anastajius | 4 40 | 7 16 | 8 42 | 12 44 | |
| Sonn. | 28 | Therese | 4 38 | 7 18 | 9 53 | 1 13 | |
| 18. Woche. Über ein kleines erfolgende Leiden. | | | | | | | |
| Sonnt. | 29 | 3. Jubil. Sybill. ☾ | 4 36 | 7 20 | 11 2 | 1 35 | 30. Befehlmg Friedrichs von Hohenzollern mit der Carl 1415. |
| Mont. | 30 | Josna | 4 34 | 7 22 | 12 11 | 1 53 | |

Die Juden feiern ihr Passah am 7., das zweite Passahfest am 8., das siebente Passahfest am 13. und ihr Passahende am 14. April.

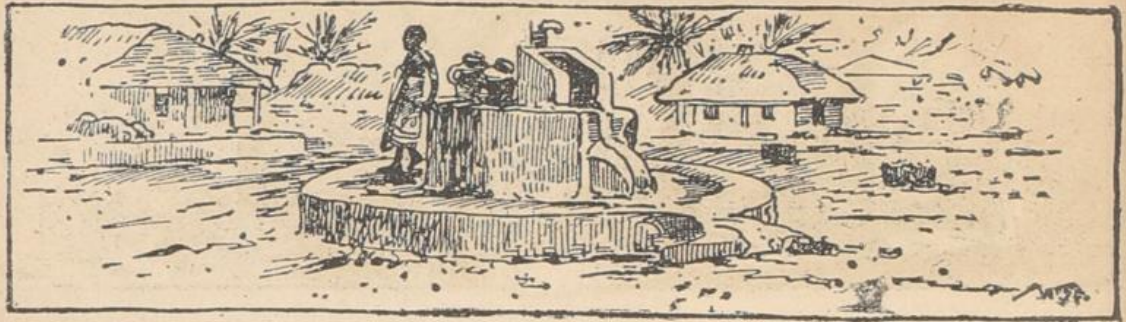


Domhof in Riga.

Mai

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage | |
|---|-------|---------------------|-------------|-------------|-------------|-------------|--|--|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | | |
| Dienst. | 1 | Philipp., Jakob. | 4 32 | 7 23 | 1 20 | 2 9 | <p>1. Lüderitz erwirbt den Hafen von Angra Pequena (Lüderitzbucht) 1883.</p> <p>2. Siegreicher Durchbruch der russ. Front in Galizien 1915.</p> <p>6. Kronprinz Wilhelm geb. 1882.</p> <p>7. Einnahme von Libau 1915.</p> <p>9. Vorläufige Beilegung des Konflikts mit Amerika. 1916.</p> | |
| Mittw. | 2 | Sigismund | 4 30 | 7 25 | 2 30 | 2 23 | | |
| Donn. | 3 | Kreuz. Erfindung | 4 28 | 7 27 | 3 51 | 2 36 | | |
| Freit. | 4 | Florian | 4 26 | 7 28 | 4 54 | 2 50 | | |
| Sonn. | 5 | Gotthard | 4 24 | 7 30 | 6 9 | 2 6 | | |
| 19. Woche. Von Christi Hingange zum Vater. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 6 | 4. Cent. Dietrich | 4 22 | 7 32 | 7 27 | 3 25 | <p>13. Niederlage der Portugiesen am Robuma durch die Schutztruppe von Ostafrika. 1916.</p> <p>16. Frankf. Frieden 1871.</p> <p>18. Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt 1848.</p> <p>22. Errichtung des Kriegs-ernährungsamts unter Leitung des Oberpräsidenten von Batocki. 1916.</p> <p>23. Eintritt Italiens in den Krieg 1915.</p> <p>25. Schill in Stralsund gefallen 1809. — Ruanda in Ostafrika von der Schutztruppe aufgegeben. 1916.</p> <p>30. Asiago und Astero von den Österreichern genommen. Neulangenburg in Ostafrika von den Engländern besetzt. 1916.</p> <p>31. Seeschlacht vor dem Stageraal zwischen der deutschen und englischen Hochseeflotte. Die Engländer mit schweren Verlusten geschlagen.</p> | |
| Mont. | 7 | Gottfried | 4 21 | 7 33 | 8 45 | 3 50 | | |
| Dienst. | 8 | Stanislaus | 4 19 | 7 35 | 9 57 | 4 24 | | |
| Mittw. | 9 | Hiob | 4 17 | 7 37 | 10 19 | 5 11 | | |
| Donn. | 10 | Gordian | 4 10 | 7 38 | 11 47 | 6 13 | | |
| Freit. | 11 | Mamertus | 4 13 | 7 40 | Morg. | 7 27 | | |
| Sonn. | 12 | Pankratius | 4 12 | 7 41 | 12 22 | 8 50 | | |
| 20. Woche. Von der rechten Betekunft. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 13 | 5. Rog. Servat. | 4 10 | 7 43 | 12 49 | 10 15 | | |
| Mont. | 14 | Christian | 4 9 | 7 45 | 1 10 | 11 40 | | |
| Dienst. | 15 | Sophia | 4 7 | 7 46 | 1 28 | 1 4 | | |
| Mittw. | 16 | Honoratus | 4 5 | 7 48 | 1 44 | 2 27 | | |
| Donn. | 17 | Himmelf. Chr. | 4 4 | 7 49 | 2 1 | 3 49 | | |
| Freit. | 18 | Liborius | 4 3 | 7 51 | 2 19 | 5 11 | | |
| Sonn. | 19 | Sara | 4 1 | 7 52 | 2 41 | 6 33 | | |
| 21. Woche. Von der Verheißung des heiligen Geistes. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 20 | 6. Gaudi. Franz. | 4 0 | 7 54 | 3 8 | 7 50 | | |
| Mont. | 21 | Prudenz | 3 58 | 7 55 | 3 43 | 8 59 | | |
| Dienst. | 22 | Helena | 3 57 | 7 57 | 4 28 | 9 56 | | |
| Mittw. | 23 | Desiderius | 3 56 | 7 58 | 5 23 | 10 40 | | |
| Donn. | 24 | Esther | 3 54 | 7 59 | 6 27 | 11 13 | | |
| Freit. | 25 | Urban | 3 53 | 8 7 | 7 36 | 11 38 | | |
| Sonn. | 26 | Eduard | 3 52 | 8 2 | 8 46 | 11 57 | | |
| 22. Woche. Von der Sendung des heiligen Geistes. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 27 | Heil. Pfingstfest | 3 51 | 8 4 | 9 56 | Morg. | | |
| Mont. | 28 | Pfingstmontag | 3 50 | 8 5 | 11 5 | 12 13 | | |
| Dienst. | 29 | Maximilian | 3 49 | 8 6 | 12 14 | 12 28 | | |
| Mittw. | 30 | Quat. Wigand | 3 48 | 8 7 | 1 23 | 12 41 | | |
| Donn. | 31 | Petronilla | 3 47 | 8 9 | 2 34 | 12 55 | | |

Die Juden feiern ihr Wochenfest am 27. und 28. Mai.

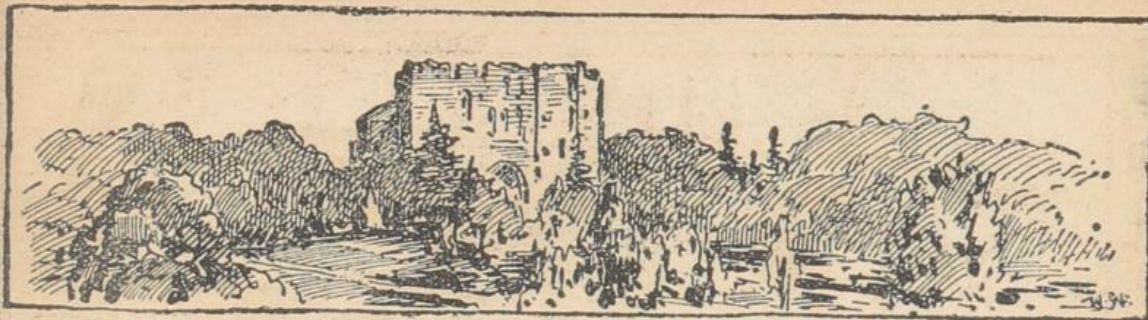


Juni

Ölmühle in Logo.

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage |
|------------|-------|---|-------------|-------------|-------------|-------------|---|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | |
| Freit. | 1 | Nikomedes † | 3 44 | 8 10 | 3 48 | 1 10 | Besuch des Kaisers bei Feldmarschall Gindenburg u. in dem besetzten Kurland: Ansprache an die Kurländer in Mitau. 1916. |
| Sonn. | 2 | Marquard † | 3 56 | 8 11 | 5 5 | 1 27 | |
| 23. Woche. | | Ev. Christi Gespräch mit Nikodemus. Kath. Mir ist gegeben alle Gewalt. | | | | | 3. Wiedereinnahme von Przemysl 1915. |
| Sonnt. | 3 | Trinit. Erasim. | 3 44 | 8 12 | 6 23 | 1 50 | 7. Beginn der schweren russischen Offensive in Galizien und Böhmen. 1916. |
| Mont. | 4 | Ulrike | 3 43 | 8 13 | 7 39 | 2 20 | |
| Dienst. | 5 | Bonifacius ☉ | 3 43 | 8 19 | 8 46 | 3 2 | |
| Mittw. | 6 | Benignus | 3 42 | 8 15 | 9 41 | 3 59 | |
| Donn. | 7 | Fronl. Lucretia | 3 42 | 8 16 | 10 22 | 5 10 | |
| Freit. | 8 | Medardus | 3 41 | 8 17 | 10 52 | 6 33 | |
| Sonn. | 9 | Barnim | 3 41 | 8 18 | 11 15 | 8 0 | |
| 24. Woche. | | Ev. Vom reichen Manne. Kath. Vom großen Abendmahl. | | | | | 15. Thronbesteigung Kaiser Wilhelm II. 1888. 16. Einzug der Truppen in Berlin 1871. |
| Sonnt. | 10 | 1. n. Fr. Omyph. | 3 40 | 8 18 | 11 34 | 9 27 | 18. Schlacht bei Waterloo 1815. 19. Deutsch-östr. Sieg bei Grodel 1915. 22. Wiedereinnahme von Lemberg 1915. |
| Mont. | 11 | Barnabas | 3 40 | 8 19 | 11 51 | 10 52 | |
| Dienst. | 12 | Claudina ☾ | 3 39 | 8 20 | Morg. | 12 15 | |
| Mittw. | 13 | Tobias | 3 39 | 8 21 | 12 8 | 1 37 | |
| Donn. | 14 | Modestus | 3 39 | 8 21 | 12 25 | 2 58 | |
| Freit. | 15 | Vitus ☿ | 3 39 | 8 22 | 12 45 | 4 18 | |
| Sonn. | 16 | Justina | 3 39 | 8 22 | 1 10 | 5 36 | |
| 25. Woche. | | Ev. Vom großen Abendmahl. Kath. Vom verlorenen Schaf und Groschen. | | | | | |
| Sonnt. | 17 | 2. n. Fr. Volkun. | 3 39 | 8 23 | 1 41 | 6 47 | 29. Eroberung von Nisn 1864 |
| Mont. | 18 | Paulina | 3 39 | 8 23 | 2 21 | 7 47 | |
| Dienst. | 19 | Gerbas, Prot. ☉ | 3 39 | 8 23 | 3 13 | 8 36 | |
| Mittw. | 20 | Raphael | 3 39 | 8 24 | 4 14 | 9 13 | |
| Donn. | 21 | Jacobina | 3 39 | 8 24 | 5 21 | 9 41 | |
| Freit. | 22 | Achatius | 3 39 | 8 24 | 6 31 | 10 2 | |
| Sonn. | 23 | Basilius | 3 39 | 8 24 | 7 42 | 10 19 | |
| 26. Woche. | | Ev. Vom verlorenen Schaf. Kath. Von Petri reichem Fischzuge. | | | | | |
| Sonnt. | 24 | 3. n. Fr. J. d. L. | 3 40 | 8 24 | 8 51 | 10 34 | |
| Mont. | 25 | Elogius | 3 40 | 8 24 | 10 0 | 10 48 | |
| Dienst. | 26 | Jeremias | 3 40 | 8 24 | 11 8 | 11 1 | |
| Mittw. | 27 | Sieb. Schläfer ☽ | 3 41 | 8 24 | 12 17 | 11 15 | |
| Donn. | 28 | Leo Papst † | 3 41 | 8 24 | 1 28 | 11 31 | |
| Freit. | 29 | Petrus, Paulus, | 3 42 | 8 24 | 2 42 | 11 50 | |
| Sonn. | 30 | Pauli Gedächtn. | 3 42 | 8 24 | 3 59 | Morg. | |

Am 22. Juni Sommersanfang, längster Tag. Am 19. Juni unsichtbare Sonnenfinsternis.



Domruine in Dorpat.

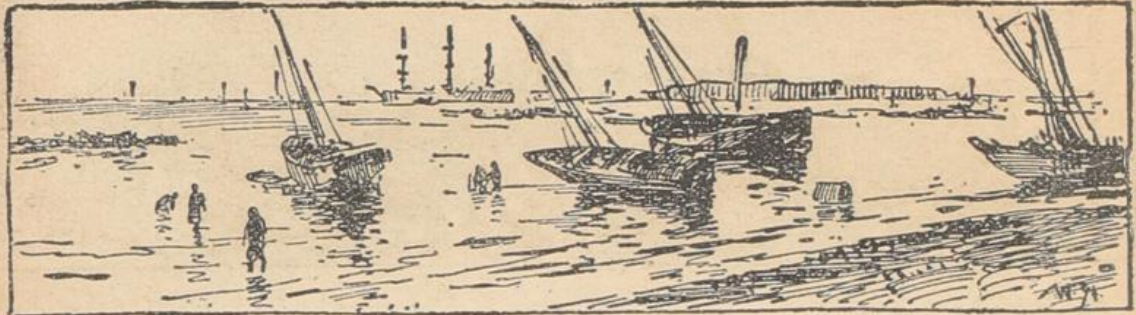
Juli

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage | |
|---|-------|-------------------------|-------------|-------------|--------------|--------------|---|--|
| | | | Aufg. n. M. | Untg. n. M. | Aufg. n. M. | Untg. n. M. | | |
| 27. Woche. Ev. Vom Splitter im Auge. Kath. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 1 | 4. n. Tr. Theob. | 3 43 | 8 24 | 5 15 | 12 16 | 1. Helgoland deutsch; deutsch-englisches Kolonialabkommen 1890. — Beginn der großen englischen Offensive in Nordfrankreich 1916. 3. Schlacht bei Königgrätz 1866. 5. Logo unter deutschen Schutz gestellt 1884. | |
| Mont. | 2 | Mariä Heims. | 3 44 | 8 23 | 6 27 | 12 51 | | |
| Dienst. | 3 | Cornelius | 3 44 | 8 23 | 7 28 | 1 41 | | |
| Mittw. | 4 | Ulrich | 3 45 | 8 22 | 8 16 | 2 47 | | |
| Donn. | 5 | Anselmus | 3 46 | 8 22 | 8 52 | 4 6 | | |
| Freit. | 6 | Jesajas | 3 47 | 8 21 | 9 19 | 5 35 | | |
| Sonn. | 7 | Demetrius | 3 48 | 8 21 | 9 40 | 7 5 | | |
| 28. Woche. Ev. Von Petri reich. Fischz. — Kath. Jesus speist 4000 Mann. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 8 | 5. n. Tr. Kilian | 3 49 | 8 20 | 9 58 | 8 33 | 14. Kapitulation der südwestafrikanischen Schutztruppe 1915. 19. Lobestag der Königin Luise 1910. — Französische Kriegserklärung 1870. 23. Osterreich-Ungarns Ultimatum an Serbien 1914. 28. Niederlage d. Italiener am Isonzo 1915. 29. Osterr.-Ungarns Kriegserklärung an Serbien 1914. 30. Bismarck gest. 1898. 31. Allgem. russische Mobilmachung. — Erklär. Deutschlands in Kriegszustand. — Kaiser- und Kanzlerreden an das deutsche Volk 1914. | |
| Mont. | 9 | Cyrillus | 3 50 | 8 20 | 10 15 | 10 0 | | |
| Dienst. | 10 | Sieben Brüder | 3 51 | 8 19 | 10 32 | 11 24 | | |
| Mittw. | 11 | Pius | 3 52 | 8 18 | 10 51 | 12 46 | | |
| Donn. | 12 | Heinrich | 3 53 | 8 17 | 11 14 | 2 7 | | |
| Freit. | 13 | Margareta | 3 54 | 8 16 | 11 43 | 3 25 | | |
| Sonn. | 14 | Bonaventura | 3 55 | 8 15 | Morg. | 5 38 | | |
| 29. Woche. Ev. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Kath. Von den falschen Propheten. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 15 | 6. n. Tr. Ap. L. | 3 56 | 8 14 | 12 20 | 5 41 | | |
| Mont. | 16 | Walter | 3 58 | 8 13 | 1 7 | 6 33 | | |
| Dienst. | 17 | Alexius | 3 59 | 8 12 | 2 4 | 7 14 | | |
| Mittw. | 18 | Karolina | 4 0 | 8 11 | 3 9 | 7 44 | | |
| Donn. | 19 | Ruth | 4 1 | 8 10 | 4 18 | 8 7 | | |
| Freit. | 20 | Elias | 4 3 | 8 9 | 5 29 | 8 26 | | |
| Sonn. | 21 | Daniel | 4 4 | 8 7 | 6 38 | 8 41 | | |
| 30. Woche. Ev. Jesus speist 4000 Mann. — Kath. Vom ungerecht. Haush. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 22 | 7. n. Tr. M. M. | 4 6 | 8 6 | 7 47 | 8 55 | | |
| Mont. | 23 | Albertine | 4 7 | 8 5 | 8 55 | 9 8 | | |
| Dienst. | 24 | Christine | 4 8 | 8 3 | 10 4 | 9 22 | | |
| Mittw. | 25 | Jakobus | 4 10 | 8 2 | 11 13 | 9 37 | | |
| Donn. | 26 | Anna | 4 11 | 8 0 | 12 24 | 9 54 | | |
| Freit. | 27 | Bertold | 4 13 | 7 59 | 1 38 | 10 16 | | |
| Sonn. | 28 | Innocenz | 4 14 | 7 57 | 2 53 | 10 46 | | |
| 31. Woche. Ev. Von den falschen Propheten. Kath. Von der Zerstörung Jerusalems. | | | | | | | | |
| Sonnt. | 29 | 8. n. Tr. Martha | 4 16 | 7 56 | 4 6 | 11 27 | | |
| Mont. | 30 | Beatrix | 4 17 | 7 54 | 5 11 | Morg | | |
| Dienst. | 31 | Germanus | 4 19 | 7 53 | 6 5 | 12 23 | | |

Am 29. Juli Fasten der Juden wegen Zerstörung des Tempels.

Am 3. Juli Sonne in Erdferne.

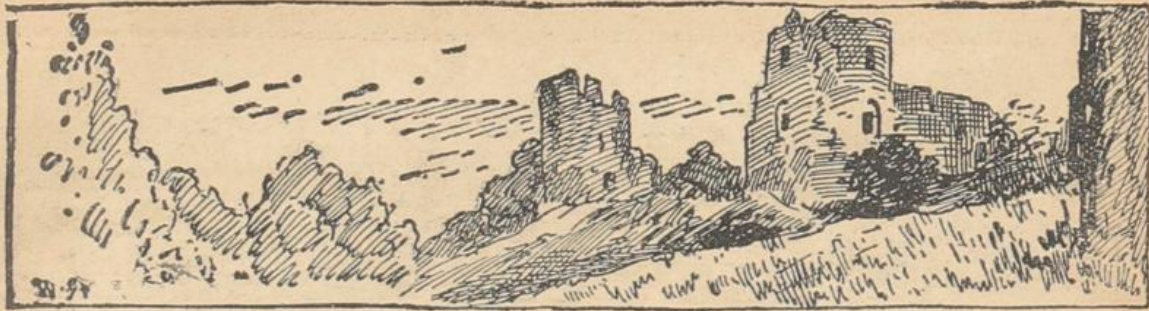
Am 4. Juli sichtbare Mondfinsternis. — Am 19. Juli unsichtbare Sonnenfinsternis.



August

Ostafrikanisches Gestade.

| Kochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage |
|------------|-------|--|-------------|-------------|-------------|-------------|--|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | |
| Mittw. | 1 | Petri Kettenfest | 4 20 | 7 51 | 6 47 | 1 36 | 1. Kaiser Wilhelm: ich kenne keine Parteien mehr 1914. 2. Erster Mobilmachungstag 1914. — Ultimatum an Belgien. — Neuer großer Kreuzer „Gindenburg“ 1915. 3. Kriegserklär. an Frankreich 1914. 4. Kriegstagung d. Reichstags. — Kriegserklärung Englands 1914. 5. Einnahme Warschau 1915 6. Schlacht bei Wörth 1870. — Der Kaiser an das deutsche Volk. — Errichtung des Eisernen Kreuzes von 1914. 7. Hisung der deutschen Flagge am Gestade von Südwestafrika 1884. — Lüttich genommen 1914. 15. Ausbruch des Araber-aufstand. i. D. Ostafrika 1888. 16. Der Kaiser geht ins Feld 1914. 18. Schl. b. Gravelotte 1870. — Einnahme von Rowno 1915. 19. Japanisches Ultimatum an Deutschland 1914. 20. Gouvern. Meher-Waldeck: Pflichterfüllung bis aufs Auferstehel — Einnahme von Brüssel 1914. — Einnahme von Rowo-Georgiewsk 1915. 21. Deutscher Sieg in Lothringen 1914. — Kriegserklärung Italiens an die Türkei 1914. 22. Sieg d. Kronprinzen bei Longwy 1914. 23. Ofter. S. b. Krausnik 1914. 25. Ramur gefallen 1915. 26. Schlacht an d. Rakbach 1813. — Longwy genommen 1914. — Einnahme von Brest-Litowsk. 1915. 27. Kapitulat. v. Togo 1914. 28. Niederlage d. Russen bei Tannenberg — Seegefecht bei Helgoland — Niederlage der Engländer bei St. Quentin 1914. 29. Niederlage d. Engländer b. Sarua — Besieg. v. Samoa durch die Engländer 1914. |
| Donn. | 2 | Portiuncula | 4 22 | 7 49 | 7 18 | 3 1 | |
| Freit. | 3 | August | 4 23 | 7 47 | 7 42 | 4 31 | |
| Sonn. | 4 | Perpetua | 4 25 | 7 46 | 8 2 | 6 3 | |
| 32. Woche. | | Ev. Vom ungerechten Haushalter. Kath. Vom Pharisäer und Zöllner. | | | | | |
| Sonnt. | 5 | 9. n. Tr. Dom. | 4 27 | 7 44 | 8 20 | 7 33 | |
| Mont. | 6 | Verkl. Christi | 4 28 | 7 42 | 8 38 | 9 1 | |
| Dienst. | 7 | Donatus | 4 30 | 7 40 | 8 57 | 10 27 | |
| Mittw. | 8 | Ladislaus | 4 31 | 7 38 | 9 19 | 11 51 | |
| Donn. | 9 | Romanus | 4 33 | 7 36 | 9 46 | 1 12 | |
| Freit. | 10 | Laurentius | 4 35 | 7 35 | 10 21 | 2 28 | |
| Sonn. | 11 | Titus | 4 36 | 7 33 | 11 5 | 3 35 | |
| 33. Woche. | | Ev. Von der Zerstörung Jerusalems. Kath. Der Taubstumme. | | | | | |
| Sonnt. | 12 | 10. n. Tr. Klara | 4 38 | 7 31 | 11 59 | 4 31 | |
| Mont. | 13 | Hilbrandt | 4 39 | 7 29 | Morg. | 5 14 | |
| Dienst. | 14 | Eusebius | 4 41 | 7 27 | 1 1 | 5 47 | |
| Mittw. | 15 | Mar. Himmelf. | 4 43 | 7 25 | 2 9 | 6 13 | |
| Donn. | 16 | Isaak | 4 45 | 7 23 | 3 18 | 6 33 | |
| Freit. | 17 | Bertram | 4 46 | 7 21 | 4 28 | 6 49 | |
| Sonn. | 18 | Emilia | 4 48 | 7 19 | 5 37 | 7 4 | |
| 34. Woche. | | Ev. Der Pharisäer und der Zöllner. Kath. Vom Samariter und Lebiten. | | | | | |
| Sonnt. | 19 | 11. n. Tr. Seb. | 4 50 | 7 16 | 6 45 | 7 17 | |
| Mont. | 20 | Bernhard | 4 51 | 7 14 | 7 53 | 7 31 | |
| Dienst. | 21 | Anastasius | 4 53 | 7 12 | 9 2 | 7 45 | |
| Mittw. | 22 | Oswald | 4 55 | 7 10 | 10 12 | 8 1 | |
| Donn. | 23 | Zachäus | 4 56 | 7 8 | 11 24 | 8 22 | |
| Freit. | 24 | Bartholomäus | 4 58 | 7 6 | 12 36 | 8 48 | |
| Sonn. | 25 | Ludwig | 5 0 | 7 3 | 1 48 | 9 23 | |
| 35. Woche. | | Ev. Der Taubstumme. Kath. Von den zehn Ausfähigen. | | | | | |
| Sonnt. | 26 | 12. n. Tr. Iren. | 5 1 | 7 1 | 2 55 | 10 10 | |
| Mont. | 27 | Gebhard | 5 3 | 6 59 | 3 53 | 11 13 | |
| Dienst. | 28 | Augustinus | 5 5 | 6 57 | 4 39 | Morg | |
| Mittw. | 29 | Joh. Enthaupt. | 5 6 | 6 55 | 5 14 | 12 30 | |
| Donn. | 30 | Benjamin | 5 8 | 6 52 | 5 41 | 1 56 | |
| Freit. | 31 | Rebecca | 5 10 | 6 50 | 6 4 | 3 27 | |



Ordnungschloß Wendent.

September

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage |
|--|-------|-------------------------------------|-------------|-------------|-------------|-------------|---|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. B. | Untg. u. M. | |
| Sonn. | 1 | Agidius ☽ | 5 11 | 6 48 | 6 23 | 4 58 | |
| 36. Woche. Ev. Vom Samariter und Leviten. Rath. Vom Rammondsdienst. | | | | | | | |
| Sonnt. | 2 | 13. n. Tr. R., L. | 5 13 | 6 45 | 6 41 | 6 28 | 2. Kapitulation von Sedan 1870. — Einnahme v. Grodno. 1915. |
| Mont. | 3 | Mansuetus | 5 15 | 6 43 | 7 1 | 7 58 | 5. Engl. Kreuzer „Pathfinder“ torpediert 1914. |
| Dienst. | 4 | Moses | 5 16 | 6 41 | 7 22 | 9 26 | 7. Gründung der Deutsch-Ostafrik. Gesellschaft 1885. — Raubzuge genommen 1914. |
| Mittw. | 5 | Rathanael | 5 18 | 6 39 | 7 48 | 10 51 | |
| Donn. | 6 | Magnus | 5 19 | 6 36 | 8 21 | 12 11 | |
| Freit. | 7 | Regina | 5 21 | 6 34 | 9 2 | 1 24 | |
| Sonn. | 8 | Maria Geburt ☽ | 5 23 | 6 32 | 9 54 | 2 25 | |
| 37. Woche. Ev. Von den zehn Aussätzigen. Rath. Der Jüngling zu Nain. | | | | | | | |
| Sonnt. | 9 | 14. n. Tr. Brun. | 5 25 | 6 29 | 10 54 | 3 13 | 9. Hendrik Witbooi ergibt sich an der Nauflust 1894. — Erstes Zeppelin-Bombardement auf die City von London 1915. |
| Mont. | 10 | Sosthenes | 5 26 | 6 27 | 12 0 | 3 49 | 11. Niederlage d. Russen an den Masureischen Seen 1914. |
| Dienst. | 11 | Gerhard | 5 28 | 6 24 | Morg. | 4 17 | 12. Übergabe von Rabaul (Neuguinea) 1914. |
| Mittw. | 12 | Ottile | 5 30 | 6 22 | 1 9 | 4 39 | 18. Sieg bei Wilna. 1915. |
| Donn. | 13 | Christlieb | 5 31 | 6 20 | 2 18 | 4 57 | |
| Freit. | 14 | Kreuzes Erhöh. | 5 33 | 6 17 | 3 27 | 5 12 | |
| Sonn. | 15 | Constantia | 5 35 | 6 15 | 4 35 | 5 26 | 19. Die Engländer besetzen Lüderichbucht 1914. — Eröffnung des Bombardements auf Semendria und Belgrad. 1915. |
| 38. Woche. Ev. Vom Rammondsdienst. Rath. Der Dasserfüchtige. | | | | | | | |
| Sonnt. | 16 | 15. n. Tr. Euph. ☽ | 5 36 | 6 13 | 5 43 | 5 41 | 20. Vernichtung des englischen Kreuzers „Pegasus“ vor Sansibar 1914. |
| Mont. | 17 | Lambertus | 5 38 | 6 10 | 6 52 | 5 54 | 21. Einzug der Truppen in Berlin 1866. |
| Dienst. | 18 | Siegfried | 5 40 | 6 8 | 8 2 | 6 10 | 22. U 9 torpediert die engl. Kreuzer „Hogue“, „Abulir“ und „Cressy“ 1914. |
| Mittw. | 19 | Quat. Januar. † | 5 41 | 6 5 | 9 13 | 6 29 | 24. Bismarck wird preuß. Ministerpräsident 1862. — Dritte deutsche Kriegsanleihe, über 12 Milliarden Mark 1915. |
| Donn. | 20 | Friederike | 5 43 | 6 3 | 10 25 | 6 53 | 25. Englische Niederlage bei Sandfontein 1914. |
| Freit. | 21 | Matthäus Ev. † | 5 45 | 6 1 | 11 37 | 7 25 | 27. Kapitulation von Straßburg 1870. — Übergabe von Duala 1914. |
| Sonn. | 22 | Moriz † | 5 46 | 6 58 | 12 44 | 8 7 | 29. Die große französische Offensive abge schlagen. 1915. |
| 39. Woche. Ev. Der Jünger zu Nain. Rath. Das vornehmste Gebot. | | | | | | | |
| Sonnt. | 23 | 16. n. Tr. Joel | 5 48 | 5 56 | 1 44 | 9 3 | |
| Mont. | 24 | Johann. Empf. ☽ | 5 50 | 5 54 | 2 33 | 10 12 | |
| Dienst. | 25 | Aleophas | 5 51 | 5 51 | 3 11 | 11 31 | |
| Mittw. | 26 | Cyprianus | 5 53 | 5 49 | 3 40 | Morg | |
| Donn. | 27 | Kosmas u. Dam. | 5 55 | 5 46 | 4 4 | 12 56 | |
| Freit. | 28 | Wenzeslaus | 5 57 | 5 44 | 4 24 | 2 24 | |
| Sonn. | 29 | Michael | 5 58 | 5 42 | 4 43 | 3 53 | |
| 40. Woche. Ev. Der Wasserfüchtige. Rath. Der Sichtbrüchige. | | | | | | | |
| Sonnt. | 30 | 17. n. Tr. Hier. ☽ Erntedankfest | 6 0 | 5 39 | 5 3 | 5 22 | |

Die Juden feiern den Anfang ihres 5678. Jahres am 17., das zweite Neujahrsfest am 18., Fasten-Gedaljah am 19. und ihr Versöhnungsfest am 26. September.
Am 23. September Herbstanfang, Tag und Nacht gleich.

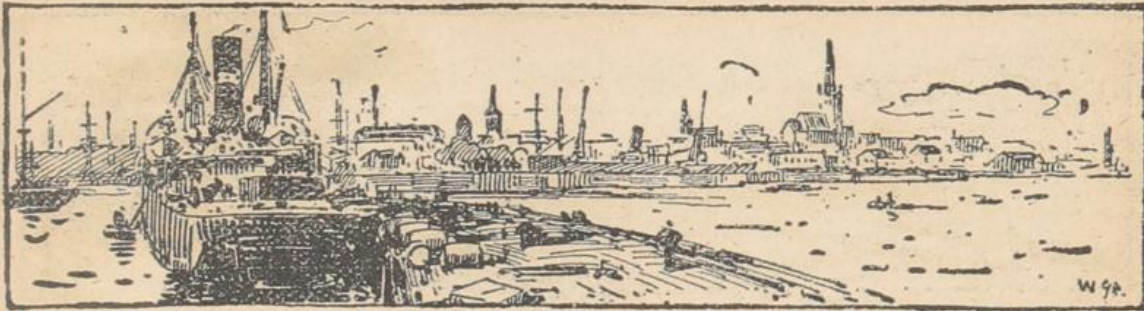


Auf der Rad in Südwest.

Oktober

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnens | | Mond- | | Erinnerungstage | |
|------------|-------|--|-------------|-------------|-------------|-------------|---|---|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | | |
| Mont. | 1 | Remigius | 6 2 | 5 37 | 5 23 | 6 51 | 1. über 4 $\frac{1}{2}$ Milliarden Mark deutsche Kriegsanleihe 1914. | |
| Dienst. | 2 | Vollrad | 6 3 | 5 35 | 5 48 | 8 19 | | |
| Mittw. | 3 | Erwald | 6 5 | 5 32 | 6 18 | 9 44 | | |
| Donn. | 4 | Franz | 6 7 | 5 30 | 6 57 | 11 3 | | |
| Freit. | 5 | Fides | 6 8 | 5 28 | 7 46 | 12 11 | | |
| Sonn. | 6 | Charitas | 6 10 | 5 25 | 8 44 | 1 5 | | |
| 41. Woche. | | Ev. Das vornehmste Gebot. Ath. Vom hochzeitlichen Kleide. | | | | | | 6. Beginn der deutschen und österreichisch-ungarischen Offensive gegen Serbien. Donau u. Save überschritten. 1915. 8. Belgrad im Sturm genommen. 1915. 9. Antwerpen genommen — Befestigung der Marschallinseln durch die Japaner 1914. 11. Russisch. Kreuzer „Bal-lada“ torpediert 1914. |
| Sonn. | 7 | 18. n. Tr. Spes ☉ | 6 12 | 5 23 | 9 50 | 1 47 | | |
| Mont. | 8 | Ephraim | 6 14 | 5 21 | 10 59 | 2 48 | | |
| Dienst. | 9 | Dionysius | 6 15 | 5 18 | Morg. | 2 42 | | |
| Mittw. | 10 | Amalia | 6 17 | 5 16 | 12 8 | 3 2 | | |
| Donn. | 11 | Burhard | 6 19 | 5 14 | 1 17 | 3 18 | | |
| Freit. | 12 | Ehrenfried | 6 21 | 5 12 | 2 25 | 3 33 | | |
| Sonn. | 13 | Koloman | 6 23 | 5 9 | 3 33 | 3 47 | | |
| 42. Woche. | | Ev. Der Sichtbrüchige. Ath. Des Königschen Sohn. | | | | | | |
| Sonn. | 14 | 19. n. Tr. Wilh. | 6 24 | 5 7 | 4 41 | 4 1 | 14. Kriegsmanifest des Königs von Bulgarien und Eintritt Bulgariens in den Kampf an unserer Seite 1915. 15. Engl. Kreuzer „Harold“ torpediert 1914. 18. Völkerschlacht bei Leipzig 1813. | |
| Mont. | 15 | Hedwig | 6 26 | 5 5 | 5 50 | 4 17 | | |
| Dienst. | 16 | Gallus | 6 28 | 5 3 | 7 1 | 4 35 | | |
| Mittw. | 17 | Florentin | 6 30 | 5 0 | 8 14 | 4 58 | | |
| Donn. | 18 | Lukas Evang. | 6 32 | 4 58 | 9 27 | 5 28 | | |
| Freit. | 19 | Ptolemäus | 6 33 | 4 56 | 10 36 | 6 7 | | |
| Sonn. | 20 | Wendelin | 6 35 | 4 54 | 11 37 | 6 59 | | |
| 43. Woche. | | Ev. Vom hochzeitlichen Kleide. Ath. Vom Schalksnecht. | | | | | | |
| Sonn. | 21 | 20. n. Tr. Ursul. | 6 37 | 4 52 | 12 29 | 8 3 | | 21. Beschießung von Dar-es-salam 1914. 23. Niederlage der Italiener am Isonzo. 1915. 25. Kapitulation von Mex 1870. — Untergang des englischen Dreadnoughts „Audacious“ 1914. |
| Mont. | 22 | Cordula | 6 39 | 4 50 | 1 10 | 9 18 | | |
| Dienst. | 23 | Severinus | 6 41 | 4 48 | 1 41 | 10 39 | | |
| Mittw. | 24 | Salome | 6 42 | 4 46 | 2 6 | Morg. | | |
| Donn. | 25 | Adelheid | 6 44 | 4 44 | 2 27 | 12 2 | | |
| Freit. | 26 | Amandus | 6 46 | 4 41 | 2 46 | 1 27 | | |
| Sonn. | 27 | Sabina | 6 48 | 4 39 | 3 4 | 2 53 | | |
| 44. Woche. | | Ev. Des Königschen Sohn. Ath. Vom Zinsgrofschen. | | | | | | |
| Sonn. | 28 | 21. n. Tr. S., J. | 6 50 | 4 37 | 3 24 | 4 19 | 28. Die „Emden“ vor Singapore 1914. 29. Eintritt der Türkei in den Krieg 1914. | |
| Mont. | 29 | Engelhard | 6 51 | 4 35 | 3 27 | 5 46 | | |
| Dienst. | 30 | Hartmann | 6 53 | 4 33 | 4 14 | 7 12 | | |
| Mittw. | 31 | Wolfgang † | 6 55 | 4 31 | 4 49 | 8 35 | | |

Die Juden feiern das Laubhüttenfest am 1., das zweite Fest der Laubhütten am 2., das Palmfest am 7., ihr Laubhüttenende am 8 und die Geseßesfreude am 9. Oktober.



Hafen von Neval.

November

| Wochentage | Datum | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage | |
|------------|-------|--|-------------|-------------|--------------|--------------|---|--|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | | |
| Donn. | 1 | Aller Heiligen | 6 57 | 4 30 | 5 34 | 9 50 | 1. Deutscher Seefest bei Coronel an der Küste von Chile 1914. | |
| Freit. | 2 | Aller Seelen | 6 59 | 4 28 | 6 30 | 10 52 | | |
| Sonn. | 3 | Gottlieb | 7 1 | 4 26 | 7 34 | 11 40 | | |
| 45. Woche. | | Ev. Vom Schalksnecht. -- Rath. Jairi Töchterlein. | | | | | | |
| Sonn. | 4 | 22. n. Tr. Charl. Reform.-Fest | 7 3 | 4 24 | 8 44 | 12 17 | 5. Schlacht bei Rossbach 1757. — Englische Niederlage bei Tanga 1914. — Nisib von den Bulgaren erobert 1915. 6. u. 7. Bei Krasjevo und Krusevac fast die gesamte serbische Artillerie erbeutet. 1915. 7. Tsingtau gefallen 1914. 9. „Emden“ auf Strand gesetzt 1915. 11. Dignuiden erstickt 1914. 14. Admiral Diedrichs in der Kiautschoubuch 1897. 15. Die deutsche Verwaltung eröffnet in dem besetzten Polen die polnische Universtität und Technische Hochschule in Warschau. 1915. | |
| Mont. | 5 | Erich | 7 5 | 4 22 | 9 54 | 12 44 | | |
| Dienst. | 6 | Leonhard | 7 6 | 4 20 | 11 3 | 1 5 | | |
| Mittw. | 7 | Erdmann | 7 8 | 4 19 | Morg. | 1 23 | | |
| Donn. | 8 | Claudius | 7 10 | 4 17 | 12 12 | 1 38 | | |
| Freit. | 9 | Theodorus | 7 12 | 4 15 | 1 19 | 1 53 | | |
| Sonn. | 10 | Martin P. | 7 14 | 4 14 | 2 27 | 2 7 | | |
| 46. Woche. | | Ev. Vom Hinzgrotschen. Rath. Vom Unkraut unter dem Weizen. | | | | | | |
| Sonn. | 11 | 23. n. Tr. M. B. | 7 16 | 4 12 | 3 36 | 2 22 | | |
| Mont. | 12 | Kunibert | 7 17 | 4 10 | 4 57 | 2 40 | | |
| Dienst. | 13 | Eugen | 7 19 | 4 9 | 5 59 | 3 1 | | |
| Mittw. | 14 | Levinus | 7 21 | 4 7 | 7 12 | 3 29 | | |
| Donn. | 15 | Leopold | 7 23 | 4 6 | 8 24 | 4 6 | | |
| Freit. | 16 | Ottomar | 7 25 | 4 4 | 9 30 | 4 54 | | |
| Sonn. | 17 | Hugo | 7 26 | 4 3 | 10 26 | 5 56 | | |
| 47. Woche. | | Ev. Jairi Töchterlein. — Rath. Vom Senförmlein. | | | | | | |
| Sonn. | 18 | 24. n. Tr. Gttsch. | 7 28 | 4 2 | 11 10 | 7 8 | | |
| Mont. | 19 | Elisabeth | 7 30 | 4 0 | 11 44 | 8 28 | | |
| Dienst. | 20 | Edmund | 7 32 | 3 59 | 12 11 | 9 50 | | |
| Mittw. | 21 | Buß- u. Betttag*) | 7 34 | 3 58 | 12 32 | 11 13 | | |
| Donn. | 22 | Ernestine | 7 35 | 3 57 | 12 51 | Morg. | | |
| Freit. | 23 | Klemens | 7 37 | 3 55 | 1 9 | 12 36 | | |
| Sonn. | 24 | Lebrecht | 7 39 | 3 54 | 1 28 | 1 59 | | |
| 48. Woche. | | Vom Grenz der Verwüfung. | | | | | | |
| Sonn. | 25 | 25. n. Tr. Rath. Feier z. Gedächtn. d. Verstorbenen | 7 40 | 3 53 | 1 49 | 3 23 | | |
| Mont. | 26 | Konrad | 7 42 | 3 52 | 2 13 | 4 47 | | |
| Dienst. | 27 | Lot | 7 44 | 3 51 | 2 44 | 6 9 | | |
| Mittw. | 28 | Günter | 7 45 | 3 50 | 3 24 | 7 27 | | |
| Donn. | 29 | Noah | 7 47 | 3 55 | 4 15 | 8 35 | | |
| Freit. | 30 | Andreas | 7 48 | 3 45 | 5 16 | 9 30 | | |

*) In den Hohenzollernschen Landen wird kein Buß- und Betttag gefeiert.



Dezember

In der Massaissteppe.

| Wochentage | Natur | Fest- u. Namenstage | Sonnen- | | Mond- | | Erinnerungstage |
|------------|-------|--|-------------|-------------|-------------|-------------|-----------------|
| | | | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | Aufg. u. M. | Untg. u. M. | |
| Sonn. | 1 | Arnold | 7 50 | 3 48 | 6 24 | 10 12 | |
| 49. Woche. | | Ev. Christi Einzug in Jerusalem. Rath. Von den Reichen des jüngsten Tages. | | | | | |
| Sonnt. | 2 | 1. Advent Cand. | 7 51 | 3 47 | 7 35 | 10 43 | |
| Mont. | 3 | Cassian | 7 52 | 3 47 | 8 46 | 11 8 | |
| Dienst. | 4 | Barbara | 7 54 | 3 46 | 9 56 | 11 27 | |
| Mittw. | 5 | Abigail | 7 55 | 3 46 | 11 4 | 11 43 | |
| Donn. | 6 | Nikolaus € | 7 57 | 3 45 | Morg. | 11 58 | |
| Freit. | 7 | Antonia † | 7 58 | 3 45 | 12 12 | 12 12 | |
| Sonn. | 8 | Maria Empf. | 7 59 | 3 44 | 1 20 | 12 27 | |
| 50. Woche. | | Ev. Von den Reichen des jüngsten Tages. Rath. Johannes im Gefängnis. | | | | | |
| Sonnt. | 9 | 2. Adv. Joachim | 8 0 | 3 44 | 2 29 | 12 43 | |
| Mont. | 10 | Judith | 8 1 | 3 44 | 3 40 | 1 3 | |
| Dienst. | 11 | Baldemar | 8 3 | 3 44 | 4 53 | 1 28 | |
| Mittw. | 12 | Epimachus | 8 4 | 3 44 | 6 6 | 2 0 | |
| Donn. | 13 | Lucia | 8 5 | 3 44 | 7 15 | 2 44 | |
| Freit. | 14 | Israel ● | 8 6 | 3 44 | 8 16 | 3 42 | |
| Sonn. | 15 | Johanna | 8 7 | 3 44 | 9 6 | 4 52 | |
| 51. Woche. | | Ev. Joh. Botsch. an Christum. — Rath. Joh. Zeugn. | | | | | |
| Sonnt. | 16 | 3. Adv. Ananias | 8 7 | 3 44 | 9 45 | 6 12 | |
| Mont. | 17 | Lazarus | 8 8 | 3 44 | 10 15 | 7 36 | |
| Dienst. | 18 | Christoph | 8 9 | 3 44 | 10 38 | 9 1 | |
| Mittw. | 19 | Quat. Manasse † | 8 10 | 3 44 | 10 58 | 10 24 | |
| Donn. | 20 | Abraham | 8 10 | 3 45 | 11 16 | 11 47 | |
| Freit. | 21 | Thomas Ap. † ☉ | 8 11 | 3 45 | 11 34 | Morg. | |
| Sonn. | 22 | Beata | 8 11 | 3 46 | 11 52 | 1 9 | |
| 52. Woche. | | Ev. Joh. Zeugn. — Rath. Im 15. Jahre d. Reg. Liberii. | | | | | |
| Sonnt. | 23 | 4. Adv. Ignatius | 8 12 | 3 46 | 12 15 | 2 31 | |
| Mont. | 24 | Adam, Eva † | 8 12 | 3 47 | 12 07 | 3 52 | |
| Dienst. | 25 | Heil. Crisfest | 8 13 | 3 47 | 1 19 | 5 10 | |
| Mittw. | 26 | 2. Christtag | 8 13 | 3 48 | 2 4 | 6 21 | |
| Donn. | 27 | Johannes Ev. | 8 13 | 3 49 | 3 0 | 7 20 | |
| Freit. | 28 | Unsch. Kindlein ☉ | 8 13 | 3 50 | 4 5 | 8 7 | |
| Sonn. | 29 | Jonathan | 8 14 | 3 51 | 5 16 | 8 43 | |
| 53. Woche. | | Von Simeon und Hanna. | | | | | |
| Sonnt. | 30 | n. Weihn. David | 8 14 | 3 52 | 6 28 | 9 10 | |
| Mont. | 31 | Sylvester | 8 14 | 3 53 | 7 39 | 4 31 | |

4. Die Eisenbahnerverbindung von Risch nach Sofia und damit von Berlin nach Konstantinopel hergestellt. 1915.

8. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg geb. 1857. — Ruhmvoller Untergang unseres Geschwaders vor den Falklandinseln 1914. — Deutsche Denkschrift an die englische Regierung über den Baralong-Mord 1915.

13. Auflösung des Reichstags wegen der Bewilligungsfrage für Südwestafrika 1906.

18. Niederlage der Portugiesen bei Naulila durch die südwestafrikanische Schutztruppe 1914.

19. Verjagung der Engländer von den Dardanellen bei Anaforta und Ari Burnu. 1915.

20. Duala an der Kamerunküste deutsch 1884.

22. General von Emmich, der Eroberer von Lüttich, in Hannover gestorben. 1915.

Am 22. Dezember Winteranfang, kürzester Tag. Am 14. Dezember unsichtbare Sonnenfinsternis. Am 28. Dezember unsichtbare Mondfinsternis.

Bilder unserer kolonialen Persönlichkeiten.



Schée.

Gouverneur Schée, der verdienstvolle Leiter der Verwaltung von Deutsch-Ostafrika während des Krieges, hat sich mit seinen Beamten durch seine Tätigkeit denselben Dank der Heimat erworben, wie die tapfere Schutztruppe.



Ebermaier.

Seit dem Beginn des Krieges von der Heimat abgeschnitten, hat Gouverneur Ebermaier das Schicksal der tapfer verteidigten Kolonie nicht wenden können. Wir dürfen uns aber freuen, daß er mit den übrigen braven Kameradern sich ins gastfreie Spanien hat retten können.



Seitz.

Südwestafrikas Verlust ist uns am schmerzlichsten, weil diese Kolonie mit dem meisten deutschen Blute erlauft ist. Daran, daß sie im Friedensschluß uns fernbleiben könnte, glauben wir nicht und hoffen, wenn Friede wird, auch den jetzt von den Engländern festgehaltenen Dr. Seitz wieder an der Spitze eines deutschen Landes zu sehen.



Haber.

Geheimer Oberregierungsrat Eduard Haber, ursprünglich Bergassessor, als solcher für Deutsch-Ostafrika tätig, danach vortragender Rat im Reichskolonialamt, war 1914 beim Ausbruch des Krieges stellvertretender Gouverneur in Neu-Guinea. Er gehört zu den besten Kennern unseres Kolonialwesens, namentlich Ostafrikas.



v. Lettow-Vorbeck.

Unter all unsern deutschen Kolonialoffizieren hat während dieses Krieges Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck, der Kommandeur der ost-afrikanischen Schutztruppe, das beneidenswerteste Los gezogen. Seine eigene Umsicht und die Tüchtigkeit und Tapferkeit seiner Untergebenen haben eine glänzende Verteidigung des Landes weit über Hoffen und Erwarten hinaus ermöglicht.



Zimmermann.

Nirgends in unsern afrikanischen Kolonien lagen die Verhältnisse zur Verteidigung so wenig günstig, wie in dem nicht nur von feindlichem Gebiet ringsumgebenen, sondern auch der Verbindungswegen entbehrenden, unaufgeschlossenen Kamerun. Dem Schutztruppenkommandeur Oberstleutnant Zimmermann lag hier eine militärische Aufgabe ob, wie sie schwieriger nicht zu denken war.



Schwabe.

Oberstleutnant Schwabe Beh, heut in türkischen Diensten, ist uns vertraut als alter Vertreter des deutschen kolonialen Gedankens mit dem Schwert und mit der Feder. Der Kolonial-Kalender bringt an anderer Stelle ein Zeugnis von ihm, wie deutsche Kräfte jetzt im Orient schaffen.



v. Raven.

Hauptmann v. Raven ist der Verteidiger des Moraberges in Nordkamerun, wo eine kleine Abteilung der Schutztruppe, von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten, die deutsche Fahne noch bis über die Räumung der Kolonie durch die deutschen Hauptstreitkräfte hinaus emporhielt.



Gruner.

Bezirksamtmann Dr. Gruner, ursprünglich akademischer Mathematiker, danach einer der erfolgreichsten kolonialen Verwaltungsbeamten und das älteste Mitglied der Verwaltung von Togo, hat seinen Bezirk Misahöhe ganz besonders zum Musterbeispiel einer erfolgreichen Eingeborenenpolitik gemacht.



Feilke.

Administrator Feilke auf der Prinz Abrechtplantage im unmittelbaren Hinterlande von Tanga ist der verdienstvolle Führer der nördlichen Farmerschaft in Deutsch-Ostafrika, ein Mann, dessen Urteil in politischen wie in wirtschaftlichen Dingen gleiches Ansehen beanspruchen darf.



Kersting.

Die gewachsene Erkenntnis dieses Krieges, daß Menschen verschiedener Länder und Breiten, verschiedener Rasse und Entwicklung anders denken und anders handeln und durch Anderes angezogen und abgestoßen werden, möge uns im wachsenden Maße zur Nutzenanwendung befähigen; dann werden sich unsere Beziehungen zu anderen Völkern, Freunden und Feinden, freundlich gestalten, und unsere wirtschaftlichen, kolonialisatorischen und politischen Erfolge werden auf sicherer Grundlage ruhen.“
(Bezirksamtmann Dr. Kersting für den Kolonialkalender.)



Voigts.

Gustav Voigts, der Seniorchef der Firma Becke u. Voigts, und überdies einer der bekanntesten, angesehensten und maßgebendsten Vertreter der Kolonie Südwestafrika im ganzen, weilt durch einen Zufall schon seit Kriegsbeginn nicht drüben, sondern hat sich zu seinen beiden schwarzweißen Vorlogsbändern aus den Hererokriegen noch das dritte gegen Franzosen und Russen geholt. Sein politischer Geleitspruch für Südwestafrika ist: Setzt die Kolonie nur in den Sattel, reiten wird sie können!



Strauch.

Admiral z. D. Strauch hat seit Jahren die geschäftsführende Leitung der deutschen Kolonialgesellschaft und wirkt als erprobter Gehilfe ihres hohen Präsidenten.



Graf Dohna.

Korvettenkapitän Graf zu Dohna-Schlobien schickt dem Kolonialkalender sein Bild mit der Unterschrift: Recht sol Ein Marinekommando bedeuten: geradeaus steuern!



Pater Acker.

„Kolonisieren ist Missionieren“, sagte Acker in der Reichstag S. Erz. Dr. Solf, und „Missionieren ist Kolonisieren“ meinen wir Missionare. Da die Kolonien sich für unser Vaterland immer mehr und mehr als unentbehrlich erweisen, so sind auch die Missionen in unseren Kolonien eine Nationalaufgabe ersten Ranges geworden.

(Pater Acker, Provinzial im Missionshaus Anechtsteden, für den Kolonialkalender.)



Wilhelm.

D. Richard Wilhelm, Leiter der Arbeiten des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in China, ist nach der Einnahme von Tsingtau auf seinem Posten geblieben. „Nichts auf der Welt“, so schreibt er dem Herausgeber des Kalenders „wird imstande sein, meinen Glauben an die große Zukunft des chinesischen Volks und des deutschen Geistes in China zu erschüttern!“



Ausicht von Riga

Deutschland über See im alten und neuen Reich.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Es hat schon einmal ein großes Uebersee-Zeitalter in der deutschen Geschichte gegeben, von der Mitte des 12. etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts.

Während dieser vierhundert Jahre ging die deutsche Ueberseepolitik allerdings nicht vom Deutschen Reiche selber aus, sondern nur von den deutschen Seestädten und einem Teile des deutschen Rittertums, und weil keine einheitliche Reichsgewalt dahinter stand, endete dieses erste Zeitalter unserer Ueberseegeschichte mit einem traurigen Niedergang.

Volle drei Jahrhunderte hat es dann gedauert, bis der erste Grund zu einer Zeit neuen Aufschwungs durch die Schöpfung der preußischen Marine gelegt wurde. Darnach kam es anders, besser als im Mittelalter, und die Seegewalt wurde Reichsgewalt! Mächtig setzten die deutsche Industrie und der deutsche Handel hiernach ein, um durch deutsche Männer und deutsche Schiffe deutsche Waren auf den Weltmarkt zu bringen. Durch die Beteiligung Deutschlands an der Weltwirtschaft wuchsen das Reich und das Volk in die Weltpolitik hinein. Da stürzten sich auf uns die Feinde, die ein deutsches Volk als Weltvolk nicht dulden wollten. Um das deutsche Weltvolkstum der Zukunft geht also der Krieg. Weltpolitik aber ist nur ein anderer Ausdruck für Seevolk; Weltpolitik ist Seepolitik!

Wir wollen die beiden Zeitalter, in denen uns eine deutsche Ueberseepolitik entgegentritt, miteinander vergleichen, und wir wollen versuchen, aus dem Vergleiche beider zu lernen. Da ist es vor allen Dingen notwendig, daß wir uns vorstellen, wie es in der ersten Hälfte des Mittelalters in dem Teil Deutschlands aussah, der nahe an der Seeküste lag. Bis zur Zeit Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen, im 12. Jahrhundert n. Chr., hatte Deutschland nur eine einzige Küste, an der Nordsee. Das Ostseegestade dagegen war nicht von Deutschen, sondern von Slawen bewohnt. Bis zur Völkerwanderung war allerdings die Ostsee auf beiden Ufern ein germanisches Meer gewesen. Dann aber zogen die deutschen Stämme fort, die von der unteren Elbe bis über die Weichselmündung hinaus wohnten, und Slawen rückten von Osten her ein, so daß, als durch den Vertrag von Verdun zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen 843 d. Chr. zum ersten Mal ein deutsches Reich unter Ludwig dem Deutschen entstand, die Grenze zwischen den Germanen und Slawen ungefähr von Kiel bis in die Nähe des heutigen Nürnberg lief. Die Ortsnamen im östlichen Holstein, in der Provinz Sachsen, in der bayerischen Provinz Oberfranken: Cutin, Delitzsch, Rednitz, Pegnitz und ähnliche, sind bis auf den heutigen Tag Zeugen dafür.

Von der Zeit der sächsischen Kaiser, Heinrichs I. und Ottos I., beginnt die Wiedereroberung von Ostdeutschland. Sie hat mit allerlei Rückschlägen und

Stillständen mehr als 200 Jahre gedauert. Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, die Markgrafen von Meißen, aus denen das sächsische Haus hervorging, und andere Fürsten haben die Unterwerfung der Slawen vollendet. Es sind nicht alle Slawen oder Wenden ausgerottet worden, sondern ein großer Teil von ihnen blieb erhalten und mischte sich mit den Einwanderern, die von deutschen und slawischen Fürsten aus Westdeutschland herbeigerufen wurden. Manche Slawenfürsten, wie die von Mecklenburg und Pommern, behielten ihr Land und wurden freiwillig Lehnsleute des deutschen Reichs. Das heutige großherzogliche Haus von Mecklenburg geht im direkten Mannesstamm auf die Häuptlinge der slawischen Obotriten zurück. Die Herzöge von Pommern sind ausgestorben; ihr Land ging durch Erbverträge an die Kurfürsten von Brandenburg über.

Am stärksten hat sich aus der Zeit der letzten großen Slawenkämpfe die Erinnerung an den „Löwen“ und an den „Bären“ erhalten. Auch Friedrich Barbarossa ist mit Heeresmacht tief im Slawenlande gewesen. Von ihnen dreien heißt es in einem niederdeutschen Volkslied jener Zeit:

Hiirik der Leuw und Albrecht der Bar,
Dartho Frederik mit dem roten Har,
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verfehren!

Aus den Jahrhunderten der Slawenkriege im Osten der Elbe stammt auch die Gleichsetzung des Wortes Slawe und Sklave im Sinn des Völkernamens und des unfreien gekauften Knechts. Die mittelalterliche Namensform für das Volk lautet Selavi, das Land hieß Selavania. Weil es das Los der slawischen Kriegsgefangenen war, in die Knechtschaft verkauft zu werden — Hamburg und Liverpool waren damals die beiden großen Sklavenmärkte für Nordeuropa, und sie wurden meistens aus den Wendenkriegen der deutschen Fürsten gespeist — so heftet sich an den Slawen- oder Sklavennamen der doppelte Sinn. Auch im englischen heißt Sklave von jener Zeit her slave, und im französischen l'esclave. England, Frankreich und Spanien waren alle begierig nach dem Sklavenmaterial von jenseits der Elbe.

Heinrich der Löwe hat das entscheidende Werk für die Unterwerfung und spätere Germanisierung des Ostens getan. Nach ihm wurde durch den deutschen Orden noch Preußen erobert, und damit waren die heutigen deutschen Ostseeländer vom innersten Winkel der Lübecker Bucht bis zum kurischen Haff unter deutscher Herrschaft. Auf dieser ganzen Strecke hatte es schon zur wendischen Zeit lebhaften Handel gegeben. Lübeck selbst ist ursprünglich ein wendischer Handelsplatz gewesen. Rostock und Danzig waren, wie schon ihre slawischen Namen zeigen, wendisch. Andere bedeutende Seehandelsstädte, wie die in der Sage berühmten Orte Zulin und Vineta in der Nähe der Odermündungen, sind zu Grunde gegangen, ohne daß sich etwas anderes erhalten hat, als die unbestimmte Erinnerung.

Die mächtigste Ostseestadt, ja der größte deutsche Seehandelsplatz überhaupt während der zweiten Hälfte des Mittelalters, war Lübeck. Es ist im Jahre 1143 n. Chr. als deutsche Stadt an seiner heutigen Stelle durch den Grafen Adolf II. von Holstein erbaut worden. Darnach brachte es Heinrich der Löwe an sich, und bald wurde es die eigentliche Herrin oder doch die entschiedene Vormacht des damaligen deutschen Handels auf den Meeren. Mit dem Aufkommen Lübecks beginnt das erste große deutsche Uebersee-Zeitalter. Lübecks Bedeutung kam von seiner Lage. In früherer Zeit machte ein großer Teil der Handelswaren zwischen Ostsee und Nordsee nicht den langen gefährlichen Weg durch das Skagerrak und Kattegat, um Dänemark herum, sondern er ging mit Hilfe mehrerer kleiner Flußläufe und Kanäle oder auch mit Lastwagen von dem Lübecker Fluß, der Trave, zur unteren Elbe herüber, wo der Hamburger Handel die Güter in Empfang nahm. Ebenso war es in umgekehrter Richtung.

Ein Haupttreffpunkt der Kaufleute im mittleren Ostseebecken war Wisby auf der Insel Gotland. Hierher kamen die Lübecker, die Schweden, die Russen und was für Schiffe sonst noch die Ostsee befuhren. Von Wisby aus gelang

es um 1170 n. Chr. Lübecker Kaufleuten, die Einfahrt in den Rigaischen Meerbusen und die Mündung des mächtigen Dünastromes zu entdecken. Diese Gebiete, die heutige russische Ostseeküste, waren am Ende des 12. Jahrhunderts für die Deutschen noch eine fremde Welt, so wie für uns bis vor einem halben Jahrhundert das Innere von Afrika. Auf dem Dünawege kamen Waren aus dem Inneren von Rußland herunter; sie wurden dann von russischen Kaufleuten weiter nach Wisby gebracht. Der andere russische Handelsweg kam aus der Newa hervor und ging durch den finnischen Meerbusen nach Gotland. Auch die Einwohner des Landes an der unteren Düna selbst, die Liven, besaßen gewisse Handelsartikel, vor allen Dingen Wachs und Pelze. Diese beiden Produkte spielten im mittelalterlichen Handel eine viel größere Rolle, als heute. Im Mittelalter war ganz Europa katholisch, und da in den katholischen Kirchen eine gewaltige Menge Wachs für Kirchenopfer verbraucht wurde, so war der Bedarf groß und der Wachshandel sehr lohnend. Auch für Beleuchtung wurde in reichen Häusern und an den Fürstenhöfen viel Wachs verbraucht. Ebenso war es mit dem Pelzwerk. Man kannte damals noch kein Fensterglas, und wenn auch die Fenster im Winter mit Holzläden und wollenen Vorhängen geschlossen wurden und man im Zimmer kräftig heizte, so war es doch andauernd kalt, so daß die Menschen auch in den Häusern stets Pelze trugen und in Pelzen schliefen. Der arme Mann machte sich seinen Pelz aus Schaffellen, der wohlhabende Mann ließ sich kostbares Pelzwerk kommen. Für solches war schon damals Nordeuropa die beste Bezugsgegend. Ein weiterer wichtiger Artikel, der aus dem Norden stammte, war Eisen- und Kupfererz. Die schwedischen Erze, die heute noch eine große Rolle spielen, wurden schon damals stark ausgebeutet und nach Deutschland, ja bis nach Westeuropa gebracht, wo es so reiche Lager und so gutes Erz nur wenig gab.

Das neue Land, das die Lübecker an der Dünamündung aufgesegelt hatten, wurde nach den Ureinwohnern „Livland“ genannt, im mittelalterlichen Latein „Livonia“. Livland im Sinne des Mittelalters umfaßte die heutigen drei Provinzen Livland, Estland und Kurland; die beiden letzteren lagen nach dem früheren Sprachgebrauch auch in Livland. Als die Deutschen nach Livland gelangten, fanden sie dort aber schon die Russen vor. Russische Fürsten saßen an verschiedenen Stellen im Dünatal bis in die Nähe des heutigen Riga und erhoben von dem Liven Tribut. Die Liven waren Heiden, und der erste christliche Priester, der mit den deutschen Kaufleuten nach Livland kam, ein alter Mönch Meinhard aus dem Kloster Segeberg in Holstein, mußte bei einem russischen Fürsten namens Wsewolod, die Erlaubnis zur Predigt erbitten. Wsewolod antwortete: Predige so viel du willst, aber sieh zu, daß mein Tribut von den Liven nicht geschmälert wird! Die Russen kümmerten sich nämlich nicht um die Bekehrung der Einwohner, sondern nur um ihre Steuern. Meinhard baute eine Kirche bei Uexküll an der Düna, und man kann auch heute vermuten, wie dieser Ortsname zustande gekommen ist. „Uex küll“ ist livisch und bedeutet auf deutsch soviel wie „ein Dorf“. Die Ankömmlinge sahen die Siedelung und fragten die Eingeborenen: Was ist das? „Uex küll“, antworteten jene, ein Dorf, und das wurde für den Namen des Platzes genommen.

Das waren die Anfänge der ersten deutschen Ueberseekolonie. Im Grunde genommen ist das ganze östliche Deutschland, soweit es früher von Slawen bewohnt war, ursprünglich Kolonialland, denn das ist ja das Kennzeichen einer Kolonie, daß Ansiedler sich, wie es hier geschah, auf fremden Boden unter fremdstämmigen Eingeborenen niederlassen und sich eine neue Heimat schaffen. So war es auch ursprünglich mit den Weißen in Nordamerika unter den Indianern. Der Unterschied hier und dort war nur der, daß die Indianer heute ausgerottet und ausgestorben sind, und daß in Nordamerika nur eine verschwindend geringe Mischung der weißen Einwohner mit indianischem Blut geschah, während in dem Slawenlande östlich von der Elbe und Saale die deutschen Kolonisten mit den übrig gebliebenen Slawen sich vermengten und so im Laufe der Jahrhunderte eine germanisch-slawische Mischung entstand.

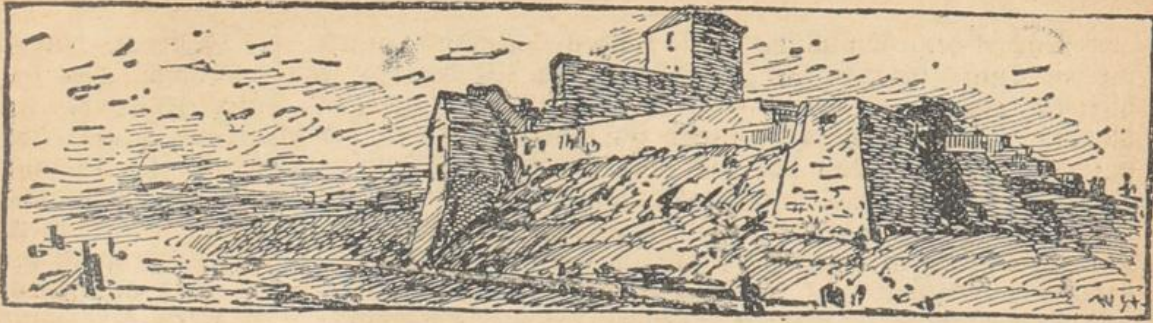
Nur wenige slawische Reste haben sich wie Inseln im Meere der Germanisierung erhalten: so die Wenden im Spreewald und in der Lausitz und die Kaschuben in Hinterpommern. Auch die Masuren in Ostpreußen, die an die ihnen sprach- und stammverwandten Polen angrenzen, gehören hierher. Die Eindeutschung des slawischen Ostens jenseits der Elbe, der Oder und der unteren Weichsel geschah dadurch, daß Kolonisten, dem Ruf der Fürsten folgend, aus Westdeutschland kamen. Dort war die Bevölkerung für damalige Verhältnisse schon ziemlich dicht und verlangte nach mehr Land. Besonders stark bevölkert waren die fruchtbaren Flachlandgebiete am Niederrhein, an der Maas und an der Schelde. Dorthin, ins heutige Flandern, hatte Karl der Große einen Teil der Sachsen verpflanzt, um den Widerstand jenes trotzigsten der deutschen Stämme zu brechen. Die Sachsen vermischten sich mit den Franken, die schon seit Jahrhunderten im Scheldegebiet saßen, und so bildete sich ein neuer, niederdeutscher Stamm, die Flamen. Unter den Flamen war der Drang zur Auswanderung nach Osten, wo es im eroberten Slawengebiet reichlich Land gab, besonders stark. Wir haben ein flamisches Volkslied aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, das uns diese Stimmung zeigt. Es heißt:

Naer oostland willen wy ryden,
 Naer oostland willen wy meē,
 Al over de groene heiden,
 Al over de heiden,
 Daer isser en bessere steē!

Dies Lied zeigt uns, wie die flamischen Bauern nach der „bessere steē“, das heißt nach einem neuen Siedlungsgebiet mit reichlicherem Land, verlangten. Sie fanden es in Ostdeutschland und haben besonders viel zu seiner Eindeutschung beigetragen. Nach der überseeischen Kolonie Livland aber ist keine häuerliche Einwanderung aus dem deutschen Reiche gelangt, weil zwischen Preußen und Livland ein starkes, wehrhaftiges Volk saß, die Litauer. Diese sperrten den Weg, so daß die Verbindung zwischen Livland und Deutschland übers Meer ging. Nur einen schmalen und unsicheren Seeweg für die Verbindung von Preußen und Livland konnten die deutschen Ritter an der Küste von Litauen behaupten.

Die eigentliche Kolonisation, das heißt die Unterwerfung und Eingliederung in die mittelalterlich-deutsche Kultur, erfolgte auch in Livland durch den deutschen Orden. Im Jahre 1202 gründete ein Domherr der Kirche von Bremen, Albert, vom Papst zum Bischof von Livland ernannt, die Stadt Riga, zwei deutsche Meilen oberhalb der Dünamündung am Strom gelegen. Albert stiftete auch den Orden der Schwertbrüder zur Unterwerfung der Eingeborenen, denn ohne daß diese kriegerisch besiegt wurden, gab es in jenen Zeiten keine Annahme der Taufe. Der Schwertbrüderorden ist in den blutigen Kämpfen mit den einheimischen Völkern bald zu Grunde gegangen; seine Reste nahm der Deutsche Orden in sich auf, der nunmehr in Preußen wie in Livland herrschend wurde. Außerdem aber gab es in Livland die geistlichen Fürstentümer des Erzbischofs von Riga, des Bischofs von Dorpat und andere; dazu die großen deutschen Handelsstädte Riga, Reval und Dorpat, die bald Mitglieder des Hansabundes wurden. Der Bauernstand blieb undeutsch; im Süden lettisch, im Norden estnisch. Das den Esten verwandte Volk der Liven ist bis auf geringe Reste in den Letten aufgegangen. Bevor aber die Ausbildung der deutschen Herrschaft und der Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche in Livland erfolgte, mußte erst noch der Streit mit den Russen um den Besitz des wichtigen Küstenlandes an der Ostsee ausgefochten werden.

Die Geschichte des alten Rußland ist wichtig für jene Zeit der großen deutschen Ueberseepolitik im Mittelalter. Rußland ist ursprünglich eine germanische Staatenbildung. Seine Gründer waren schwedische Normannen. Auch der Name Rußland ist schwedischen Ursprungs; er stammt von den Ruodsen, Ruderleuten, das heißt den schwedischen Wikingern oder Seekriegern, die mit



Deutsch-Ordensburg Narwa.

ihren Ruderbooten über die Ostsee gefahren kamen, in die Mündungen der großen russischen Ströme eindringen und ihnen weit aufwärts folgen, um den Weg nach dem lockenden Süden zu gewinnen. Merkwürdigerweise sind die beiden großen Reiche, mit denen wir den Weltkrieg auszusechten haben, Rußland und England, beide von Normannen gegründet worden. Im Jahre 1066 n. Chr. landete der Normanne Wilhelm der Eroberer in England, unterwarf das Land, über das bis dahin angelsächsische Könige regierten, und wurde der Urheber des heutigen Königreichs England. 200 Jahre früher, um die Mitte des 9. Jahrhunderts, gelangten die Normannen nach Rußland, das zugleich von ihnen seinen Namen erhielt, und besetzten die beiden beherrschenden Plätze an der großen Wasserstraße, die mit Hilfe verschiedener, nahe beieinander entspringender Flüsse durch das heutige Westrußland von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reicht: Nowgorod im Norden und Kiew im Süden. Hier wurden sie unter der Menge von kleinen Slawenstämmen die Herren. Nach der Ueberlieferung wurde der Normanne Rurik im Jahre 862 n. Chr. Fürst von Nowgorod.

Jahrhunderte lang war Rußland eine Normannenherrschaft auf slawischem Boden. Die normannischen Fürsten betrachteten das Slawengebiet zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere hauptsächlich als ergiebigen Jagdgrund, um Sklaven zu erbeuten und diese nach Konstantinopel und Bagdad an die Griechen und Araber zu verkaufen. Allmählich, im Laufe der Jahrhunderte, vermischten sich die normannischen Kriegergeschlechter mit den slawischen Häuptlingsfamilien und fingen an, nach Sprache und Sitte slawisch zu werden. Die Eroberung Rußlands durch die Mongolen im 13. Jahrhundert und die Trennung zwischen der russisch-griechischen und der römisch-katholischen Kirche hat Rußland dann politisch und kulturell von Europa geschieden. Vorher aber kam es noch zu einem heftigen Zusammenstoß der Deutschen und der Russen um den Besitz von Livland. Vierzig Jahre nach der Gründung Rigas sehen wir die deutschen Ritter schon bis tief nach Rußland hinein erobernd vorgedrungen. Sie haben Pleskau, russisch Pskow, besetzt und bedrohten die mächtige russische Handelsstadt Groß-Nowgorod. Da riefen die Nowgoroder in der Gefahr einen tapferen Fürsten aus dem Innern des in viele Teilfürstentümer zerfallenden Rußland herbei, Alexander, und stellten sich unter ihn. Alexander, mit dem Beinamen Newski, weil er die Schweden an der Newa geschlagen hatte, besiegte die Ordensritter in einer blutigen Schlacht auf dem Eise des gefrorenen Peipussees, am 4. April 1242. Dies war die erste große Schlacht in der Geschichte, die Deutsche und Russen gegeneinander gekämpft haben. Die Russen siegten, und Nowgorod war gerettet; sonst hätte die deutsche Eroberung und Kolonisation damals nicht nur Livland, sondern auch ganz Nordwestrußland umfaßt. Die Russen aber konnten auch ihrerseits Livland den Deutschen nicht abgewinnen. Livland blieb in deutscher Hand und wurde ein Bestandteil des deutschen Reichs. Von jener Eisschlacht im Jahre 1242 an hat die deutsche Reichsgrenze über 300 Jahre lang am Peipussee und am finnischen Meerbusen gelegen. Das Ordenschloß Narwa, am Ausfluß des Sees in den Meerbusen, nur etwas über 20 deutsche Meilen diesseits des heutigen Petersburg, war die äußerste Grenzfestung Deutschlands gegen Rußland.

Durch die Gründung der Kolonie Livland wurde die deutsche Macht an der Ostsee herrschend. Die Ostsee oder das baltische Meer umfaßte aber bei weitem nicht das ganze damalige deutsch-überseeische Interessengebiet im Norden. Dieses reichte vielmehr im Mittelalter von der Westküste Frankreichs am atlantischen Ozean bis nach dem nördlichen Skandinavien und bis tief nach Rußland hinein. Es umfaßte England, Dänemark, Norwegen und Schweden. Zusammengehalten wurden der deutsche Handel und die deutschen Interessen in all diesen Ländern durch die Hanse, die, hervorgegangen aus der Vereinigung der deutschen Kaufleute im Auslande, sich später zu einem Bunde aller am Nord- und Ostseehandel beteiligten deutschen Städte auswuchs. Den Kern der Hanse bildeten die Städte Lübeck, Rostock, Stralsund, Wismar, Hamburg, Lüneburg. Zur Blütezeit des Bundes waren die westlichsten zu ihm gehörigen Städte Dinant an der Maas, schon im französischen Sprachgebiet, und Andernach am Rhein; im Nordosten Reval in Esthland; im Südosten Halle, Breslau und Krakau. Außerdem besaß die Hanse vier auswärtige Kontore, große Handelsniederlassungen: in Brügge in Flandern, in London, in Bergen in Norwegen und in Nowgorod.

Die Kraft der hansischen Seepolitik beruhte darauf, daß der ganze Verkehr zwischen den Ländern an der Nordsee und der Ostsee durch das hansische Kerngebiet an der unteren Weser und Elbe, an der Trave und am Südgestade der Ostsee, hindurchmufte. Die Fahrt um Dänemark spielte, wie wir schon sahen, im Mittelalter, eine viel geringere Rolle, als der Verkehr über Land in Südholfstein. 1241 n. Chr. schließen Lübeck und Hamburg ein Bündnis miteinander; das war der Anfang der Hanse. Die Lage dieser beiden Städte zeigt uns, daß der Verkehr zwischen Nord- und Ostsee entscheidend war. Im innern Ostseewinkel bei Lübeck strömte alles zusammen, was aus den Ländern rings um das baltische Meer kam, und ebendorthin wurden von Westen her die Ware gebracht, die nach Norddeutschland, Dänemark, Schweden, Rußland sollte. In Brügge sammelten sich die fremden Waren aus dem Westen, die Tuche, Gewürze, das Salz und der Wein aus Frankreich, und gingen von dort in den Hansehandel über. In Nowgorod im St.-Petershof wurden die Waren gestapelt, die der deutsche Ostseefahrer nach Rußland brachte, und für die er die russischen Erzeugnisse in Tausch nahm. Besonders mächtig war der deutsche Handel in England. Nicht englische, sondern deutsche Kaufleute spielten dort Jahrhunderte lang im Mittelalter die erste Rolle. Noch heute ist der Name des englischen Geldes ein Denkmal jener Zeit. „Pfund Sterling“ bedeutet so viel wie Pfund der Osterlinge; die Osterlinge aber sind die deutschen Hansekaufleute, die von Osten her nach England kamen.

Sehr groß, noch viel größer als heute, war im Mittelalter die Bedeutung des Seefischfangs für den Handel. An der Westküste von Frankreich erschienen große Fischerflotten der Hanse und fischten das Meer dort ab. In den isländischen Gewässern ging der Streit zwischen den deutschen und englischen Fischern hin und her. Die Hansefischerei beherrschte auch das fischreiche Meer an der norwegischen Küste. Bergen ist der Stapelplatz für den getrockneten Fisch, der in gewaltiger Menge von dorthier kommt, den Stockfisch. Im 12. Jahrhundert beginnt die Ausbeute der Salzlager von Lüneburg, wovon ein großer Aufschwung der Fischerei durch die Möglichkeit des Einsalzens kam. An der Südspitze von Schweden, an der Küste von Schonen, war ein unerschöpflicher Fangplatz für die Heringszüge in der Ostsee. Auch er wurde von der Hanse beherrscht. Es gibt in der zweiten Hälfte des Mittelalters zwei Jahrhunderte hindurch kaum einen eigentlichen Handel in allen Ostseeländern, deutschen wie nichtdeutschen, als den der Hanse, und nicht viel anders stand es zeitweilig in den Küstengebieten der Nordsee. Die Könige von Dänemark und Schweden wurden von den deutschen Kaufleuten der Hanse nach dem Bedarf der hansischen Handels- und Seepolitik ein- und abgesetzt. Es ist ein mächtiges Zeitalter, und bis heute zeugen die großen Bauten, die Kirchen und Rathäuser, von Soest in Westfalen, von Lüneburg, Bremen, Hamburg und Lübeck bis nach Danzig, nach dem goth-

ländischen Wisby, nach Riga und Reval, von der Macht und dem Reichtum, die diesen ersten deutschen Ueberseezeitalter eigen waren.

Die Zeit des Verfalls kam, als überall zu Lande sich eine selbständige und starke Fürstenmacht erhob und die einzelnen Staaten im Westen, Norden und Osten Europas sich festigten. Jahrhundertlang lagen England und Frankreich in unausgesetzten Kriegen miteinander. Jahrhundertlang lag Rußland unter der Herrschaft der Mongolen, und Schweden war ohnmächtig durch die unter steten Aufständen und Kriegen ertragene dänische Oberherrschaft, die ihrerseits nicht stark genug war, sich in der Ostsee selbständig gegen die Hanse zu behaupten. Am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts wandeln sich aber die Zustände. Die englisch-französischen Kriege hören auf, und beide Staaten entwickeln sich, von einander getrennt und im Innern geschlossen, zu immer größerer Macht. Gegen das stärker werdende englische Königtum und die mächtigen Eigeninteressen der englischen Kaufleute lassen sich die Vorrechte der Deutschen in England nicht halten. In Schweden erhebt sich die große Gestalt Gustav Wasas, gründet ein starkes schwedisches Königtum, und seitdem ist auch Schweden imstande, eine eigene Seepolitik einzuschlagen. In Rußland wirft der Zar Iwan III. die Mongolenherrschaft ab und vereinigt die letzten Teilsfürstentümer mit Moskau. Er erobert die Republik Nowgorod, die bis dahin ein Mittelding zwischen westlicher Lebensfreiheit und östlicher Knechtschaft gebildet hatte; er führt die Glocken, deren Klang die freien Bürger von Nowgorod zur Versammlung gerufen hatte, nach Moskau fort, und er schließt mit Gewalt den St.-Petershof. Gegen den mächtigen Selbstherrscher kann die Hanse nichts unternehmen. Trotzdem blieb der Russenhandel blühend, denn er ging statt über Nowgorod über Riga, Reval und Dorpat, die livländischen Kolonialstädte.

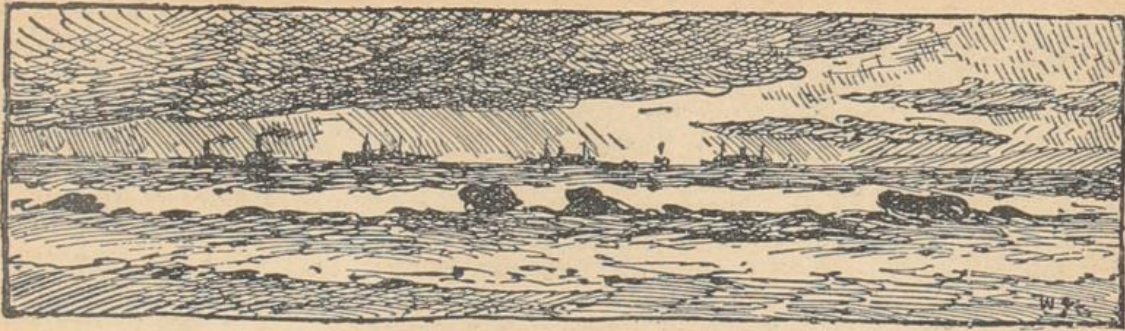
Iwan III., der Nowgorod und den Handel der Hanse über den St.-Petershof niederwarf, gedachte auch Livland zu nehmen und die Macht Moskaus bis an die Ostsee selbst auszudehnen. Schon hundert Jahre früher, in der Schlacht von Tannenberg, 1410, war der Deutsche Orden in Preußen der vereinigten Macht von Litauen und Polen erlegen. Polen drängte ans Meer; es wollte die Weichselmündung und Danzig haben, und damit einen selbständigen Handelsverkehr über die Ostsee. Trotz der Niederlage des Ordens bei Tannenberg dauerte es fast noch 60 Jahre, bis im zweiten Thorner Frieden die Polen ihr Ziel erreichten, Westpreußen mit Danzig eine Provinz des polnischen Reiches wurde und Ostpreußen unter dem Hochmeister des deutschen Ordens, mit einem geschwächten und geschwächten Restbestande der alten Ordensmacht, ein Lehen der polnischen Krone. Der letzte Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, zog es vor, das inhaltslos gewordene Kleid des Ordens abzuwerfen und weltlicher Herzog von Preußen unter polnischer Oberhoheit zu werden. Was Polen erreicht hatte, dahin drängte auch Moskau. Was Danzig für Polen geworden war, das sollte Riga für den Moskowiter werden. Walter von Plettenberg, der Meister des Deutschen Ordens in Livland, hielt mit äußerster Anstrengung dem Ansturm der Macht Iwans III. stand. Er schlug die Russen und erreichte, nicht ohne schwierige Verhandlungen, einen Frieden mit Moskau, der fünfzig Jahre die Moskowiter fernhielt.

Plettenberg und der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber stehen als zwei bedeutende Gestalten am Ende des ersten Ueberseezeitalters der deutschen Geschichte. Sie waren Zeitgenossen, aber sehr verschieden voneinander. Der Meister Plettenberg, Westfälinger von Herkunft, wo ein Ort Plettenberg in der Nähe von Altena liegt, wahrscheinlich auf livländischer Erde geboren, war eine vornehme, ruhig vermittelnde, aber innerlich eisenfeste Natur. Mit unendlicher Geduld hat er die uneinigen Livländer, den Orden und die Bischöfe, die Städte und die Ritterschaften im Lande zu einander gebracht, mit geringer Macht in der Schlacht an der Smolina 1502 die Moskowiter geschlagen und darnach in geduldigen Verhandlungen den Frieden für Livland erreicht. Weit über seinen Tod hinaus reichten sein Ansehen und der Segen, den er der Kolonie hinterlassen hatte. Er ist der einzige Sohn Livlands, des deutschen Kolonialbodens an der

nördlichen Ostsee, der seinen Platz in der Walhalla bei Regensburg unter den großen Männern deutschen Namens gefunden hat. Sein Zeitgenosse Bullenweber war ein leidenschaftlicher und begabter Führer der Massen. Unter seiner Führung wurde der aristokratische Rat in Lübeck gestürzt und ein mehr demokratisches Regiment aufgerichtet. Er wollte Lübeck's sinkende Macht dadurch von neuem emporbringen, daß er in den Streitigkeiten verschiedener Anwärter auf die dänische Krone einem König von Lübeck's Gnaden zur Macht verhalf. Gleichzeitig glaubte er den stolzen und klugen Gustav Wasa, der mit Lübecker Hilfe auf den schwedischen Thron gelangt war, auch weiterhin als Geschöpf Lübeck's ansehen zu können. Mit beidem scheiterte er. Die Lübecker Kraft reichte nicht hin, um mit Heeres- und Seegewalt den ganzen Norden im Lübecker Sinne zu modeln. Bullenweber fiel, geriet in die Hand des Herzogs von Braunschweig, der ihm feind war, und wurde hingerichtet. 1537, zwei Jahre vorher, war im Schlosse zu Wenden in Livland der Meister Walter von Plettenberg gestorben. Nach diesen beiden Männern hat es keine mehr gegeben, die in der Hanse und in Livland Großes planten und erreichten. Die stolze deutsche Ueberseegegeschichte des Mittelalters, die vier Jahrhunderte vorher mit der Gründung von Lübeck den Anfang genommen hatte, ging zu Ende.

1559 brach der Sohn und Nachfolger Zwans des III., der Zar Ivan IV., der Schreckliche, von Moskau, von neuem gegen Livland auf. Er war entschlossen, den Plan seines Vaters zu verwirklichen und das Moskauer Gebiet bis an die Ostsee auszudehnen. Ivan war eine wilde und zügellose Natur, voll tierischer Grausamkeit, wenn sein Blutdurst gereizt wurde; auf der anderen Seite aber ein Fürst von großer geistiger Begabung und energischem Willen. Er begriff, daß Moskau unfähig war, eine Großmacht zu werden, wenn es keinen Zutritt zum Meere und keinen direkten Verkehr zur See mit Europa erhielt. Zu Lande sperrete die polnische Macht den Weg, die alles tat, um die Verbindung des gefährlichen Nebenbuhlers mit dem Westen, von wo der Zar Werkmeister, Geschütze, Pulver und Blei und dergleichen beziehen konnte, zu verhindern. Darum warf sich Ivan auf Livland. Die Livländer waren untereinander uneinig, voll von Reichtum und Wohllebens, aber ohne Opferwilligkeit für das gemeinsame Wohl. Sie glaubten nicht an die Größe der moskowitzischen Gefahr. Der Ordensmeister Wilhelm von Fürstenberg war ein alter Mann, von tapferem Geist, aber ohne Macht und Kraft. Sein Gehilfe Gotthard Kettler suchte in den Wirren der Zeit seinen eigenen Vorteil, indem er hoffte, aus Livland ein weltliches Fürstentum für sich zu machen, ähnlich wie Preußen, nur ohne Abhängigkeit von einer fremden Gewalt, direkt unter dem Reich und dem Kaiser. Als die moskowitzische Macht sich heranwälzte, schickten die Livländer Botschaften ans Reich und an die Hansestädte, mit denen sie von altersher besonders verbunden waren. Weder der Kaiser aber, noch der Reichstag, noch Lübeck und die übrigen Hansegenossen wollten und konnten helfen. Der Kaiser schrieb bewegliche Briefe über Livland als des heiligen römischen Reiches Vormauer, aber Geld, Geschütze und Kriegsvolk, das einzige, was hätte nützen können, gab es nicht. Hier und da ließ man in den Kirchen für die Livländer beten; das war alles. War man in Livland selbst nicht festen und opferwilligen Mutes, so fehlte es im Reiche erst recht an allem Verständnis dafür, daß es sich um das Schicksal der einzigen großen Ueberseekolonie handelte, die von dem alten Deutschland aus gegründet und zur Blüte gebracht worden war.

So kam das Verhängnis über Livland. Zwans des Schrecklichen moskowitzische und tartarische Horden wälzten sich über das Land, verwüsteten es, mordeten und schändeten mit unsagbarer Grausamkeit, die Schlösser des Ordens und der Bischöfe fielen; nur die großen unmauerten Städte hielten stand. Zwanzig Jahre hat der Krieg um Livland gedauert. Als es klar war, daß das deutsche Regiment im Lande unfähig war, sich zu halten, mischten Polen und Schweden sich ein, weil sie nicht dulden wollten, daß der Moskowiter Zutritt an die Ostsee bekam. Polen war selber Ostseemacht seit es Danzig besaß, und Schweden unter den Wasakönigen war auf dem Wege zum Aufschwung als



Reede von Swafopmund.

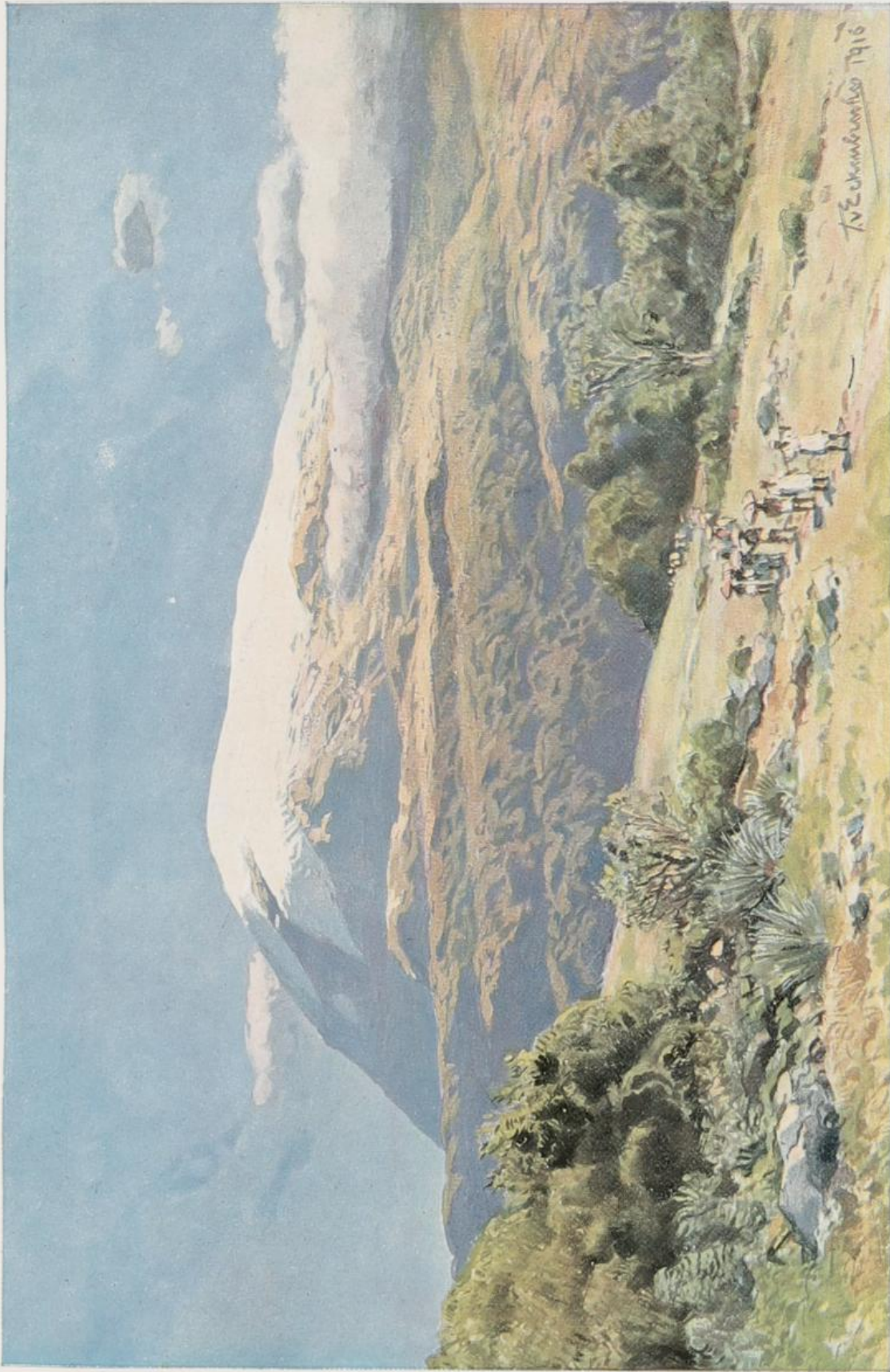
die erste Macht des Nordens. Die Newamündung hatte es Moskau schon ent-
 rissen, und am Ende der Wirren um Livland gewann es auch noch ein Stück
 vom Erbe des Ordens. Ivan mußte verzichten; Polen und Schweden teilten sich
 in die Beute, die sie ihm entrißen hatten. 1582 ergab sich die Hansestadt Riga
 als letzter selbständiger Ueberrest der deutschen Kolonie Livland dem Könige von
 Polen. Mit der Kapitulation von Riga schließt das erste, weit ausgreifende Stück
 der deutschen Kolonialgeschichte. Livland ist in polnischer und schwedischer Hand,
 der Hof von Nowgorod, über den die Hanse mit Rußland gehandelt hatte, ist
 zerstört und vergessen; in Brügge, London und Bergen ist nur noch ein Schatten,
 eine schwache Erinnerung an die alte glänzende Zeit, vorhanden. Die Städte in
 Innerdeutschland, die Mitglieder des alten Hansebundes für Seefahrt und See-
 herrschaft gewesen waren, gerieten unter der Herrschaft der Landesherren, der
 Markgrafen von Brandenburg, der Herzöge von Braunschweig, Pommern, Meck-
 lenburg usw. und konnten ihre alten Rechte nicht mehr wahrnehmen. So ging
 die deutsche Seegewalt auf der Ostsee und der Nordsee zu Ende. Die Herrschaft
 auf der Ostsee gewann Schweden; die auf der Nordsee kam erst an Holland,
 darnach an England.

Fragt man, wie es geschah, daß dies erste Seezeitalter Deutschlands ein
 so klagliches Ende nahm, so ist die Antwort deutlich und einfach genug. Es war
 nicht Reichsgewalt, die hinter den Flotten und dem Handel der Hanse stand,
 sondern es war nur Kaufmannsgewalt. Diese war mächtig, solange die fremden
 Staaten um die Ostsee und die Nordsee unentwickelt und uneinig waren. Je
 mächtiger und einheitlicher die Herrschergewalt in Frankreich und England, in
 Schweden und Moskau emporsteigt, je entschiedener es den Landesfürsten im
 Innern Norddeutschlands gelingt, die Städte unter ihrer Herrschaft zu bringen,
 desto mehr sinkt die Blüte der Hanse dahin. Auch trug es viel zu ihrem Nieder-
 gang bei, daß die Interessen der einzelnen Städte und Städtegruppen doch
 verschieden waren, und daß die politischen Führer zu wenig Weitblick besaßen,
 um wirklich die ganze Kraft der Hansegenossen von Köln bis Riga, von Breslau
 bis Bremen zu einer einheitlichen Politik, mit einheitlicher Flotte, ein-
 heitlichem Schatz und einheitlichem Auftreten nach außen, zusammenfassen.

Das 17. und 18. Jahrhundert und der größte Teil des 19., vom Anfang
 bis in die 80er Jahre, sind die Zeit, wo von deutschen Ueberseeinteressen und
 deutscher überseeischer Betätigung nur ganz vereinzelt und ohne nachhaltige
 Wirkung etwas zu spüren ist. Schon im 16. Jahrhundert, wo die Hanse auf
 den nordischen Meeren zunächst noch einen Rest ihrer einstigen Macht und Be-
 deutung behauptete, hat sich doch von Deutschland aus so gut wie nichts geregelt,
 um an der Ausnutzung der neu entdeckten überseeischen Länder teilzunehmen.
 Der einzige Versuch in dieser Richtung ging nicht von den norddeutschen See-
 städten aus, sondern von einem der Welthandelshäuser in Süddeutschland, den
 Augsburger Welsern. Das Haus Welser ließ sich von Kaiser Karl V. eine Be-
 vorrechtigung auf das heutige Venezuela auf dem Festlande von Südamerika
 geben. Ursprünglich war es ein Welserscher Faktor namens Dalsinger, der auf

eigene Faust den Versuch unternahm, Venezuela auszubeuten; danach wurde er 1531 Welserischer Statthalter in Venezuela. Durch ihn wurden bedeutende Mittel aufgewandt. Er erreichte aber nicht viel, kam im Kampf mit den Eingeborenen um, und da das erhoffte Gold im Innern nicht gefunden wurde, so hörte in Augsburg das Interesse an der Kolonie auf, und etwa dreißig Jahre nach den ersten Anfängen wurde das Welserische Privileg für verfallen erklärt. Das war das einzige Mal, wo von Deutschland aus ein Stück der neuen Welt für deutsche Rechnung in Angriff genommen werden sollte. An den Nord- und Ostseeküsten aber hat man sich weder um Amerika, noch um Indien, noch um sonst ein Stück fernem überseeischen Gebiets gekümmert. Als Philipp II. von Spanien Portugal an sich gebracht hatte und den aufständischen Niederländern den Markt für die indischen Gewürze in Lissabon schloß, ging man in Holland alsbald dazu über, eigene Schiffe für die direkte Indiensfahrt zu bauen. Auf solche Gedanken kam niemand in Deutschland. Die Hansekaufleute waren froh, wenn sie ihr bescheidenes Teil am Handel in der Nord- und Ostsee behielten. Schon in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts ist das Bewußtsein der Unterlegenheit so ausgeprägt, daß die einst so stolzen Lübecker ganz bescheiden von den „Hochmögenden Herren Staaten“ (d. h. den Holländern) sprechen, mit denen sie sich nicht vergleichen könnten.

Die Folgen davon, daß Deutschland in den Jahren von der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, wo die großen neuen Ueberseegebiete endgültig vergeben waren, bei diesem Geschäft fehlte, sollten sich in ihrer ganzen verhängnisvollen Tragweite erst viel später offenbaren. Auch die anderen waren gleich anfangs nicht entfernt imstande, alles, was sie besetzt hatten und was sie beanspruchten, auch wirtschaftlich und politisch zu nutzen. Es war aber entscheidend, daß sie an den Eingangspforten der großen leeren Räume saßen, die Jahrhunderte später, mit dem Beginn des Zeitalters der Maschinen, der Weltindustrie, des gesteigerten Weltverkehrs und der massenhaften Menschenvermehrung, zu gewaltiger Bedeutung emporwachsen sollten. An den Mündungen des St. Lorenz, des Hudson, des Delaware, des Mississippi, des La Plata, an der Südspitze Afrikas und an den fernen Gestaden Ostsibiriens saßen Angelsachsen, Romanen, Holländer, Russen. Ueberall, wo es in ein Land großer überseeischer Zukunft hineinging, hatten nichtdeutsche Völker Fuß gefaßt. Daß der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den Gedanken faßte, sich eine überseeische Handelskolonie im tropischen Westafrika zu schaffen, war nur eine Episode. Auch Schweden, Dänemark, ja sogar der Fürst des baltisch-polnischen Lehnsländchens Kurland, Herzog Jakob, hatten solche Gedanken, die alle durch den großen Gewinn angeregt wurden, der damals aus der Produktion überseeischer Kolonialwaren, kostspieliger und gewinnbringender Genußartikel, und aus dem Sklavenhandel flossen. Sklavenjagden, Sklavenkauf und -verkauf hatten in dem Zeitalter weder für Katholiken noch für Protestanten etwas Anstößiges, wenn es sich um die schwarzen Heiden in Afrika handelte. Der König von England, der König von Spanien, die Republik Venedig und der Große Kurfürst gaben alle ihren „Lieben und Getreuen“ Sklavenhandelsprivilegien, und wenn sie keine gegeben hätten, so hätten es die Leute ohne Privilegien getan und die Staatskasse hätte nicht das Geld für die Erlaubnis bekommen. Zu einer nachhaltigen Ueberseepolitik auch nur in diesem beschränkt handelspolitischen Sinne fehlten aber dem brandenburgischen Staat, der erst ganz am Anfang seiner Entwicklung zur Großmacht stand, die Kräfte. Die Stationen in Afrika wollten nicht gedeihen und wurden schließlich an die übelwollenden Konkurrenten, die Holländer, verkauft. Trotzdem ist dieser Versuch Friedrich Wilhelms, zweihundert Jahre bevor sein Nachkomme in der sechsten Generation die deutschen Farben mit mehr Glück und Dauer an überseeischen Küsten aufpflanzen ließ, ein denkwürdiges Stück, und in den Aufzeichnungen des Brandenburgischen Schiffsbefehlshabers und Kolonialgouverneurs Christoph von der Groben hat es eine Berewigung gefunden, von der manches noch heute interessant ist.

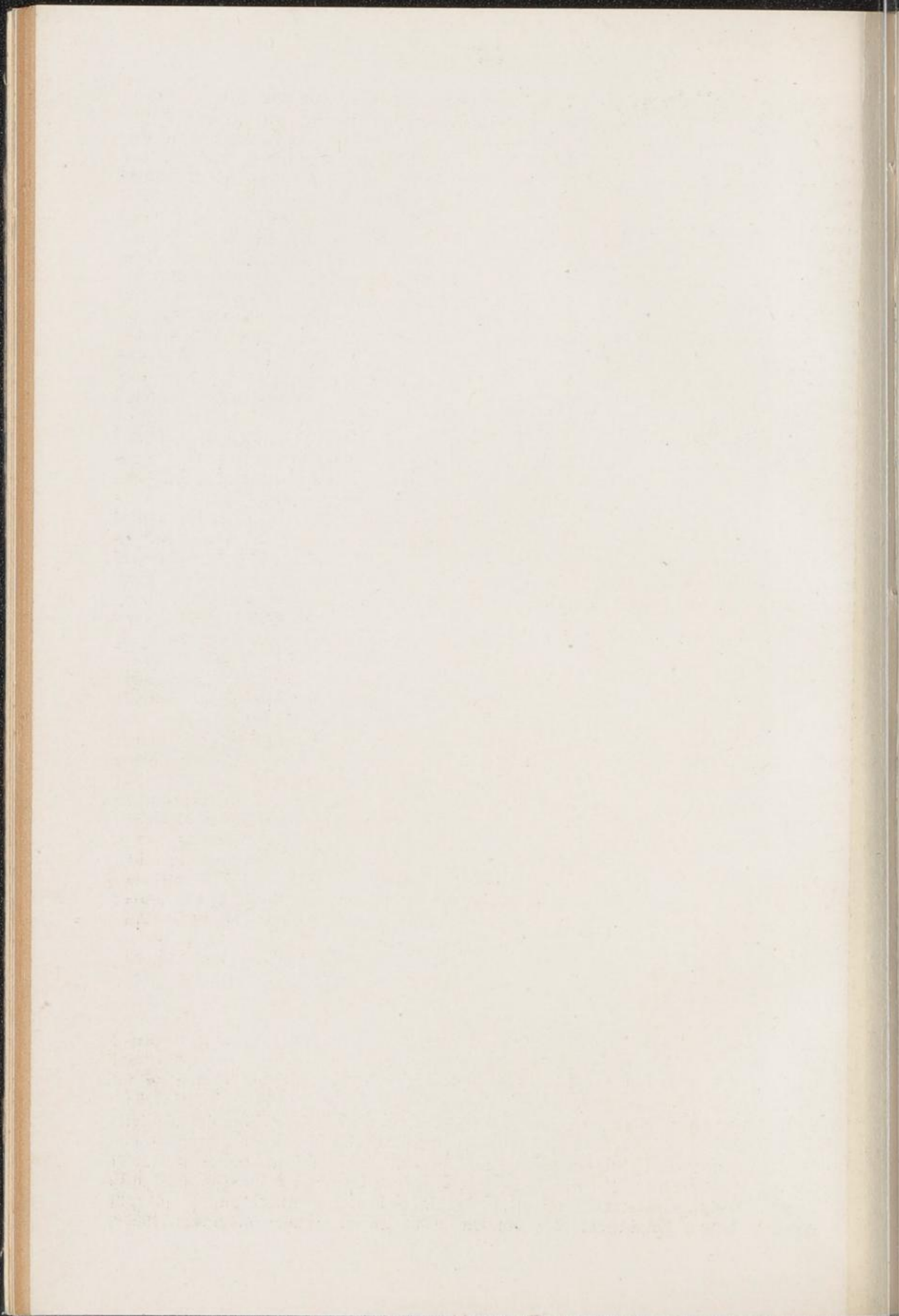


Technische 1916

Der Kilimandscharo.



Der Kilimandscharo.



Im 18. Jahrhundert, wo auch der letzte Schatten und Versuch zur Auf-
 richtung einer deutschen Ueberseegewalt verschwunden ist, beginnt in der Stille
 die Massenauswanderung des kleinen deutschen Mannes nach Nord-Amerika.
 Enge und Armut, hier und da auch der Druck geistigen Zwanges, brachten die
 Deutschen übers Meer. Schon lange, bevor die englischen Kolonien in Nord-
 Amerika, die späteren Vereinigten Staaten, sich gegen das englische Mutterland
 empörten, war der Prozentsatz der Deutschen unter der amerikanischen Kolonial-
 bevölkerung sehr groß. George Washington, der Führer des Unabhängigkeits-
 krieges, hat selbst gesagt, daß ohne die Begeisterung der Deutschen unter den
 Freiheitskämpfern der Krieg gegen England nie hätte gewonnen werden können.
 Auch seine Leibgarde, der Kern des amerikanischen Unabhängigkeitsheeres, bildeten
 Deutsche. Noch heute besteht ein großer Teil der ländlichen Bevölkerung in
 dem großen und wichtigen Staat Pennsylvanien aus den Nachkommen der
 Pfälzer, die am Anfang des 18. Jahrhunderts dorthin einwanderten, und ihre
 merkwürdige, den alten Pfälzer Dialekt mit vielen englischen Brocken und
 Wendungen mischende Sprache wird von den Amerikanern „Pennsylvania-Dutch“
 genannt. Vor der Unabhängigkeitserklärung, in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-
 hunderts, bestand der größere Teil der Bevölkerung von Pennsylvanien über-
 haupt aus Deutschen, und als eine Volksvertretung eingerichtet wurde, war man
 zunächst unentschieden, ob die Sprache der Verhandlungen deutsch oder englisch
 sein sollte. Mit einer Stimme Mehrheit wurde beschlossen, englisch solle es sein,
 und gerade die Stimme, die den Ausschlag für englisch gab, war die eines
 deutschen Ansiedlers. Heute schätzt man die Nachkommen der Deutschen, die in
 den letzten 200 Jahren nach Nord-Amerika eingewandert sind, samt denen, deren
 Wiege noch in Deutschland gestanden hat, auf 15 bis 20 Millionen. So groß
 und noch größer könnte die Bevölkerung eines überseeischen Deutschlands sein,
 wenn damals, als sich Spanier und Engländer an die Eingangspforten der
 neuen Welt setzten, die Verhältnisse Deutschlands so gewesen wären, daß auch
 deutsche Schiffe und deutsche Admirale ihre Anker an den Gestaden Süd-
 Amerikas, im Golf von Mexiko oder am Kap der guten Hoffnung hätten aus-
 werfen, deutsche Ritter, deutsche Kaufleute und deutsche Kolonisten die Länder
 jenseits des Ozeans hätten aufsuchen und in Besitz nehmen können.

Erst die politische Einigung Deutschlands und die Aufrichtung des neuen
 Reichs haben, drei Jahrhunderte nachdem die stolze Ostseekolonie des alten
 Deutschland, Livland, von den Moskowitern zertreten, von Polen und Schweden
 unter sich geteilt worden und auch das alte Ordensland Preußen unter polnische
 Oberherrschaft gekommen war, von neuem die großen Gedanken der Seegewalt,
 der Kolonialpolitik, der nationalen Ueberseeinteressen in die Höhe gebracht. Als
 die deutsche Kolonialpolitik in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts mit den
 Flaggenhissungen an der Ost- und Westküste von Afrika und in der Südsee be-
 gann, ja, auch als später Kiautschou hinzukam, bestand allerdings bei einem
 großen Teil des deutschen Volkes noch nicht die klare Einsicht, daß Uebersee-
 politik wirklich zu den Lebensnotwendigkeiten Deutschlands gehörte. Aus diesem
 Grunde waren die Kolonien und die Flotte auch nicht durchweg volkstümlich.
 Kolonialpolitik und Flottenpolitik war noch keine nationale Angelegenheit,
 sondern das Interesse dafür schied sich mehr oder weniger nach den Parteien.

Die Wendung im Bewußtsein des deutschen Volkes von der teilweisen
 Gleichgültigkeit zu stärkerem Interesse an allem, was Uebersee hieß, geht zurück
 auf den großen Aufklärungsfeldzug, den das Reichsmarineamt unter Admiral
 Tirpitz vor der großen Flottenvorlage von 1900 in der deutschen Öffentlichkeit
 führte. Tirpitz ist eigentlich erst der Erzieher des deutschen Volkes zum Ueber-
 seeverständnis gewesen. Er hat uns zuerst gezeigt, wie groß die deutschen Welt-
 interessen auf dem Meere und jenseits des Meeres damals schon waren. Seit-
 dem sind sie noch viel, viel größer geworden. Als in England im Jahre 1897
 zuerst der Ruf ertönte: Deutschland macht uns Konkurrenz, Deutschland muß
 zu Boden geschlagen werden, wenn Deutschland heute vernichtet wird, so gibt
 es morgen keinen Engländer, der dadurch nicht um so reicher geworden wäre,

da war die deutsche Gesamtausfuhr gegen vier Milliarden und die Gesamteinfuhr gegen fünf Milliarden wert. 1913 aber, im letzten Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges, da waren es zusammen $22\frac{1}{2}$ Milliarden! Darüber wuchsen die Sorgen und der Reid Englands. Um nicht eines Tages wehrlos dazustehen, so daß unsere Feinde durch ihre Ueberlegenheit zur See uns den Handel einfach fortnehmen konnten, mußten wir die Flotte bauen, und die deutsche Flotte, je größer sie wurde, machte die Feindschaft Englands gegen uns immer schärfer. Um einem englischen Ueberfall besser begegnen zu können, war es für Deutschland notwendig, die Türkei zu unterstützen und zu stärken. Die Türken sind die Nachbarn Englands in Aegypten, und wenn das türkische Eisenbahnnetz gehörig ausgebaut ist, so kann von da ein empfindlicher Druck auf Englands Verbindungen mit Indien, Australien, Ostasien usw. ausgeübt werden. Alle diese Verbindungen gehen durch den Suezkanal, und der ist im Unterschied zu dem durch seine Insellage geschützten England auch zu Lande angreifbar. Das deutsch-türkische Bündnis war eine Folge der Feindschaft Englands gegen Deutschland. Das verschärfte aber nicht nur die Besorgnisse vor Deutschland in England, sondern es brachte auch Rußland zur Feindschaft gegen uns. Die Russen wollen Konstantinopel haben, wir aber müssen Konstantinopel im türkischen Besitz erhalten, denn wenn die Russen dort sitzen, ist nicht nur unsere Zukunft im Orient, sondern auch unsere Ueberseezukunft im Großen verloren. Auch der Orient ist für uns ein überseeisches Gebiet, denn zwischen dem Balkan und der asiatischen Küste liegen die Meerengen des Bosphorus und der Dardanellen und das östliche Mittelmeer. Dieses Gebiet der n a h e n Ueberseepolitik müssen wir zuerst mit unserem Interesse und unserer politischen Selbstbehauptung umfassen, wenn wir weite Ueberseepolitik jenseits der Ozeane machen wollen. Erst dann dürfen wir daran denken, ein Weltvolk zu werden!

Die Entwicklung der heutigen Weltvölker knüpft, abgesehen von der besonderen Erscheinung der englischen Meerherrschaft, an die rechtzeitige Besetzung der Zugangspforten zu den großen leeren Räumen an, die sich vor dem Beginn des modernen Verkehrszeitalters in den verschiedenen Erdteilen ausdehnten und überwiegend von unentwickelten und wenig zahlreichen Naturvölkern genutzt wurden. Solche Räume gab es in Osteuropa, im nördlichen und im mittleren Asien, in Nordamerika, im subtropischen und tropischen Afrika und in Australien. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war ihre Bedeutung verhältnismäßig gering. Sibirien und Australien waren Verbrecherkolonien. Afrika war bis auf den Nordrand und die Südspitze fast nur längs der äußersten Küstenlinien bekannt. Kanada gehörte zum größten Teil einer Pelzhandelsgesellschaft. Die Vereinigten Staaten machten einen nicht breiten Landstrich am Westgestade des Atlantischen Ozeans aus, dessen Bewohner Ansprüche auf die dahinter liegenden Urwälder, Prärien, Gebirge und Wüsten erhoben, aber nicht imstande waren, sie wirklich aufzuschließen und zu nützen.

Solange es keine Verkehrsmittel, keine Großindustrie und keinen Welt-handel nach heutigen Maßstäben gab, solange bestand auch kaum eine direkte Beziehung zwischen der wirtschaftlichen und politischen Machtfülle irgendeines Volkes oder Staates und der Größe des Gebiets, das von ihm in entlegenen und schwach besiedelten Regionen beherrscht wurde. Je weiter es aber gegen das Ende des 19. Jahrhunderts ging, desto stärker machte sich bei Rußland, England und den Vereinigten Staaten das Wachstum der Volkszahlen geltend. Für England trat zur Bevölkerung des Mutterlandes die der großen Siedelungskolonien als gewichtiger Faktor hinzu. Beim Ausbruch des Weltkrieges zählte das englische Mutterland 46 Millionen, die Siedelungskolonien 15—16 Millionen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts hatte die Gesamtzahl hüten und drüben höchstens 15 Millionen betragen. Die Vereinigten Staaten von Amerika wuchsen in der Zeit von 4 Millionen auf 110 Millionen, Rußland von vielleicht 30 auf 175 Millionen. Auch Deutschlands Bevölkerung hat sich, auf die heutigen Grenzen des Reiches berechnet, im Laufe der letzten vier Menschenalter kräftig



Gipfel des Sibow.

vermehrt, von einigen 20 auf nahezu 70 Millionen. Nimmt man das Wachstum des deutschen Auslandshandels hinzu, der sich über alle anderen Konkurrenten bis unmittelbar in die Nähe der englischen Handelsziffer gehoben hat, so könnte es scheinen, als ob auch das deutsche Volk den Weg unter die Weltvölker schon gemacht hat.

Es könnte so scheinen, aber es ist nicht so. Zum Weltvolk fehlt uns der Spielraum, uns auszudehnen und zu vermehren. Unsere Entwicklung ist mit gewaltiger Energie vor sich gegangen, aber wir sind die größte Kraft in den kleinsten Raum gepreßt. Wir leben und wirtschaften auf einer so kleinen Landfläche, daß wir uns in dieser Weise unmöglich auf die Dauer neben den Völkern halten können, die über viel reichlichere Möglichkeiten des Wachstums verfügen. Man wird sagen können, daß der Weltkrieg uns in dem Augenblick betroffen hat, wo wir gerade noch imstande waren, unsere durch Qualität und Organisation überlegenen Leistungen mit Erfolg gegen eine Vereinigung von Gegnern zu setzen, deren Stärke zum großen Teil auf der Masse ihrer Zahl beruhte. Schon heute aber steht es so, daß Rußland, England und die Vereinigten Staaten zusammen 330 bis 340 Millionen Menschen zählen, mit einer jährlichen Wachstumsziffer fast von 6 Millionen, wir aber nur ein Fünftel davon mit einer Jahreszunahme von 0,8 Millionen. Dazu kommt, daß die Zunahme bei den drei Weltvölkern zusammen genommen steigende Tendenz hat, bei uns aber fallende. Ein Vierteljahrhundert oder ein Menschenalter weiter werden jene zusammen 500 Millionen haben, und wir im besten Falle, das heißt wenn wirklich der Abnahme der Geburten Einhalt getan werden kann, gegen 90 Millionen.

Man sieht, wie sich der nationale Machtfaktor des großen Raumes immer stärker geltend macht. Rußland braucht nur die vor dem Kriege erfolgreich begonnene Landreform weiterzuführen, um auf einer landwirtschaftlich nutzbaren Fläche, die den sechsfachen Umfang des gesamten Deutschen Reiches hat, eine Menschenmasse zu ernähren, die uns erdrückt. Die Vereinigten Staaten, Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland bieten ebenfalls eine unübersehbare Fülle von Möglichkeiten für die Vermehrung ihrer Einwohnerschaft dar. Die Menge ihrer Bodenschätze, die zunehmende Beherrschung der Naturkräfte, der steigende Bedarf der übrigen Welt nach den mineralischen, pflanzlichen und tierischen Erzeugnissen jener gewaltigen überseeischen Räume und die ununterbrochene Verbesserung des Weltverkehrs machen es deutlich, daß die Verfügung über den geographischen Raum aus einem verhältnismäßig untergeordneten, mehr und mehr zu einem starken nationalen Machtmoment geworden ist. Wenn demgegenüber Einwände gemacht werden, wie z. B. daß Australien und Südafrika Trockengebiete seien, oder die Vereinigten Staaten keine Militärmacht und dergleichen mehr, so ist das kurzfristig gedacht. Das amerikanische Trockensystem und die Methoden der Aufspeicherung von Wasser können die Kulturnutzung der trockenen Länder mit der Zeit stark erweitern, und was den Militarismus betrifft, so ist das englische Militärsystem bis zum Weltkriege dem amerikanischen verwandter gewesen, als dem festländisch-europäischen. Jetzt aber

hat auch England ein Millionenvolksheer, und das wäre vor einem Jahrzehnt in aller Welt sicher beinahe als ebenso unwahrscheinlich angesehen worden, wie heute die Möglichkeit einer Militarisierung der Yankee's.

Die ungeheure Entwicklung der nationalen Kraftquellen der Weltvölker durch die Verbindung der großen Räume mit der modernen Technik mußte auch ohne sonstigen Konfliktstoff einmal den Zeitpunkt heraufführen, wo auf Grund des geringen von uns besessenen Raumes Deutschlands Unterlegenheit zutage trat. Unsere wirtschaftliche Entwicklung und Volkszunahme verlangten zwingend steigende Beteiligung am Welthandel. Soweit es sich aber dabei um überseeische Gebiete handelte — und deren Wichtigkeit nimmt fortgesetzt zu, — fehlte es uns im Gegensatz zu andern fast ganz an brauchbaren Stützpunkten. Dazu kam als ein besonderer Nachteil die absolute Abhängigkeit unserer Industrie von den in überseeischer Ferne erzeugten Rohstoffen. Das hatte zur Folge, daß unser Wirtschaftssystem nur bei friedlichen Weltverhältnissen zu funktionieren imstande war. Jede große kriegerische Weltkrisis vermochte uns der Verbindung mit den Einkaufs- und Absatzmärkten der Welt zu berauben, zumal wir keine festen Stationen an den großen Seehandelswegen besaßen.

Auf der einen Seite entstanden bei uns also zunehmende Ansprüche auf weltwirtschaftliche Beteiligung, auf der anderen wuchsen bei den Gegnern nicht nur Mißbehagen und Besorgnis wegen der deutschen Konkurrenz, sondern es wuchs mit der eigenen Größe und Zahl auch das Kraftgefühl gegenüber der aufstrebenden deutschen Macht und den deutschen Ansprüchen. Theoretisch hätten wir ja die Möglichkeit gehabt, von vornherein auf alle militärischen und politischen Maßnahmen zur Sicherung unserer Zukunft, soweit es sich dabei um überseeische oder außereuropäische Dinge handelte, zu verzichten und uns darauf zu verlassen, daß sich alsdann niemand durch uns bedroht fühlen würde. Das hätte aber erstens zur Folge gehabt, daß die wirtschaftliche Grundlage unseres Daseins nicht mehr durch unsere Stärke verteidigt, sondern von dem guten Willen anderer Mächte abhängig war, und zweitens wäre das natürliche Ergebnis einer derartigen deutschen Politik gewesen, daß die Weltvölker sich ohne Rücksicht auf uns immer noch weiter ausbreiteten und auch die letzten politisch, strategisch und wirtschaftlich wichtigen Punkte, die auf der Welt noch übrig waren, besetzten; dazu die in kultureller Umgestaltung begriffenen Gebiete Ostasiens, des Orients und Afrikas unter ihre ausschließliche Vormacht brachten und auf diese Weise die Zukunft des Deutschtums in der Welt im Vergleich mit den anderen Großvölkern zur Bedeutungslosigkeit bestimmten. Je weiter sich ein derartiges Verhältnis zwischen Deutschland und den Weltmächten entwickelte, desto vollkommener wären wir den Größeren und Stärkeren auf Gnade und Ungnade ausgeliefert gewesen. Wer die Geschichte der Welt kennt, kann keinen Zweifel daran hegen, daß dann im entscheidenden Augenblick diese Stärkeren keine andere Richtschnur ihres Handelns gegen Deutschland gekannt hätten, als die entschiedenste Verfolgung ihrer Interessen auf Kosten der unsrigen.

Unsere Betrachtungsweise führt mithin von selbst darauf, worum in diesem Kriege schließlich gefochten wird und wohin er uns als Nation zu führen bestimmt ist. Es geht nicht um irgendwelche Einzelheiten, sondern um die Frage: Soll es zukünftig drei Weltvölker geben oder vier? Bisher gab es drei! Außerdem ist ein viertes Volk da, das auch noch einen Platz auf der obersten Größensstufe der Nationen beansprucht, während diejenigen, die schon oben sind, es zurückstoßen wollen. Dies vierte Volk sind wir, und die Frage, ob es uns gelingen wird, ein Weltvolk zu werden oder nicht, die muß in diesem Kriege ihre Beantwortung finden.

Was sollen wir nun tun? Weltheroberer wie die Römer oder Assyrer können wir nicht werden. Große leere Räume gibt es auf der Welt nicht mehr zu gewinnen, und wenn es welche für uns gäbe, so würde uns das nicht viel helfen, denn die Entscheidung über Weltvolkstum oder Hinterlassenvolkstum würde von unseren Feinden sich nicht so lange vertagt werden, bis wir diesseits oder jenseits des Ozeans ein neues Deutschland mit Menschen gefüllt haben. Also müssen wir

auf einen dritten Weg sinnen, um eine politische Großform von solcher Stärke zu schaffen, daß sie sich unter den Weltvölkern und Weltstaaten behaupten kann.

Diese Form haben wir bereits im Kriege gefunden. Sie heißt: **Genossenschaft** — staatliche, nationale, militärische, wirtschaftliche Genossenschaft! Der ursprüngliche Kern der Genossenschaft ist Mitteleuropa: Deutschland und Oesterreich Ungarn; auch Polen gehört von Natur mit dazu. Mitteleuropa ist aber, wenn auch militärisch eine gewaltige Macht, so doch wirtschaftlich nicht sich selbst genügend. Es braucht eine Menge von Rohstoffen, die es nicht selber erzeugt, und es muß auch von Jahr zu Jahr mehr Nahrungs- und Futtermittel einführen, außer denen, die in ihm selber wachsen. Der Krieg hat gezeigt, wie gefährlich es ist, vom Ueberseeverkehr abgeschnitten zu sein, so gefährlich, daß wir uns ein zweites Mal mit vermehrter Bevölkerung dem nicht aussetzen können. Der Orient gewährt uns beides: Sicherheit des Lebensmittel- und Sicherheit des Rohstoffbezuges auf einem unangreifbaren Landwege. Es müssen nur vorher die Hindernisse beseitigt werden, die sich seiner Produktivität an Metallen, Erdöl, Getreide, Baumwolle und noch an vielerlei anderen für Mitteleuropa nützlichen und notwendigen Dingen entgegenstellen. Moderne Verkehrsmittel, geregelte Verwaltung, Kapital, Technik, Bewässerung usw. werden das ihre tun. Außerdem ist noch eine Verbindungsbrücke zwischen Mitteleuropa und dem Orient nötig. Sie ist auch schon da; sie heißt Bulgarien.

Die innere Stärke dieser Gesamtgenossenschaft besteht darin, daß das Verhältnis zwischen ihren Gliedern auf natürlich gesunden Voraussetzungen beruht. Die einzelnen Genossen sind verschieden stark, aber sie sind aufeinander angewiesen, und jedes Glied ist für das Ganze gleich notwendig. Alle miteinander zählen sie jetzt zwischen 140 und 150 Millionen Menschen, deren jährliche Zuwachsrate sich leicht, wenn die wirtschaftlichen Vorarbeiten im Orient getan sind, auf zwei Millionen und mehr heben kann. Das ist an Menschen- und an Wachstumsziffern immer noch weniger als die Hälfte von dem, was die drei Weltvölker zusammen aufzuweisen haben, aber unsere Genossenschaft verfügt über zwei besonders wirksame Kräfte: erstens dehnt sie sich geschlossen durch das unvergleichlich günstig gelegene Ländergebiet zwischen der Nordseebucht des Atlantischen und dem Persischen Golf des Indischen Ozeans, und zweitens ist sie imstande, durch einen überlegenen Druck auf zwei außerordentlich wichtige Wasserstraßen, den Bosphorus samt den Dardanellen und den Suezkanal, ihre beiden stärksten und gefährlichsten Gegner, Rußland und England, einigermaßen in Schranken zu halten.

Soweit hat die Sache bei flüchtigem Zusehen in der Tat fast den Anschein, als ob nun nichts weiter mehr nötig wäre, um unseren Aufstieg zum Weltvolktum innerhalb und gemeinsam mit der Genossenschaft zu sichern. Da es aber in der Politik keine vollkommene Sicherheiten gibt, so besteht die wahre politische Kunst darin, die Sicherheiten zu vermehren. Bloße Einzelsicherungen, und wenn sie noch so stark scheinen, sind stets gefährlich. Diejenige Macht, gegen deren Feindschaft wir ganz besonders einer Vermehrung der Sicherheiten bedürfen, ist England. England liegt vor der Nordsee und ist imstande, solange seine Seemacht der unserigen überlegen bleibt, uns die Nordsee zu versiegeln und die Ozeane zu versperren. Anders als durch die Nordsee können wir nicht in den Ozean gelangen. Zwar ist es eine gute Rechnung, auf den Suezkanal zu drücken, um die Nordsee entsiegelt zu halten, aber an den Kanal grenzen immerhin nicht wir selbst, sondern unsere Bundesgenossen. Wir vertrauen auf das Verhältnis zu ihnen, aber wir müssen auch über ein Druckmittel verfügen, das sich unabhängig von aller Bundesgenossenschaft anwenden läßt. Dazu sind die U-Boote gut, und vermutlich werden sie dazu in Zukunft noch besser sein als heute.

Die U-Boote und die Eisenbahn durch Mitteleuropa und den Orient bis Suez gehören zueinander und ergänzen sich aufs beste. Auch die U-Boote sind für sich allein keine genügende Stütze, weil die Technik auch Dinge erfinden kann, welche die U-Boote unwirksam machen. Beides zusammen gibt aber schon einen ganz guten Sicherheitsschlüssel, neben dem **Grundstock** unserer

Sicherheit: der Kraft, die Deutschland unmittelbar an seinen Grenzen zu entfalten vermag.

Mit Absicht haben wir gesagt, daß die Orient-Eisenbahn und die U-Boote beiden dem Zweck dienen sollen, die Nordsee offenzuhalten. Die freie Nordsee ist für Deutschland und damit für ganz Mitteleuropa, ja für die ganze Genossenschaft, nur ein anderer Ausdruck für die Freiheit der Meere überhaupt. Ohne Meeresfreiheit kann es kein deutsches Weltvolkstum geben. Meeresfreiheit gehört vor allen Dingen dazu, um uns geistig die Weite des Horizonts zu geben, die wir zum Weltvolkstum brauchen. Reichsgewalt ist und bleibt Seegewalt. Ebenso wenig wie wir moralisch und materiell ein Weltvolk werden können, ohne kräftig zur See zu fahren, können wir darauf verzichten, die überseeische Welt, Afrika, Ostasien und wo immer die europäische Kultur ihr Werk an der Umwandlung der Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse fremder Völker tut, ausschließlich dem Einfluß der Angelsachsen zu überlassen. Es gibt schon fast 200 Millionen Menschen, die englisch sprechen, und mehr als 400 weitere Millionen stehen unter dem Einfluß angelsächsischer Herrschaft und Kultur. Entwickeln wir uns nicht auch als starkes Ueberseevolk, so wird die Welt zuletzt doch angelsächsisch. Wir brauchen Gebiete, um überseeische Ableger unseres Volkstums zu pflanzen und um überseeische Rohstoffe auf deutschem Boden zu gewinnen. In diesem Sinne ist auch die Orientpolitik nur die Vorstufe der deutschen Ueberseepolitik im weltpolitischen Sinne, und nichts ist verkehrter, als den Orient zum Konkurrenten des Ueberseeziels zu machen — oder umgekehrt!

Auch die Orientpolitik ist für uns Ueberseepolitik, nahe Ueberseepolitik. Der Orient wird nie deutsches Kolonialgebiet werden; unser Interesse ist vielmehr, daß er als unser Verbündeter seine politische Selbständigkeit und seine Eigenentwicklung in jeder Hinsicht bewahrt. Indem er das tut, hilft er uns aber dazu, daß wir eine große und wirksame Politik auch in überseeischen Fernen machen können. Wir wiederholen: Die Bundesgenossenschaft mit dem Orient gibt uns das Mittel in die Hand, der englischen Seethrannei durch einen kräftigen Druck auf die wichtigste Lebensader Englands zur See, den Suezkanal, zu begegnen. Den Schlüssel zur Nordsee können wir auch bei Suez aufheben, und ist die Nordsee frei, so sind alle Meere für uns und wer es mit uns hält, freigeworden. Dann brauchen wir nicht mehr über See bei England zur Miete zu wohnen; dann brandet auch der ferne Ozean an wahrhaft deutschen Küsten!



Weltpolitik und Kolonialpolitik.

Von Professor Hans Delbrück.

Die meisten sehen die Kolonialpolitik unter dem Gesichtspunkt der Volkswirtschaft, und dieser Gesichtspunkt ist auch ein sehr wichtiger. Ich selber habe sie immer viel mehr unter dem politisch-nationalen Gesichtspunkt ins Auge gefaßt. Kolonien beleben und sichern nicht nur die Volkswirtschaft, sondern sie dienen vor allem der äußeren Ausbreitung und der inneren Bereicherung des deutschen Volkstums. Damit der volle Reichtum der menschlichen Kultur sich entwickle, müssen viele kleinere und größere Volkseinzelheiten nebeneinander bestehen, die sich zugleich gegenseitig begrenzen und beeinflussen. Alle moderne europäische Kultur beruht auf dieser Wechselwirkung. Es gibt kein Volk, das nicht durch Annahme oder Bekämpfung seines Denkens von dem Deutschen Martin Luther beeinflusst wäre, und ebenso wenig eines, das nicht von dem Franzosen Jean Jacques Rousseau eine starke Einwirkung empfangen hätte. Luther ist aber ebenso nur als Deutscher, wie Rousseau nur als Franzose (Genfer) denkbar. Es gibt keinen großen Geist, dessen Art nicht irgendwie durch seine Nationalität, seine Abstammung, den Boden, auf dem er erwachsen ist, bestimmt wäre. Die Menschheit würde arm werden, wenn schließlich nur einige wenige, ganz große Völker übrigbleiben oder gar endlich eines mit seiner Sprache, seiner Kultur, seinem Denken, alle anderen verschlänge. Tatsächlich schien es bereits, als ob die Welt auf dieser Bahn dahingleite. Der Engländer Dilke schrieb ein Buch (1868), worin er den Gedanken entwickelte, daß die Welt auf dem Wege sei, baldigst englisch zu werden. Einen Konkurrenten schien England, wenn wir von der formlosen Masse des nicht zum Herrschen berufenen Chinesentums absehen, nur in Rußland zu haben. Denn Rußland hat in dem durch die Eisenbahnen besiedelungsfähig werdenden Sibirien ein unermessliches Gebiet für die Ausdehnung seines Staates und seines Volkstums. Frankreich hat wegen seiner Kinderarmut keine Zukunft mehr. Was für ein klägliches Ausblick, wenn zwischen dem unermesslichen Reich einer englisch sprechenden Welt und dem massiven Block des Russentums alle anderen Völker nur als Einschiebsel, als Kuriositäten eines vergangenen Volkslebens ihr Dasein fristeten!

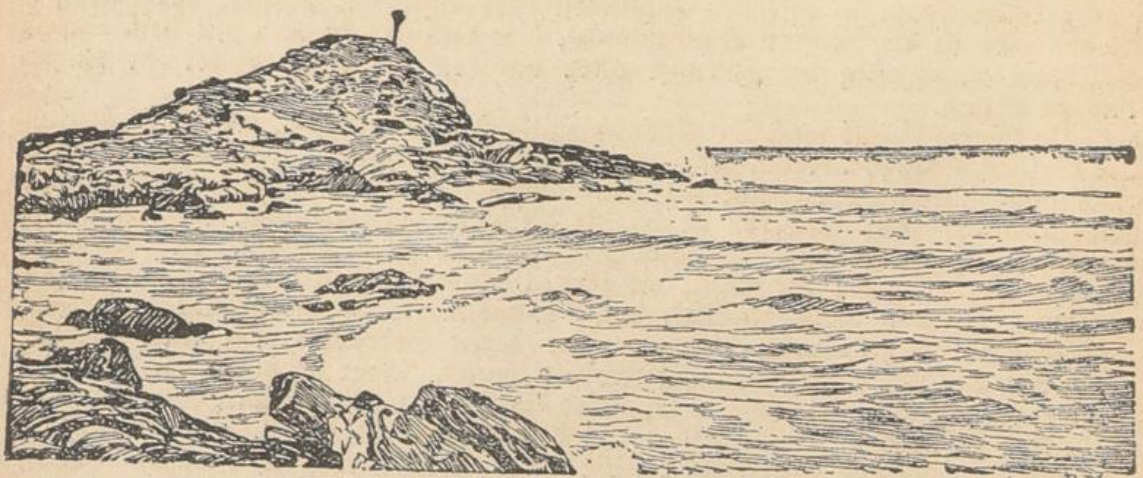
Einen solchen Zustand zu verhindern, stellt sich dar als die recht eigentliche Aufgabe der deutschen Weltpolitik. Deutschland durfte und darf nicht zulassen, daß die Welt zwischen den Angelsachsen und den Russen verteilt werde. Selbst wenn vorläufig noch ziemlich große Brocken an Frankreich und hier und da ein kleiner Brocken an Italien überlassen wurde, so bedeutete das doch kaum etwas für die Zukunft, da weder die Franzosen noch die Italiener in sich Volkskraft genug besitzen, um es mit den englischen oder russischen Massen aufnehmen zu können. Es ist die Mission Deutschlands, hier einzutreten und mit dem eigenen Volkstum gleichzeitig die Zukunft aller anderen kleineren Völker zu wahren und zu retten.

Zu diesem Zweck muß Deutschland zunächst beanspruchen, bei der Aufteilung der Welt nicht mehr übergangen, sondern mit einem eigenen erheblichen Kolonialreich ausgestattet zu werden, wo man dieses auch immer suche, vermutlich in Zentralafrika. Des weiteren ist es die Aufgabe Deutschlands, die Türkei vor einer Aufteilung zwischen Rußland und England zu bewahren. Es sind ja die ältesten Kulturländer der Welt, die hier, verloren und verkommen, einer Auferstehung harren. Kein Zweifel, daß sie, wenn sie in die Hände der Russen und Engländer gekommen wären, unter deren Herrschaft mit einer gewissen europäischen Kultur hätten erfüllt werden können. Aber Rußland im Besitz von Konstantinopel und Kleinasien, England im Besitz eines Reiches von Kairo bis Kalkutta, würden damit zu einer Machtsteigerung gelangen, die den anderen Staaten eine selbständige Politik nicht mehr übrig ließe. Der einzig mögliche Weg, ohne die völlige Aufhebung des Gleichgewichts unter den Großmächten,

Mesopotamien, Arabien, Syrien, Kleinasien und die Meerengen in den Kreis der europäischen Kultur hineinzuziehen, ist die Erhaltung der Türkei und die Schaffung einer erneuerten Türkei, was sich wiederum nur vollziehen kann in Anlehnung dieses selbständigen muhammedanischen Staates an Deutschland. Auch dieses Zusammenwirken des Neu-Türkentums mit dem Deutschtum kann man als eine besondere Spielart der deutschen Kolonialpolitik bezeichnen.

Unermessliche Aufgaben erwachsen hier auf Generationen der deutschen Politik wie der deutschen Volkskraft, ohne daß man darin irgend etwas Ueberhebliches, etwas andere Völker Bedrängendes oder Bedrohendes erblicken kann. Ja, wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen und sagen: um so leichter und um so besser werden wir unsere Aufgabe der Bildung eines großen mittelafrikanischen Kolonialreichs und der Hilfsreichung bei dem inneren Ausbau des neutürkischen Reiches gerecht werden können, je mehr es uns gelingt, das die anderen schreckende Gespenst der Weltherrschaft zu verscheuchen. Die deutsche Weltpolitik ist in der Tat nichts, als eine großzügig gefaßte Kolonialpolitik, die, um dieses positive Ziel zu erreichen, negativ den unermeßlichen Ansprüchen der anderen Weltmächte Schranken setzen muß.

Ein eigenes großes deutsches Kolonialreich zu gründen, und es der Türkei zu ermöglichen, aus eigenem Willen in voller politischer Selbständigkeit ein moderner Staat zu werden, dazu mußte Deutschland in die Weltpolitik eintreten und seine Flotte bauen. Das allgemeine menschliche Interesse und das deutsche Interesse fallen hier ineinander und sind gleichbedeutend. Nicht um den Negern zur Kultur zu verhelfen und nicht aus besonderer Liebe zu den Türken fühlen wir uns zu einer solchen Politik berufen, sondern weil wir es unserem eigenen Volkstum schuldig sind, ihm Aufgaben zu stellen, an denen es sich fortentwickeln und das Selbstbewußtsein gewinnen kann, in seiner Eigenart eines der führenden Völker der Welt zu sein. Wir haben den Krieg, der jetzt durch die Länder und Meere tobt, nicht gewollt, aber da er einmal da ist, darf er nicht enden, ohne uns den Platz an der Sonne zu erkämpfen, den die anderen großen Völker längst besitzen und den wir kraft unseres inneren Wertes berechtigt sind, in Anspruch zu nehmen. Gleichberechtigung lautet unsere Losung, nicht Weltherrschaft. Die Gleichberechtigung aber wird ihren Ausdruck finden in dem Gesetz der Freiheit der Meere, was wir als eines der wesentlichsten aller Kriegsziele durchzukämpfen haben. Erst mit der Freiheit der Meere gewinnen wir volle Sicherheit für den Besitz unserer Kolonien. Freiheit der Meere ist ein Problem der Weltpolitik. Kolonialpolitik kann es nicht geben ohne Weltpolitik.



Diazspitze bei Lüderitzbücht.

Tom von Prince — ein ostafrikanisches Pionierleben.

Von Pastor F. Büttner.

Unter den Männern, die sich um die größte und schönste unserer Kolonien, um Deutsch-Ostafrika, ganz besonders verdient gemacht haben, steht Tom Prince mit an erster Stelle. Als Sohn des englischen Polizeigouverneurs auf



Tom von Prince.

Mauritius geboren, hatte Tom von mütterlicher Seite deutsches Blut in den Adern. Familienverhältnisse brachten es mit sich, daß er auf der Ritterakademie in Pögnitz erzogen ward. Hier hatte er seine spätere Gattin kennen gelernt und lieb gewonnen. Die beiden, die sich zueinander hingezogen fühlten, ließen es sich gar nicht anfechten, daß sie weitauseinander geführt wurden. Während seine Jugendliebe nach dem Osten des Vaterlandes kam, wurde der junge Tom nach Vollendung seiner Ausbildung nach Straßburg versetzt. Aber seinem Feuergeist sagte der Garnisondienst mit seinem friedlichen Einerlei gar nicht zu. Tom Prince, um dessen Geburtsland die Wogen des Indischen Ozeans brandeten, um dessen Wiege die Palmen gerauscht hatten, duldete es nicht in der Heimat. In Ostafrika war der Araberaufstand ausgebrochen. Deutschlands Ehre vor der Welt stand auf dem Spiel. Ganze zwei Millionen Mark hatte der Reichstag dem zum Reichskommissar ernannten Major Wis-

mann für die Niederwerfung der Rebellen zur Verfügung gestellt. „Ihre einzige Instruktion ist zu siegen“, so hatte ihm Bismarck zum Abschied zugerufen. Und Wismann verstand die Kunst zu siegen. Latendurstige Offiziere drängten sich zum Dienst um Wismann. Auch Prince meldete sich. Als ihm bedeutet ward, daß er rund 1500 Vordermänner habe, nahm er kurz entschlossen seinen Abschied und ging auf eigene Gefahr nach Afrika, um Wismann seine Dienste anzubieten. Schiffbrüchig geworden, langte er, nachdem er 13 Stunden auf ledern Kahn von den Wogen des Indischen Ozeans umgetrieben war, in Bagamojo, der damaligen Hauptstadt, an. Der menschenkundige Wismann erkannte in dem jungen Prince einen Mann nach seinem Herzen und stellte ihn als Leutnant in Dienst.

Unter Wismanns Augen kämpfte Prince gegen die Rebellen im Hinterlande von Bagamojo, im Süden der Kolonie und am Kilimandscharo. Er zeigte sich dabei ebenso besonnen wie tollkühn, verstand aber im wildesten Gefecht, auch im schwierigen, unübersehbaren Buschgelände, seine Truppe fest in der Hand zu behalten. Darum ward er von Wismann dem sogenannten Expeditionskorps, das unter von Zelewski stand, zugeteilt. Das war Wismanns auserlesene Kampftruppe, aus Sudanesen und Zulu, die sich in ihrer Eigenart trefflich ergänzten, zusammengestellt. Als rechter deutscher Offizier ließ sich Prince das Wohl und Wehe jedes einzelnen seiner Leute angelegen sein und wußte den sehr verschieden Gearteten stets persönlich gerecht zu werden. Darum hingen ihm seine Soldaten mit Begeisterung an. Er durfte das Unmögliche von ihnen fordern. Daß er nicht nur ein tapferer Draufgänger und brauchbarer Soldat, sondern auch ein für afrikanische Verhältnisse sehr geschickter Politiker war, bewies Prince durch seinen Zug gegen die Massai. Durch Schlagen und Vertragen, durch strengen, blutigen Ernst und milde Freundlichkeit wußte er diese damals über alles gefürchteten Krieger der Steppe in gehörigen Respekt zu versetzen.

Als Prince an die Küste zurückkehrte, fand er andersartige Verhältnisse vor. An Wismanns Stelle war v. Zelewski Führer der nun kaiserlich gewordenen Schutztruppe geworden. Durch ihn war Prince mit der Führung der Zulu beauftragt, weil er mit diesen schwierigen Leuten am besten fertig zu werden verstand.

Zelewski hatte nach Niederwerfung des Araberaufstandes die schwierige Aufgabe, die bedrohlich angewachsene Macht der Wahehe zu brechen. Auf der Hochebene nördlich von Njassasee war seit Anfang der sechziger Jahre ein gewaltiges Reich entstanden. Der Waheheherrscher Njugumba, eine kraftvolle, begabte, afrikanische Herrschernatur, hatte es verstanden, sein bisher von übermächtigen Feinden bedrängtes Volk zu einem Kriegsvolk ersten Ranges zu machen. Dem wuchtigen Ansturm enggeschlossener, wohlgeschulter Wahehekrieger hatte keiner der benachbarten Stämme widerstehen können. Der kurzschäftige Stoßspeer mit breiter Klinge erwies sich als allen anderen überlegene Waffe. Ein Stamm nach dem anderen ward von den Wahehe unterworfen. Weit über die Grenzen der Landschaft Uhehe breitete sich die Waheheherrschaft, als Njugumba 1878 starb. Sein Sohn und Nachfolger Awawa-Muhinja überragte den Vater noch an Tatkraft und Herrschergaben. Durch unaufhörliche, stetig siegreiche Kämpfe erweiterte er sein Reich nach allen Seiten. Eine blutige Auseinandersetzung zwischen den Deutschen und dem Wahehesultan war unvermeidlich.

Zelewski selbst übernahm die Führung der Expedition gegen Awawa, der stärksten, die man bisher ausgerüstet hatte. Selbst ein paar Schnellfeuergeschütze führte er mit sich. Zu seinem Leidwesen mußte Prince auf Teilnahme an diesem Zuge verzichten. Er sollte nach Südafrika gehen, um neue Zulu anzuwerben. Durch einen Aufstand der Masiti im Süden der Kolonie ward er aufgehalten. Als er nach Niederwerfung der Rebellen an die Küste zurückkehrte, erhielt er die Unheilskunde von der gänzlichen Vernichtung der Expedition Zelewskis. Vier deutsche Offiziere, darunter Zelewski, sechs Unteroffiziere, 250 Mann der Schutztruppe und ungezählte Träger waren den Speeren der Wahehekrieger erlegen. Das war ein furchtbarer Schlag für die deutsche Herrschaft. Niemand empfand ihn härter als Prince, der den Tod so vieler Kameraden beklagte. Er hat sich damals gelobt, nicht eher zu ruhen, als bis er blutige Rache dafür genommen hatte. „Von jenem Tage an“, schreibt er, „habe ich keine Station gegründet, kein Gefecht geführt, keine Expedition geleitet, überhaupt nicht Dienstliches getan, das nicht mit diesem Ziele irgendwie zusammengehangen hätte.“

Bis Tabora hin erstreckte sich der Machtbereich Awawas. Im Vertrauen auf seinen starken Beistand wagte es der Häuptling Sikki von Unyamwebe den Deutschen Troß zu bieten. Dreimal hatte er sie von seiner Feste Furu zurückgeschlagen. Da unternahm der tollkühne Prince mit geringer Macht den Sturm. Zwei Tage und Nächte lag er mit seinen Leuten davor, vom Tropenregen durchnäßt, mit feindlichem Feuer überschüttet. Als Erster erstieg er die Mauer. Mit einem Schuß sprengte er das Schloß zu Sikkis letzter Zufluchtsstätte. In demselben Augenblick kracht es, als stürze der Himmel ein. Als er alles verloren sieht, hat Sikki seinen acht Weibern die Kehle durchgeschnitten und sein Haus in die Luft gesprengt. Der Schrecken machte die bisher trotzigigen Araber gefügig. Ganz Unyamweesi war den Deutschen gewonnen. Dem „Bwana Sakarani“ (tollkühnen Draufgänger), wie seine Soldaten ihn fortan nannten, verlieh der Kaiser den wohlverdienten Roten Adlerorden.

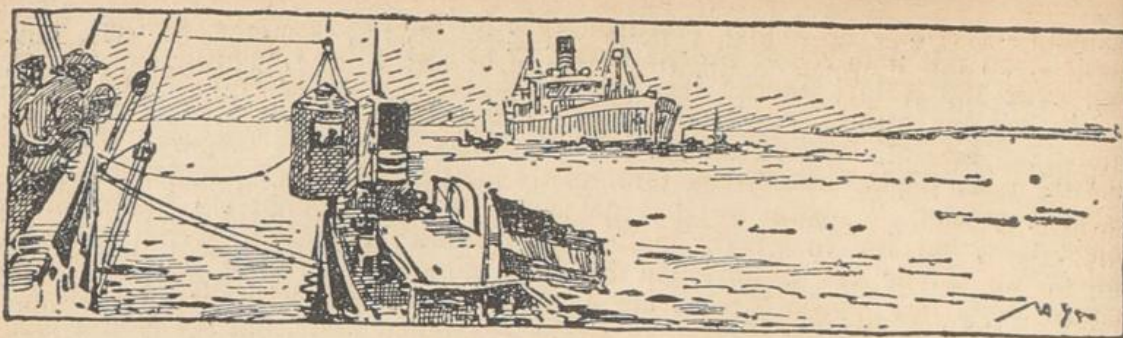
Endlich konnte im Jahre 1894 der Rachezug gegen Awawa unternommen werden. In seiner Feste Fringa erwartete der Sultan den Angriff. Der Sturm kostete den Angreifern den zehnten Teil ihrer Truppen, ein Beweis für den hartnäckigen Widerstand der Wahehe. Wieder war es Prince, der als Erster in die Feste eindrang. Die ihm dafür zugebilligte Ehre, Awawas Pulverturm in die Luft zu sprengen, hätte dem Tapferen fast das Leben gekostet. Aber noch gab Awawa seine Sache nicht verloren. Auf dem Rückmarsch überfiel er die Schutztruppe. Wenig fehlte, so hätte Scheele dasselbe Geschick wie Zelewski ereilt. Schon war die Marschkolonne der Deutschen durchbrochen, verzweifelt wehrte sich Scheele mit dem Revolver gegen die anstürmenden Wahehe. Da brachte in höchster Not Prince mit seiner Schar Rettung und schlug die Feinde zurück. In Anerkennung der großen Verdienste, die er sich erworben, ward ihm die Aufgabe übertragen, Awawas Macht völlig zu brechen. Ihm konnte kein lieberer

Auftrag werden. Nach seiner Rückkehr vom Heimatsurlaub, von dem er seine junge Frau mit nach Afrika brachte, nahm er mit gewohnter Energie den Kampf auf. Nur 130 Askari standen ihm zur Verfügung. Deshalb war er von vornherein auf die altbewährte Regel: Teile und herrsche! angewiesen. Er hat sie meisterlich befolgt. Kwawa erwies sich als kluger und zäher Gegner. Auch die Wabehe haben sich in ihrem Freiheitskampf als tüchtige, ihrem Herrscher treuergebene Männer gezeigt. Trotzdem auf des geächteten Sultans Haupt ein hoher Preis gesetzt war, hat sich in seinem Volke kein Verräter gefunden. Selbst der von Prince an Stelle des entthronten Bruders eingesetzte Sultan Mpangile hat seinem Volke und seinem Bruder die Treue gehalten. Als Mitwisser der großen Verschwörung, welche die Weißen in Ubehe vernichten sollte, hat der Königssohn mit anderen den Tod erlitten. Freilich, die von den Wabehe unterworfenen Stämme waren durch Prince leicht gewonnen und leisteten ihm freudig Beeresfolge. Mit wildem Grimm sah Kwawa seine Macht zusammenschmelzen. „Kapirimbu“, d. h. „den, der alle Macht an sich zieht“, nannte der erbitterte Sultan seinen unermüdlichen Gegner. Wohl erkannte der stolze König, daß seine Sache verloren war. Aber an Unterwerfung dachte er nicht einen Augenblick. Lange hat er allen Nachstellungen sich zu entziehen gewußt. Endlich hat der aller Mittel beraubte, nachdem er den letzten seiner Getreuen erschossen, sich selbst eine Kugel durchs Hirn gejagt.

Mit Kwawas Tod durfte Prince seine Aufgabe als erledigt ansehen. Die langen Kriegsjahre hatten seine Gesundheit erschüttert. Er mußte den Dienst aufgeben. Aber Afrika, für das er so viel geleistet, in dessen Erde sein erstes Kindlein gebettet war, hatte es ihm und seiner Frau angetan. Im Jahre 1900 ließ er sich als Ansiedler im Usambaragebirge nieder. Hier hat er arbeits-, aber auch freudreiche Jahre verleben dürfen. In dem gesunden Klima gedieh alles übe Erwarten, nicht nur seine Pflanzungen, sondern auch die Kinder, die ihm noch geschenkt wurden. Bei seinem jüngsten Sohn übernahm Prinz Adalbert von Preußen die Patenschaft.

Da brach der Krieg aus Mit Ostafrika meinten die Feinde leichtes Spiel zu haben. Nachdem sie sich im Norden, Westen und Süden wiederholt blutige Köpfe geholt hatten, sollte im November 1914 ein Hauptschlag gegen unsere Kolonie geführt werden. Bei Tanga ward ein Landungskorps von 8000 Mann ausgeschifft. Nach drei blutigen Kampftagen floh der Feind auf seine Schiffe. 3000 Mann, acht Maschinengewehre und massenhaftes Kriegsmaterial verloren die den Deutschen vielfach überlegenen Feinde. Unsere Verluste waren verhältnismäßig gering. Unter den Gefallenen befand sich auch der wackere Hauptmann Prince. Auf dem schönen Friedhof von Tanga an der Seite des neben ihm gefallenen Missionars Günther hat er sein Grab gefunden.





Einschiffung in Südwest.

Heimwärts bei Kriegsausbruch.

Von Käthe Guje.

Am 29. Juli war es, als wir mit der „Prinzessin“, dem letzten aus Südwest heimkehrenden Schiffe, in den Hafen von Lissabon einliefen. Am 13. Juli hatten wir der Küste Südwests Lebewohl gesagt. In flimmerndes Licht getaucht sahen wir die gelben Sanddünen der Namib allmählich verschwinden. Hinter uns lag der Abschied von guten Freunden, von dem uns lieb gewordenen Lande. Keiner dachte, daß es ein Abschied für so lange sein sollte. Mit frommem Herzen fuhren wir der Heimat zu, fuhren durch den Atlantischen Ozean unter lachender Sonne auf glitzerndem Meer, unter dunklem Sternenhimmel.

Nach Teneriffa war es, wo auf dem Schiffe ein leises Raunen anfang, von einer bedrohlichen Zuspitzung der Verhältnisse in Europa. Niemand wußte aber etwas Genaueres, nur der Funkenapparat arbeitete unaufhörlich. Voll Unruhe erwarteten wir die Ankunft in Lissabon, um uns durch die Zeitungen Klarheit zu verschaffen. Der 29. Juli bricht an, und aus der Tiefe des dämmernden Horizontes hebt sich das felsige Kap da Roca. Wir kommen näher. Deutlicher werden die Linien. Schon erkennen wir das Waldgebirge von Cintra. Tief grün erhebt es sich aus dem durchsichtig blauen Wasser, umwoben von strahlender Bläue des Himmels. Hier haben Natur und Kunst alles getan, um einen Fleck Erde zum irdischen Paradies zu gestalten. In weitem Bogen um das Kap Razo herumfahrend, kommen wir in die Mündung des Tajo. Ein Bild nach dem andern gleitet an unserm Auge vorüber, eins schöner als das andere. Zum Meere senkt sich das Gebirge wie ein Garten herab. Zwischen Palmen und Zypressen schneeig leuchtende Gebäude, Wasserfälle von Blüten, fruchtbares Land, mit Reben bewachsen, dunkle Wälder, Lichtungen am Strom, Badeorte im Schatten hoher Nadelbäume. Schon erkennen wir den wunderbaren, historischen Wachturm von Belem. Von hier aus fuhr Vasco da Gama im Juli 1497 aus, um den Seeweg nach Indien zu finden.

Wo der schimmernde Tajo sich zum See erweitert, da liegt sie vor uns, die strahlende Stadt, terrassenförmig zu den Höhen aufsteigend, mit ihren Bergen und Gärten, Kirchen und Schlössern, die sich in dem leuchtenden Meere zu ihren Füßen spiegeln. Wir fahren durch ein Gewühl von großen Ueberseedampfern und kleineren Fahrzeugen aller Art. Die schwarz-weiß-rote Flagge flattert im Winde; wir grüßen sie heute mit besonderer Liebe und schweren Gedanken. Boote schießen heran, um uns ans Land zu rudern. Wir legen an den breiten Marmorstufen an, die zur Plaza do Commercio heraufführen und finden einen Führer, mit dem wir uns verständigen können. Unsere erste Bitte heißt: Zeitungen! Noch keine Entspannung — die Lage ist ernst, noch ist Hoffnung, aber das Ungeheure scheint greifbare Formen anzunehmen. Ein dumpfer Druck liegt auf uns und läßt die Freude an den herrlichen Bildern, die Lissabon bietet, nicht aufkommen. Durch das historische Tor der Plaza do

Commercio steigen wir bergig steile Straßen hinauf, kommen zu den hochgelegenen, von Palmen umschatteten Promenaden und Villenstraßen, wo die Vorgärten unter einer Fülle südlicher Blumen fast begraben sind. Wir ruhen in der Avenida da Liberdade und lassen das lebhaft pulsierende Leben der eleganten Welt an uns vorüberfluten.

Es wird Abend. Unendlich werden die Linien und verschimmen in zartem, blauem Dunst. Vor meinen Blicken breitet sich ein Bild unvergleichlicher Schönheit aus. In glühenden Farben ist die Sonne versunken. Die feurige Glut spiegelt sich im blauen Meer; ich sehe weit hinaus über die Hügel der Stadt, über den goldenen See bis zu den blauschimmernden Bergen der Südküste am Horizont. Ueber alle Schönheit geht meine Seele weit weg, hin zur Heimat. Das Vaterland ist in Gefahr. Ich möchte heim.

Es wird dunkel. Ich setze mich auf die Bank an der Brüstung und schaue lange hinaus. Immer schöner wird das Bild. Millionen funkelnder Lichter blitzen auf und spiegeln sich im Strom: unter mir die Lichter der Stadt, über mir die Sterne am dunkeln Nachthimmel. Hinter den Bergen tritt der Mond hervor und schüttet flutendes Gold über die Landschaft: vergoldet stehen die Türme und Zinnen der Paläste und Kirchen, in rieselndes Gold getaucht sind die Gipfel der Bäume, goldene Wasser umspülen die weißen Marmorstufen. Schwerer werden die Gedanken: werde ich noch rechtzeitig die Heimat erreichen? Werde ich noch alle die mir Nahestehenden sehen, ehe sie hinausgezogen sind, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen? Endlich gehe ich hinab. In einem Hotel treffe ich mit den Bekannten zusammen. Auf dem Platz vor uns Gruppen, die das neueste Extrablatt mit südlicher Leidenschaft besprechen. Immer wieder klingen die Namen der Nationen an mein Ohr. Von einer feindseligen Stimmung gegen uns, gegen Deutschland ist nichts zu merken. Im Gegenteil, alle sind von besonderer Zuborkommenheit.

Spät am Abend verlassen wir Lissabon. Ein letztes Boot bringt Oesterreicher an Bord, die in ihre Heimat zurückgerufen sind. Sie werden von Bekannten auf das Schiff gebracht. Wir haben sofort ein ausgesprochenes Gefühl der Zusammengehörigkeit für einander. Aus dem Boot unten tönt als Abschiedsgruß: „Unsere deutschen Waffenbrüder sollen leben!“ Und „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“, klingt es, begeistert von allen gesungen, hinaus in die südliche Nacht dort unten am Tajostrand.

Das letzte Stück der Heimfahrt beginnt. Wir alle gehen ihm gedenkend des arabischen Sprichworte entgegen: Niemals strauchelt der Fuß des Fremdlinges leichter, als wenn er ihn auf die Schwelle zur Heimat setzen will! Tiefblau ist das Meer in strahlender Julisonne und atmet Ruhe und lächelt zu unsern sorgenden Gedanken. Dreimal schießt uns ein Funkenspruch von Norddeich zurück, mit der Weisung, den nächsten neutralen Hafen aufzusuchen, und dreimal kann der Befehl durch die anscheinend gebesserte Lage zurückgenommen werden. Der Ozean ist belebt von wilden Gerüchten. Der Funkenapparat arbeitet fieberhaft. „Krieg, Krieg“, schreit es in aller Welt. Wir kommen in den Kanal, rechts die vollkommen dunkle, französische Küste, schon damals — am 31. Juli — im Kriegszustand, links das grell erleuchtete England. Englische Scheinwerfer suchen unaufhörlich den Kanal ab. Trifft ihr Licht uns, die wir ganz abgeblendet fahren, so wird es taghell um uns. Und dabei liegt eine so träumende, zarte Mondnacht auf dem Meer, daß mir das ganze wie ein banger Traum vorzukommt. So nahe der Heimat vom Unheil umgeben, das durch die vielen Kriegsschiffe, die alle Augenblicke auftauchen, droht. Alles Engländer. Sie lassen uns passieren. Höchst ungern wahrscheinlich, sie wissen ja, daß sie bald zu unseren Feinden gehören. Als der Morgen dämmert, liegen die letzten Kriegsschiffe hinter uns. Der Weg zur Heimat ist frei. Durch neutrales Gebiet kommen wir in deutsche Gewässer. Ewig unvergeßliche Eindrücke erwarten uns: In der Nacht das erste deutsche Torpedoboot, die helle, scharfe Stimme des Kommandanten, die uns Halt gebietet und uns nach Namen und Herkommen des Schiffes fragt. Bis zur Minensperre begleitet uns das Boot. Dort bleiben wir liegen. Er-

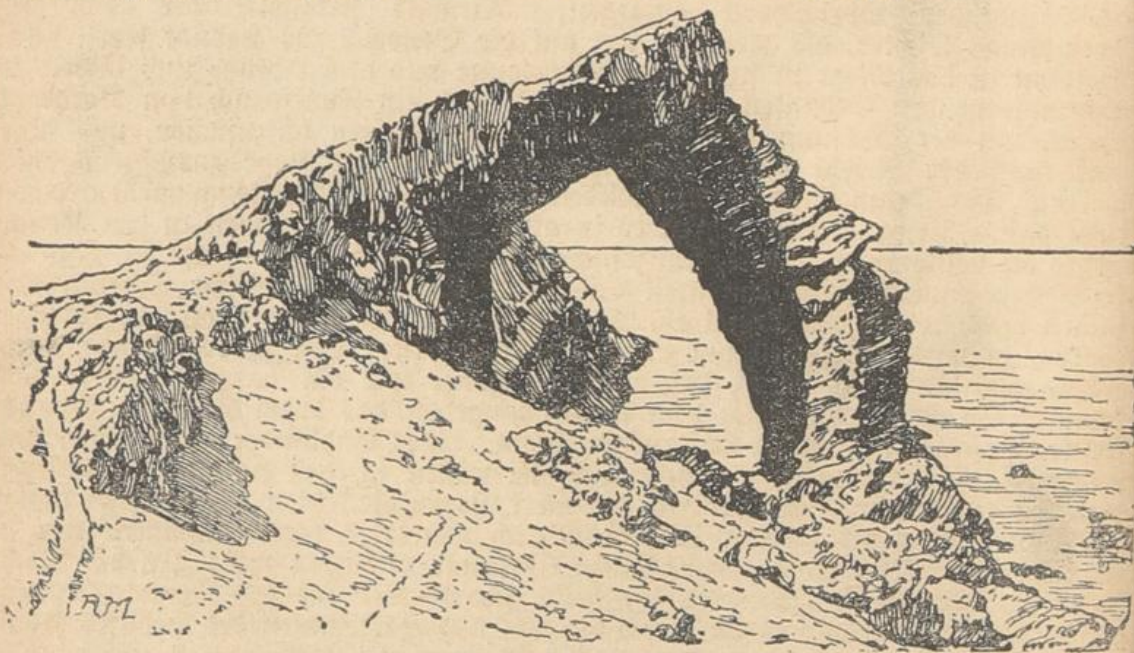
wachen in grauender Morgenfrühe, Helgoland vor uns, und dort die ganze Flotte heimkehrender Handelschiffe, die alle durch die Minenkette geschleppt werden müssen. Ein Schlachtschiffgeschwader kommt uns entgegen, die Matrosen sind um den Geistlichen zum Gottesdienst geschart. Die Elbe geht es hinauf unter den Klängen vaterländischer Lieder. Ankunft im Hafen, in der Stadt. Dichtes Gewimmel auf den Straßen, einzelne Reservisten kommen uns mit Gesang entgegen. Zur letzten, schrecklichen Gewißheit wird es: „Krieg, Krieg, furchtbarster Krieg!“ Als wir ins Hotel kommen, hören wir es: auch England unser Feind! Deutschland gegen alle diese Mächte! Zentnerschwer legt es sich auf die See. Totmüde suche ich mein Lager auf und schlafe nach so vielen durchwachten Nächten ein. Mitten in der Nacht wache ich auf. Was ist das? Aus der Tiefe der Nacht weither klingt es die Straße herunter, und es wird laut und lauter, schwillt an, immer klarer, immer gewaltiger, Gesang aus vielen Kehlen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“. Die deutschen Männer und Jünglinge sind es, die einziehen, dem Ruf des Herrschers folgend, mit heiligem Ernst und bedingungsloser Hingabe. Der Trupp geht vorüber, ihr Lied verklingt in der Ferne. Ein anderer folgt nach kurzer Frist, und wieder einer und immer wieder einer. Alle mit demselben ernststen Jubel. Und die entsetzliche Last in mir löst sich in stammelndes Flehen: „Herr, sei mit ihnen, mit unserem Volke!“ Heilige, siegende Gewißheit erfüllt mich: Dies Volk kann nicht untergehen! Und ich danke Gott, daß ich diese große Zeit meines Vaterlandes erleben darf, daß er mich glücklich in die Heimat führte.

Halte deiner Seele Schale . . .

Von Katharina Weizborn.

Halte deiner Seele Schale,
trage sie in sicheren Händen
und laß Himmelsblau und Sonne,
laß die Buntheit dieses Lebens,
alles laß darin sich spiegeln. —

Laß den Wind, den weichen Leisen,
auch des Sturmes Macht sie spüren; —
doch bewahre dich vor Straucheln.
Keinen Tropfen ihres Inhalts
wird das Leben dir erzehen!



„Bogenfels“ am Gestade von Südwest.

Der Kolonial-Heiner.

Von H. Probst.

In den Kolonien war er nie, der Kolonial-Heiner. Er ist ein kleiner Junge, der im dritten Schuljahre steht. Als der Krieg ausbrach, war er noch nicht weit in den Wissenschaften. Mobilmachung, Auszug, die ersten strahlenden Erfolge, Siegesläuten, Böllerknallen, wer denkt da noch an Schule und Schularbeiten. Aber Vater und Mutter finden keine Ruhe mehr vor dem kleinen Fragekasten. Vater freut sich über seinen Jungen, der so lebendig des Vaterlandes größte Zeit miterlebt, beschließt aber doch, das Interesse nützlich einzuspannen. Als eines Tages die Leseübungen wieder recht mäßig ausgefallen waren, erging das bestimmte Gebot: „Niemand erzählt dem Heiner mehr vom Krieg. Er geht schon so lange zur Schule, er mag sich seine Weisheit selber aus der Zeitung herauslesen.“



Der Heiner liegt auf dem Fußboden; der Zeigefinger seiner schmalen, lederharten Hand fährt unter den Reihen der Zeitung langsam dahin; Heiner ließ „das Dide“. Das ist böse Arbeit; er schnaubt, er pufst; die sehnigen langen Beine fahren aufgeregt in der Luft umher. „Sieg — rei — che Ver — tei — di — gung von Tanga“, kommt es langsam über die Lippen; dann dasselbe noch einmal, rascher wiederholt, und plötzlich steht er vor mir, die großen grauen Augen blitzen: „Hurra, siegreiche Verteidigung von Tanga!“ ruft er mit seiner Bärenstimme. „Wo ist das, bitte, Vater, wo liegt das?“ Vater holt den Handatlas. Wir fahren von Hamburg nach Ostafrika, wir finden Tanga. Es wäre für den Atlas besser gewesen, wir hätten diese Reise nie gemacht. Die Afrikaseite sieht heute fürchterlich aus. Aber das Eis ist gebrochen, Heiner wagt sich auch an die „lütte“ Schrift der Zeitung heran.

Heute liest der Junge so lange, aber ganz gegen seine Gewohnheit ohne einen Laut zu äußern. Dann geht er still hinaus. — Tsingtau ist gefallen. Als er abends im Bette liegt, hört Mutter ihn noch sprechen. Sonst schläft er doch gleich! Sollte er träumen? Mutter hörte ihn tonlos immer wieder sagen: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Neuzerste!“ Dann ringt sich ein trockenes Schluchzen aus der Kehle, und die zitternden Lippen klagen: „So tapfere Leute, das hätte der liebe Gott nicht un müssen, daß sie verlieren.“

Mein Flachskopf hat keine Zeit, die ganze Zeitung zu studieren. Der Schützengraben im Garten ist immer noch nicht fest genug, der erfordert viel Arbeit. Und der Müller und der Nachbar Landmann brauchen Hilfe, die Leute sind im Krieg. Und zwischendurch muß er dem dicken Russen, der nun den Meiereiwagen zur Bahn fährt, doch versichern: „Ruß kaputt!“ Und überhaupt, um den Krieg auf dem Festlande braucht sich niemand zu sorgen; da ist ja unser Kaiser selber dabei und der Vater Hindenburg, der so oft schulfreie Tage besorgt, und Mutters Brüder und Vaters Bruder sind auch mit, da braucht sich wirklich niemand zu sorgen. Aber die da draußen: „So'n armes lüttes Logo, und dann gleich feige zwei Große darauf zu, na — —!“ Verächtlich schiebt sich die Unterlippe vor.



Leutnant Otto Boigt
gefallen gegen die Engländer
am Oranjefluß.

Aber der Franke! „Junge, Vater, der hat es den Portugiesen gegeben. So 'ne Bunde!“ Der Schützengraben wird Kaulila. Die Malersjungen sollen Portugiesen sein und ihn besetzen. „Ach, Heiner, du hält ja woll 'n Vogel, so ne gift dat jo gornich in dissen Krieg“, sagt der dicke Fochen. „Na, min Jung, denn büßt du ja woll meist noch dummer as n' Askari, kräht mein Aeltester ihn an. Das überzeugt. Die Portugiesen besetzen Kaulila und werden mit einer fürchterlichen Wut an die Luft gesetzt.“

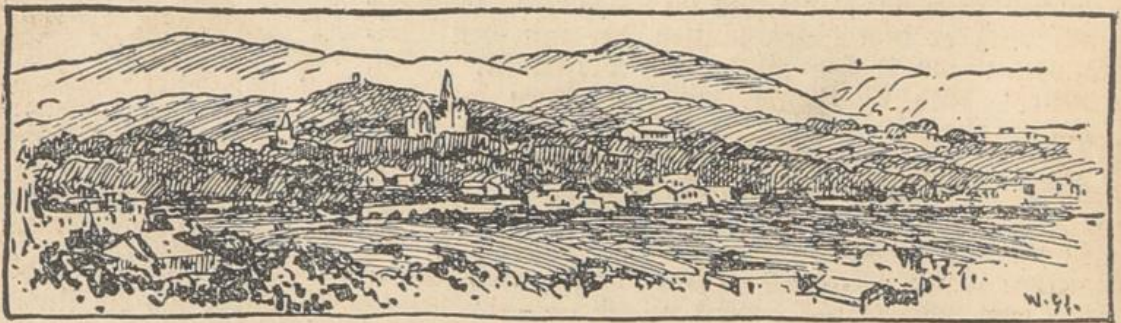
Der Heiner liegt mit einer bösen Fußwunde im Bett. Mit großer Fixigkeit sucht er die kolonialen Nachrichten aus der Zeitung heraus. Mit Kamerun steht das nicht gut, da haben wir viel zu sorgen; aber Ostafrika, sein, großartig! Die Schilderungen gehen immer mehr ins Einzelne. Ich kann nicht mehr mit. Daß Vater den englischen Kreuzer „Fox“ nicht kennt, na ja, aber Oberleutnant der Reserve Kaufmann, Leutnant der Reserve Braul, der leicht verwundet wurde, und nun gar Leutnant Schulte, der am 4. November 1914 bei Tanga gefallene Held, davon müßte Vater wissen! Es muß Rat geschafft werden. Wir bestellen bei einer Buchhandlung in der Stadt den Kolonialkriegerdank-Kalender für das Jahr 1916. Keinen schöneren Dank konnte der Herausgeber für sein verdienstvolles Büchlein gewinnen, als diese strahlenden Blicke eines kleinen Dorfjungen. Die Bilder, o die schönen Bilder: 1. Uebergabe der Engländer bei Sandfontein. Rasch fährt der Finger auf die Karte nach Südwest. 2. Erstürmung der englischen Stellung bei Garua. Das kennen wir noch nicht, damals las der Heiner noch keine Zeitung. Hier liegt es auf der Karte. 3. Tanga, liebes Tanga, du stolzer Heldentag! 4. Vernichtung des englischen Kreuzers „Pegasus“ vor Sansibar durch S. M. S. „Königsberg“. „Ja, John Bull, das kommt davon!“

Mutter bringt die Krankensuppe. Es schwimmt Eierschaum darauf. „Sieh, Mutter, da fährt Dampfer „Wismann“ über den Tanganjika-See.“ Mutter streicht ihrem Jungen über den Kopf. „Kolonial-Heiner“, sagt sie leise.

Und unser Kolonial-Heiner ist er geblieben. Monat auf Monat des schweren Krieges ist dahin gegangen; immer liest er seinen Kalender wieder. Und immer faßt es mich wieder, wenn ich das Gedicht von Friedländer, „den Tapfern in Südwest“ sagen höre. Bitterer Grimm zittert durch die Stimme, wenn es heißt „der Hunger und die Uebermacht, die haben euch bezwungen.“ Lauten aber die Nachrichten von draußen gar zu trübe, dann ruft er sich und unseren Braven tröstend zu: „Und wenn man einst die besten nennt, Rennt man auch eure Namen!“

Aber der Junge muß etwas lernen. Die Schule kann ihm in der Kriegszeit nicht genug bieten, das arme Fräulein ist zu sehr überlastet. Wir fangen langsam mit dem Lateinunterricht an. Lateinische Grammatik ist ein gutes Gegengewicht für die schweifende Phantasie. Geduldig fügt sich der Junge. Treu lernt er seine Aufgaben. Wir klappen das Buch zu, die Stunde ist aus. Nachdenklich sieht mich der Heiner an. „Ja, Vater, ich will das wohl lernen, weil du dich darüber freust. Aber — nützen tut es nichts, kein Askari versteht Latein, und ich gehe ja später doch nach Deutsch-Ost.“

Werde ein tüchtiger deutscher Mann, und dann — dann gehe mit Gott, mein Kolonial-Heiner!



Windhof.

Die Eingeborenen in Südwest während des Krieges.

Von Cissy Willich.



„Erstens: kommt es anders, zweitens: als man denkt, und drittens: in Afrika!“

Dies etwas eigenartige Sprichwort der Kolonie, in Scherz und Uebermut so oft gehört — wie ist es in diesem Kriege zum allerbittersten Ernst geworden für unser Südwest! Anders, ja ganz anders, als wir bei Kriegsbeginn dachten, kam alles! Wandern die Gedanken rückwärts durch das lange, schwere Jahr 1914—15, so sehe ich klarer noch als damals, wo man mitten im Erleben stand, daß Unglück über Unglück gleich Ungewittern sich über uns Deutsche, uns zuversichtliche, hoffnungsfrohe Deutsche entlud. In immer

neuen Gestalten stand unerwartet und drohend das Unheil mitten unter uns: zuerst ein wütendes Sichaufbäumen, später eine erstarrende lähmende Bestürzung in uns auslösend. Ich erinnere nur an die ersten bösen Ereignisse, die den Wendepunkt unseres Schicksals zum Unglück bedeuteten. Zuerst der Verlust unseres Schutztruppenführers. Der Tod trat in unserer Mitte — nicht da, wo unsere angstvollen Augen ihn suchten, auf den Kampfplätzen an den Grenzen, nein, mitten in das sicher geglaubte, fleißige Vorarbeiten für kommende Kämpfe, auf den Truppenübungsplatz griff er eines Tages und führte grausam und unbegreiflich den Unentbehrlichsten aus den Reihen der Krieger: Oberstleutnant von Seydebreck, den Kommandeur.

Dann weiter: die Buren und ihr Zusammenbruch. In uns allen spukte noch die Idee des vom Glorienschein umgebenen, um seine Freiheit ringenden Burenvolkes, das einmütig und stark diese letzte Gelegenheit ergreifen würde, sich der englischen Zwangsherrschaft zu entledigen. Und hier unsere größte Enttäuschung — wieder kam es anders, als man dachte. Der Aufstand der Buren verlief im Sande! Ja, schlimmer noch! Was keiner für möglich gehalten hatte, das gelang dem Verräter Botha, einmal durch Gold und hohe Versprechungen, dann auch durch Drohungen und Zwang: Buren gegen Deutsche ins Feld zu führen! Buren, deren Frauen und Kinder in englischen Gefangenenlagern zu Tausenden elend umgekommen sind — Buren kämpften für Englands Länderhabgier! Das allerdings konnten wir nicht erwarten!

Wahrheit geworden ist das vorhin angeführte, afrikanische Sprichwort auch in bezug auf das Verhalten unserer Eingeborenen während des Krieges. Und zwar in zweifacher Hinsicht: zu unseren Gunsten, indem die Stämme, von denen wir zu jeder Zeit Böses angenommen haben, sich nichts zuschulden kommen ließen; zu unseren Ungunsten, indem der einzige Stamm, dem wir glaubten vertrauen zu können, uns schmäzlich verriet.

Es liegt nahe, daß sich jeder von uns in Südwest bei Kriegsbeginn die Frage vorlegte: was werden nun die Eingeborenen tun? Ich weiß, daß nicht nur ängstliche, phantastische Menschen, sondern gerade auch die nüchternsten, landeskundigsten, den Gedanken an einen allgemeinen Eingeborenenaufstand gründlich erwogen haben. Würden die Eingeborenen diese nie wiederkehrende, günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, alte, nach Vergeltung schreiende Rache auszutragen? Soweit konnte jeder dümmste Buschmann und Kaffer denken: daß wir, abgeschnitten von der Heimat, unmöglich Verstärkungen erhalten konnten. Warum sind die Leute ruhig geblieben?

Ich bin während des Kriegsjahrs dieser Frage oftmals nachgegangen, habe versucht, die Eingeborenen daraufhin zu beobachten, und bin dann letzten Endes zu der Lösung gekommen, daß der Fall bei den Eingeborenen ähnlich lag wie bei den Buren: es fehlte die Einmütigkeit innerhalb der Stämme und der Stämme untereinander; es fehlten große Organisationstalente, wie sie zu

den Aufstandszeiten entstanden waren: Hendrich Witboi und die Hererokapitäne. Daß es aus purer vornehmer, deutschtreuer Gesinnung nicht zu Aufständen gekommen ist, möchte ich glattweg bestreiten, wengleich ich gern zugebe, daß sich die einzelnen Eingeborenen z. T. ganz wider Erwarten anhänglich und anständig gezeigt haben. Besonders war dies der Fall bei den sogenannten „Truppenjungen“, d. h. den Bediensteten der Schutztruppenoffiziere. Auch haben die vorzüglichen Maßnahmen der Regierung gewiß ihren Teil dazu beigetragen, daß Schlimmes verhütet werden konnte. Gleich in den ersten Kriegswochen wurden nämlich die Gebiete, in die der Krieg voraussichtlich zuerst getragen werden würde, von Eingeborenen gänzlich geäubert, damit diese nicht Zeuge des Krieges wurden und vor allen nicht auf den Gedanken kämen, an dem Kriege des Weißen gegen den Weißen teilzunehmen. Die Unionsregierung hat uns diese im Sinne des Völkerrechts gewiß anzuerkennenden Maßnahmen dann damit gelohnt, daß sie an den jenseitigen Grenzen ihre Eingeborenen bewaffnete und vorschickte!

Unsere Regierung sorgte zuerst dafür, daß die Hunderte von Ovambos der Diamantfelder bei Lüderitzbucht sofort in ihre Heimat im Norden zurückgebracht wurden. Alsdann wurde der ganze Stamm der Bondelzwart-Hottentotten aus seinem Reservat bei Warmbad nach dem Norden abtransportiert, einmal, um überhaupt die Grenzbezirke so viel wie möglich frei zu haben, in diesem Falle auch im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit der Bondels während der Aufstandsjahre. Vor allem wurden zahlreiche „Kapjungen“, eingeführte Arbeiter aus der Kapkolonie, überall im Lande gesammelt und nach dem Norden gebracht. Sie würden für die Engländer die zuverlässigsten Führer und Spione abgegeben haben. Die Kapjungen sind für mich der unangenehmste Typ des Eingeborenen — gerade wegen ihrer Halbkultur. Swakopmund besonders beschäftigte sehr viele dieser „Capeboys“. Dort hatte ich bei Beginn des Krieges reichlich Gelegenheit, sie zu beobachten. Ich sehe sie noch am 2. August 1914 johlend und schreiend sich vor der Buchhandlung drängen, wo das Extrablatt mit der Kunde vom Kriege aushing; ich sehe sie noch in Gruppen an den Straßenecken stehen, mit einer widerwärtigen Schadenfreude und einem unverkennbaren Hohn uns beobachtend, die wir wohl alle den Ausdruck der tiefsten Bestürzung und Besorgnis auf den Gesichtern trugen.

Ganz anders die übrigen Eingeborenen im Innern des Landes. Mit welchem Interesse haben sie, besonders in der ersten Zeit des Krieges, als durch Funkspruch die Kunde von den großen deutschen Siegen kam, an allen Ereignissen teilgenommen; wie verständlich haben manche von ihnen Fragen über die Lage daheim gestellt, und wie oft kam die Versicherung, daß der „Inglismann“ nach Südwest ja doch nicht hereinkäme. Ja, hier und dort haben sie die Beamten und ihre Herren geradezu bestürmt, ob sie nicht Waffen bekämen, um uns zu helfen! Später, als sich dann unsere Sache mehr und mehr zum Bösen wendete, da ist allerdings diese erste Begeisterung bald versiegt, besonders aber, als sie unsere schlimme Lage am eigenen Leibe zu spüren begannen: als die Kost knapp wurde. „Die Liebe des Eingeborenen geht durch den Magen“, ist ein unumstößlich wahres Sprichwort. Selbstverständlich gab es rühmliche Ausnahme. Ich habe Eingeborene — besonders Männer — gesehen, die bis zuletzt, auch nachdem die Engländer das Land genommen hatten, unverdrossen und fleißig ihre Pflicht getan haben, ja, die es als Beleidigung auffaßten, wenn man ihnen zutraute, daß sie beim Engländer arbeiten würden. Mit besonderem Erstaunen machte ich diese Entdeckung bei einem Hottentotten, — gerade die pfißigen Hottentotten wissen meist sofort auffindig zu machen, wo der Vorteil zu suchen ist, — der auf meine Frage, ob er auch beim Engländer Arbeit suchen würde, ein beleidigtes: „Ai! Ai!“ ausstieß und hinzufügte, mit der ganzen Würde seines Stammes: „Jacob geht nie zu Inglismann; Inglismann nicht gut zu meinem Baas!“ In vielen Eingeborenen lebte ganz offenkundig das richtige Empfinden, daß dieser ungleiche Kampf, die Ueberzahl der Engländer gegen die verschwindende Minderheit der Deutschen,

für die Engländer beinahe etwas Ehrenrühriges sein müßte — wie ein junger, jamafer Herero es klassisch ausdrückte: „Aeh! Inglismann! kommt wie die Ameisen!“ Zur Erklärung: alles Kribbelnde und Krabbelnde ist dem Eingeborenen ungeheuer ekelhaft und verabscheuungswürdig!

Anders als man dachte aber kam es mit den Bastards von Rehoboth. Nicht daß wir auf ihre Deutschtreu und Zuverlässigkeit vollkommen sicher gebaut hätten — wer vertraut in Südwest einem Eingeborenen von Herzen?! Aber nachdem wir sahen, daß sich alle Eingeborenenstämme doch schließlich in den Kriegszustand fanden, ohne sich unsere Lage zunutze zu machen, da glaubten wir nicht, daß von den Bastards gerade die erste und einzige Gefahr ausgehen würde. Die jüngere Generation der Bastards berief man ohne Bedenken zum Kriegsdienst ein bei der „Bastardkompagnie“. Diese Einstellung der Bastards in eine besondere Kompagnie hatte man seit den Aufstandszeiten beibehalten, da sich die Einrichtung damals recht gut bewährt hatte. Stets haben wir es den Bastards zu danken gewußt, daß sie im Herero- und Gottentottenkriege treu zu uns gehalten haben. Die ganze Bastardkompagnie war ungefähr 120 Mann stark; sie wurde aber zur Vorsicht nie geschlossen verwendet, sondern nur in kleineren Abteilungen von ca. 30 Mann unter Führung von deutschen Feldwebeln oder Offizieren. Niemals sind sie direkt in den Kampf gegen die Engländer geführt worden, sondern sie leisteten Dienste bei Patrouillen und Aufklärungsritten und ersetzten bei größeren Arbeitsplätzen von Eingeborenen, z. B. beim Bau oder Ausbessern der Eisenbahnstrecken, deutsche Polizei und Schutztruppe.

Wie lange der Bastardaufstand schon heimlich vorbereitet war, das läßt sich sehr schwer feststellen. Der frühere Bezirksamtman von Rehoboth, der im Mai 1914 nach Deutschland zurückkehrte, erzählt, daß ihm beim Abschied ein alter Ratsmann gewichtig gesagt hat: „Rynheer soll von uns hören!“ Unmöglich ist es nicht, daß hinter diesen Worten bereits ein tiefer Sinn verborgen lag. Andererseits wäre es doch erklärlicher, daß den Bastards die Aufstandsgelüste erst während des Krieges gekommen sind. Wir haben zuerst angenommen, daß sie, als sie unsere schlimme Lage im Anfang des Jahres 1915 erkannt hatten, nun ihren Vorteil wahren wollten; daß sie hofften, wenn sie jetzt, eben vor Torresluß, noch von uns abtrünnig und Anhänger der Feinde wurden, den über Treu und Recht und Pflicht gehenden eigenen Besitz zu retten.

Es liegen aber Berichte vor, daß der Bastardaufstand nicht erst in der Notwehr, als sich unsere deutsche Sache zum Bösen wandte, sondern schon während der früheren Kriegsmomente beschlossene Sache gewesen ist. Monatelang vor dem eigentlichen Beginn des Aufstandes sind einige der späteren Führer, alte, angesehene Männer, verschwunden gewesen, wie die Familien aussagten: „in die Namib auf Jagd“, oder wie Kenner dieser unzuverlässigen Bande schon damals argwöhnten: „in der Richtung nach Walfischbay“. Durch die Prahlereien von Bastards weiß man, daß man da sich auf richtiger Spur befindet, und nach dem völkerrechtswidrigen Verhalten Englands auf der ganzen Welt, besonders in Afrika, geht unsere bisher leider noch unerwiesene Vermutung wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Bastards von Walfischbay her mit Waffen und Munition versehen worden sind. Sie haben während des Aufstandes über eine weit größere Menge von Gewehren und Munition verfügt, als sie in ihrem Bezirk nach dort geltendem Jagdrecht beisammen haben konnten. Ein indirekter Beweis dafür, daß die Engländer bei dem Aufstand der Bastards gegen uns dahinter stecken, ist mir außerdem die Tatsache, daß die Engländer nach der Uebergabe Südwests bis heute noch keinerlei Anstalten machen, die Bastards zu entwaffnen, so daß ein Teil der Farmer dieses Bezirks noch heute in der traurigsten Lage ist: die Farmer können nicht auf ihre zerstörten Heimstätten zurückkehren, da sie ja wehrlos vom Eingeborenen niedergeknallt werden können! Ja, auch die Engländer sind anders, als man dachte, zumal in Afrika!

Durch die „Möwe“ befreit!

Von H. Griem.

Am 4. November 1915, mittags 12¼ Uhr, erschien der Major Kew nebst mehreren Engländern. Mir wurde ein Brief überreicht, der besagte, daß unsere Niederlassungen im englisch gewordenen Togo amtlich geschlossen würden. Das erste darnach war Uebergabe des Bargeldes. Dann wurden unsere Hauptfaktorei sowie unsere zwei Stadtläden amtlich versiegelt; G. wurde in unserem Faktorei-Wohnhaus in Haft gesetzt und eine Wache von 12 farbigen Soldaten zurückgelassen. Mit unserer Palime-Faktorei und Herrn G. wurde am selben Tage genau so verfahren, wie in Lome. Unsere sonstigen Außenstationen wurden innerhalb der nächsten drei Tage ebenfalls amtlich geschlossen. Die Franzosen haben später (Datum mir unbekannt), jedenfalls auf Antrag der englischen Behörde, mit Anecho und Atakpame daselbe gemacht. Auf Wunsch wurde mir Gelegenheit gegeben, unsere sämtlichen Bücher per Ultimo Oktober ordnungsmäßig abzuschließen.

Ich selbst wurde im Hause streng bewacht, hatte keinerlei Verkehr mit der Außenwelt. Noch während ich in Lome war, wurde Mr. Hartley — Vertreter der Elder-Dempster-Linie in Lome — zum Liquidator der D. T. G. ernannt. Dieser stellte unser gesamtes farbiges Bureaupersonal sowie die Ladenclerks wieder ein und begann in allen Läden Inventur zu machen. Wie ich hörte, soll alles, auch Gebäude und Grundstücke, verkauft werden. Mit mir selbst ist nicht verhandelt worden, auch wurde ich in keiner Angelegenheit befragt, so daß ich nähere Angaben, auch wegen Anecho und Atakpame, nicht machen kann.

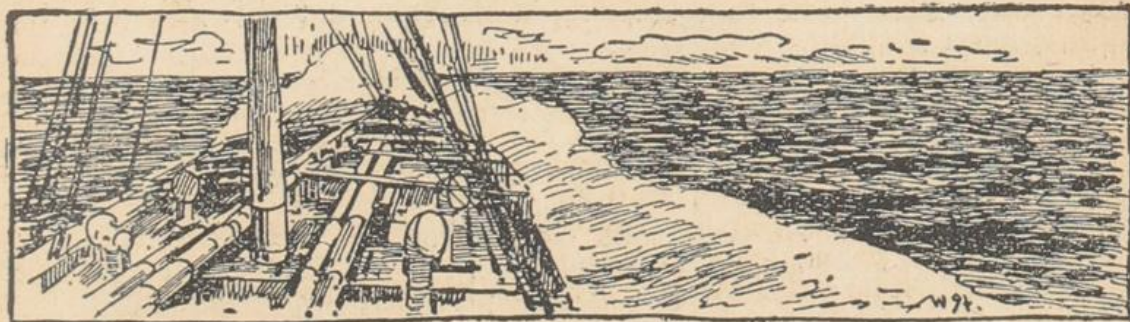
Am 18. Dezember teilte man mir mit, ich würde am 19. nach Accra geschickt werden. — Am 19. fuhr ich mit dem Dampfer „Abinji“ nach Accra. An Bord kam ich zum ersten Male mit Herrn G. zusammen. Wir hatten zusammen eine Kabine. Nach unserer Landung in Accra wurden wir sofort per Lastautomobil nach „Cantonments“, einer Soldatenstadt, sieben Kilometer außerhalb Accra, transportiert. Hier waren noch Deutsche interniert. Wir wohnten sehr gut und hatten Freiheit. Ich hoffte hier in Accra Näheres über Schließung unserer Firma zu erfahren, bin aber auch hier nicht verhört worden.

Am 4. Januar 1916 wurden wir fünf zusammen mit R. und Frau und B. mit Frau an Bord des Dampfers „Appam“ gebracht, um in England interniert zu werden. Am 5. Januar kamen noch in Secondi die Deutschen W., G., P., J. und Frau an Bord. Wir fuhren zweiter Klasse und wurden gut behandelt. An Bord waren noch acht deutsche Kringsgefangene aus Kamerun — diese waren in der dritten Klasse untergebracht, und wir hatten keine Verbindung mit diesen; es wurde uns auch unterjagt, irgend welche Verührung mit diesen Leuten zu suchen.

Wir liefen Freetown und Dakar an. In Dakar bekamen wir eine Kanone und fünf Soldaten als Bedienungsmannschaft an Bord. Die Kanone wurde am Heck des Schiffes montiert. Die ausgehenden Elder-Dempster-Passagierschiffe setzten Kanone und Mannschaft in Dakar aus und der heimgehende Dampfer erhält dort beides für die Rückreise, zur Beschickung von U-Booten. Die Kanarischen Inseln und Madeira wurden, der Kriegsgefangenen wegen, nicht angelaufen. Die Reise verlief normal bis zum 15. Januar. Nachmittags 3 Uhr befanden wir uns auf der Höhe von Madeira, als die „Appam“ durch einen Dampfer, der sich als deutscher Hilfskreuzer entpuppte, angehalten wurde. Da die „Appam“ nicht gleich hielt, ging ein Warnungsschuß zwischen unseren Masten durch; hierauf stoppten wir. Die „Appam“-Soldaten wollten von der Kanone Gebrauch machen, wurden aber durch Gewehrfeuer des deutschen Hilfskreuzers „Möwe“ vertrieben. An Bord der „Appam“ liefen die Engländer hin und her — treppauf — treppab. So etwas hatten sie denn doch noch nicht erwartet (wir Deutschen aber auch nicht)! Man hörte nur immer die Worte: „German man

of war" (deutsches Kriegsschiff!). In wenigen Minuten waren zwei Boote mit Offizieren und Matrosen längsseits bei uns und an Bord. Wie waren die Leute erstaunt, Deutsche an Bord zu finden! Herzliche Begrüßung. Als erstes wurde die Kanone von Bord gebracht — dann 25 englische Matrosen und sonstige englische Militärpersonen — hierauf der Kapitän und der erste Offizier der „Appam“, sowie sonstige Leute der Besatzung. Dieses ging alles sehr glatt. Wir Deutsche waren unterdessen zur Brücke beordert und als Soldaten eingezogen — mußten unsere Sachen packen und kamen an Bord der „Möwe“ mit Ausnahme der drei Damen und des Herrn W., der 54 Jahre alt war. Vom Kommandanten der „Möwe“ wurden wir herzlichst begrüßt und bewirtet. „Appam“ erhielt eine Präsenbesatzung, und um ca. 6 Uhr abends dampften beide Schiffe weiter. Die „Möwe“ hatte bereits sieben Schiffe versenkt und die Besatzungen dieser Schiffe an Bord — für uns war kein rechter Platz an Bord zu finden. Nachts 12 Uhr wurde gestoppt und wir kamen zurück an Bord der „Appam“. Die „Möwe“ nahm von der „Appam“ für $\frac{3}{4}$ Millionen Mark Gold über und nach einer Stunde dampften beide weiter. Am nächsten Tag (Sonntag, 16. Januar, abends 6 Uhr), kam ein Dampfer in Sicht. Die „Möwe“ drauf los. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr war der Dampfer abgetan und im Sinken begriffen — es war ein 10 000 Tonnen-Schiff, „Clan Mc. Tavish“, ein englischer Dampfer voll Fleisch und Baumwolle. Derselbe hatte ein Geschütz an Bord, und drei Schuß auf die „Möwe“ abgefeuert, ohne zu treffen. Die „Möwe“ hat mit drei Schüssen geantwortet, ein Schuß ging durch den Kessel — es wurden elf indische Heizer getötet und drei verwundet. Die Verwundeten kamen an Bord der „Appam“, die übrige Besatzung an Bord der „Möwe“. „D. Mc. Tavish“ sank sehr langsam, und wir konnten erst um ca. 10 Uhr abends weiterfahren. Am Montag, den 17., nachmittags 5 Uhr, wurde gestoppt. Die „Möwe“ schiffte alle Engländer zur „Appam“ über. Alles in allem hatten wir 457 Engländer an Bord. Die Präsenmannschaft bestand aus dem Kommandanten, 1. Offizier, 9 Mann Maschinenpersonal, 11 Matrosen und 7 Kameruner Schutztruppler, 10 Togo- und Goldküstenleute, zusammen also 39 Deutsche und drei Damen.

Um ca. 9 Uhr abends verließ Dampfer „Appam“ die „Möwe“ und nahm den Kurs nach Westen. Alle Deutschen wurden bewaffnet — Dynamit und Bomben im Schiff verteilt, und los ging die Fahrt. Aufgabe war, möglichst lange unterwegs zu bleiben, damit die „Möwe“ Zeit gewänne. Wir fuhren mit ca. acht Meilen Geschwindigkeit — alle an Bord hatten das gleiche Essen; dasselbe wurde zugeteilt. „Appam“ ist ein großes Passagierboot, und alle Engländer waren in Kammern untergebracht, konnten sich auch Tag und Nacht frei an Bord bewegen. Die Deutschen standen Tag und Nacht Posten und waren im ganzen Schiff verteilt. Alles ging gut — nur mit Blicken wurden wir erdolcht — sonst waren die Herren der Welt zahm. Wo unser Schiff einlaufen sollte, war nicht bekannt. Nachts fuhren wir vollständig abgeblendet, so daß nicht ein Lichtstrahl zu sehen war, und wir sind auf diese Art ungehindert nach Newport-News (Vereinigte Staaten) gekommen, wo wir nach sechzehntägiger Fahrt am 1. Februar 1916 morgens 5 Uhr einliefen unter deutscher Kriegsflagge!



Das Glasauge.

Von Friedrich Ripp.

Wie hast du gejammert und geschimpft, Daniel Gurko, als dir der Milo Simba damals im Streit um die schwarzhäutige Schöne das Auge ausgeschlagen hatte! Wie schwurest du ihm ewige Rache, als dich dann der weiße Herr zu dem „großen Zauberer“ aus Deutschland schickte, der dir ein Glasauge zwischen die Lider schob!

Dieses Glasauge hast du verwünscht. Es war so lästig und es gab auch nichts damit zu sehen.

Und doch hats dein Leben gerettet, dieses Glasauge, Daniel Gurko! —

Hören wir also die Geschichte von Daniel, dem pfiffigen Offiziersboy vom Uferewesee und seinem Glasauge.

Daniel war seit seiner Kindheit bei den Deutschen gewesen und hatte sich daher allerhand gute Eigenschaften angewöhnt, so daß weit und breit in ganz Deutsch-Ostafrika kein gerissenerer Neger umherlief, als er. Wenn er auch von Natur ein wenig faul und träge war, so wußte er doch dann, wenn es etwas zu verdienen gab, seine Glieder in Bewegung zu setzen. Und diese Gelegenheit bot sich ihm nun.

Der Krieg war nämlich ausgebrochen und die Engländer hatten einen Einfall ins Land gemacht. Nun war ein kleiner Trupp Weißer von der Hauptmacht der Deutschen abgeschnitten. Diese wußten noch nichts von dem Krieg, da sie sich zur Zeit des Kriegsausbruchs auf einer Expedition im Innern befanden. Es galt nun, diesen Leuten einen Boten zu senden, damit sie nicht ahnungslos den Engländern in die Hände liefen. Hierzu wurde Daniel auserkoren, der sich für eine gute Extrabergütung dazu erbot. Er nahm zur Vorsicht sein Reserveye zu sich, versteckte den Brief des Offiziers in seinem dichten Wollhaar und machte sich auf den Weg.

Es erging Daniel aber schlecht.

Eine Horde schwarzer englischer Kolonialtruppen erwißte ihn, ließ ihn aber zunächst unbehelligt, da er ihnen vorlog, großbritannischer Untertan zu sein. Er wollte daher schon seiner Wege ziehen, als er gerade dem einäugigen schwarzen Unteroffizier entgegen lief, den die Deutschen vor kurzem gefangen hatten, der ihnen aber wieder bald darauf entwißt war.

„Das ist ja der Daniel von den Deutschen! Laßt ihn nicht laufen“, brüllte er. „Hab ich dich doch neulich im deutschen Lager, als man mich überrumpelt hatte, gesehen, du Spitzbube! Gehörst natürlich zu ihnen!“

Daniel schwur und beteuerte, daß er so unschuldig wie ein neugeborenes Ziegenlämmchen sei. Es half ihm aber nichts, er wurde untersucht und dann in einen tiefen Graben geworfen. Den Brief hatte man aber nicht gefunden. —

Jetzt saß Daniel in dem schmutzigen Loch und es gab kein Entrinnen. Er grübelte und sann und dachte an sein Schicksal. Morgen würde man ihn aufknüpfen, das stand fest. Die Schwarzen kannten keine Gnade. —

Da bekam er plötzlich eine Erleuchtung.

Leise kicherte er in sich hinein und entfernte dabei das Glasauge aus der Augenhöhle. Dann steckte er es vorsichtig in die Tasche und rief: „Massa Unteroffizier, guter Massa!“

„Schweig, Hund“, ertönte es von oben zur Antwort. —

„Guter Massa, darf ich mir ein neues Auge zaubern?“ — Kläglich drangen seine Worte nach oben, wo sie nur zu deutlich vernommen wurden; „du hast mir doch das eine ausgestoßen, als du mich in den Graben warfdest, und ich möchte nicht einäugig erhängt werden, denn die armen Seelen, die bei Lebzeiten nur ein Auge gehabt haben, holt der böse Geist, und davor bangt mir.“ —

Das würde ziehen, sagte er sich.

Es dauerte denn auch keine zwei Minuten, da hatten sie ihn aus dem Graben gezogen. Man besah ihn von allen Seiten. Richtig, das Auge war fort.

„Massa Unteroffizier, gewähre mir die Gnade, daß ich mir wieder ein Auge verschaffen kann!“

„Das geht doch nicht, dummer Kerl“, knurrte der Gewaltige, „sonst ließe ich schon längst nicht mehr mit einem Auge herum.“

„Doch, doch, Massa, es geht. Du weißt noch nichts von dem großen Zauberer, der neue Zähne, Nasen und Augen zaubern kann. Drüben, in Bagamojo, hat er seine Zelte aufgeschlagen, und die armen Nigger kommen zu ihm, um sich heilen zu lassen.“

Glehend hob er dabei seine Arme zu dem Gewaltigen empor und sagte mit ehrlichem Augenaufschlag und zitternder Stimme: „Ich habe es dem weißen Zauberer abgelaußt, wie er seine Sprüche murmelt und die Sterne beschwört, so daß sie ihm gehorchen müssen.“

„Du lügst, Schurke“, zischte der schwarze Unteroffizier und sah mit seinem einen Auge den im Grase lauernden Daniel mißtrauisch an.

„Bei dem Andenken an meinen Großvater, den großen Häuptling, ich spreche die Wahrheit“, entgegnete dieser im betuernden Tone. „Ich will es dir beweisen und auch dir, o Massa, ein neues Auge zaubern.“

„Das könntest du, Hund?“ fuhr der Schwarze da auf. „Gut, ich gebe dir Zeit, um deinen Zauber auszuführen, aber wehe dir, wenn du mich getäuscht hast!“

„Du wirst mir dankbar sein, Massa“, erwiderte Daniel, dabei mit freudiger Gebärde aufspringend, „aber ihr müßt tun, was ich sage.“

Das versprach ihm der Anführer, noch immer dabei den Kleinen scharf ins Auge fassend.



Dieser begann mit seiner Prozedur.

Alle mußten um das Lagerfeuer herumknien und auf das Kommando Daniels die Häupter zur Erde neigen.

Daniel murmelte einige unverständliche Worte in den Bart und steckte dabei schnell das Glasauge zwischen die Lider.

Dann rief er: „Erhebt euch und befehlt mein Wunder!“

Die Schwarzen und ganz besonders ihr Unteroffizier waren so erstaunt, daß sie nichts sagen konnten. Selbst die Wachtposten waren herbeigeschlichen und zitterten vor Erregung und Ehrfurcht.

„Und nun, Massa“, rief Daniel mit lauter Stimme, „bekommst du auch ein neues Auge, aber versprich zuerst, daß du mir den schmähligen Tod des Erhängens ersparst!“

Das versprach ihm der Unteroffizier natürlich sofort.

Wieder begann nun die gleiche Prozedur, und als Daniel zum Aufrichten befahl, lag ein wunderschönes Auge vor ihm.

„Siehe da, Massa Unteroffizier, du bist ein schlimmer Sünder; das Auge ist da, es will aber nicht in deinem Kopf. Es muß ein größerer Zauber gemacht werden.“

Der Unteroffizier bebte vor Aufregung und Begierde, als er das Auge im Schein der Flammen liegen sah.

„Mache ihn, Daniel, mache ihn, deinen Zauber!“

Dieser wandte sich wieder dem Lagerfeuer zu und sagte: „Neigt das Gesicht abermals zur Erde und sprecht das Gebet, wie ihr es am Abend gewohnt seid; in dieser Zeit werde ich dort am Bache die Sterne beschwören, bis das große Wunder geschehen wird.“ — — — — —

Alle neigten sich zur Erde. — — —

Und da geschah das große Wunder.

Daniel lief zum Bache, wo die Pferde standen, bestieg das Gaul des Unteroffiziers und überbrachte der kleinen Schar Deutscher die Botschaft des Offiziers. Hier lachte man von Herzen über die Zauberei des ehrbaren Daniel, so wie wir es auch tun!

Der Schwabe von Nauru.

Ein heiteres Kriegsabenteuer in der Südsee.

Von E. Engelhardt.

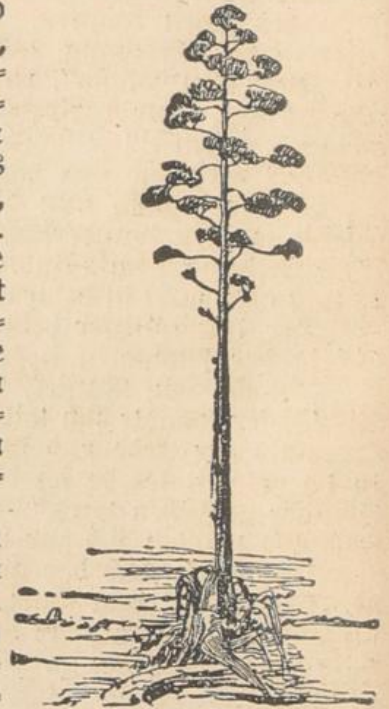
Am 23. September 1914 lief der kleine norwegische Frachtdampfer „Pronto“ in Honolulu auf Hawaii ein. Ich war damals noch Pfarrer an der deutschen Gemeinde dieser schönen Stadt und las, ebenso wie wohl jeder andere, ohne besondere Bewegung die Nachricht von der Ankunft des „Pronto“ in der Zeitung. Wir dachten damals noch nicht, daß wir dabei ein hübsches Abenteuerlein erleben würden, das mir in der Erinnerung Spaß machen wird, solange ich lebe. Wir haben nämlich den Engländern ein kostspieliges Schnippchen geschlagen.

Der „Pronto“ setzte einen Passagier in Honolulu ab, der bald von den Zeitungen und noch mehr von den Engländern sehr argwöhnisch beobachtet wurde. Es war ein Ingenieur der Pacific Phosphate Company auf Nauru, ein geborener Ulmer. Man weiß ja in Deutschland leider noch viel zu wenig, daß wir Deutsche einer englischen Gesellschaft die reichen Phosphatlager auf Nauru zur Ausbeutung überlassen hatten. Die Morgenzeitung vom 30. September weiß zu berichten, daß der geheimnisvolle Fremde, ein Deutscher, ungeheure Mengen Lebensmittel aufkauft und an Bord der „Pronto“ bestellt. Da die wenigen weißen Bewohner von Nauru, dem kleinen Phosphatinselnchen, kaum so großen Lebensmittelbedarf haben können, wird die Sache als sehr verdächtig hingestellt.

9. Oktober 1914. Mit zwei mächtigen Paketen deutscher Zeitungen und Zeitschriften bestieg ich die Straßenbahn. „Pronto“ lag noch im Schwimmdock. Der Rumpf wurde eben frisch gestrichen. Niemand durfte an Bord gehen. Der Mann aus Ulm, Namens Spaeth, hatte sich ausquartiert und wohnte im Hotel. So ließ ich meine „Liebesgabenpakete“ für die deutschen Nauruinsulaner im Geschäftszimmer der Werft zurück.

14. Oktober 1914. Ich ging, den neuesten Ankömmling und Zuwachs unseres deutschen Fischerdorfes zu begrüßen: den „Staatssekretär Kraette“ von der Hamburg-Amerika-Linie aus Tsingtau. Zum Kaffee auf dem Kapitänsdeck erscheint auch der rätselhafte „Pronto“-Passagier und erzählt mir, als wir näher bekannt geworden waren, von seinen Erlebnissen. Die englische Pacific Phosphate Company (P. P. C.), die die reichen Phosphatlager der Insel Nauru ausbeutet, hat sich zum leichteren Verkehr mit den deutschen Behörden als Beamte größtenteils Deutsche angestellt. Der Direktor, die Ingenieure und Werkmeister sind alle Deutsche. Infolge des Krieges waren die Lebensmittelvorräte sehr zusammengeschnitten. Man wollte sich mit neuen reichlich versehen, und Ingenieur Spaeth erhielt vom deutschen Leiter der P. P. C. die Summe von rund 70 000 Mark mit dem Auftrag, auf dem von der Gesellschaft gemieteten „Pronto“ nach Honolulu zu fahren, das mitgenommene Phosphat zu verkaufen und die entsprechenden Einkäufe zu erledigen.

Es ging auch alles gut, bis die englische Firma Davies u. Co. in Honolulu Verdacht schöpfte, da ihr die Proviantankäufe zu umfangreich erschienen. Wohl auch aus scheelem Neide, weil selbstverständlich die deutsche Firma Haackfeld den großen Auftrag erhielt. Davies kandelte nach London an die Haupt-



gesellschaft und berichtet. Darauf kam telegraphische Antwort, die Davies & Co. für Honolulu zu Agenten der P. P. C. ernannt und ihn beauftragt, sich von Spaeth das Geld auszuhändigen zu lassen und das für Nauru wirklich Notwendige zu besorgen.

Neugierig waren wir alle wohl, wie die Sache hinausgehen würde, denn der wackere Schwabe forcht sich nit. Und wir hatten ihn alle lieb gewonnen. Zum Kaffee auf dem „Kraette“ kam noch eine andere interessante Persönlichkeit: Kapitän Westphal von dem deutschen Frachtdampfer „Walfüre“. Er lag mit seinem ziemlich neuen Schiffe vor Papeete auf den französischen Gesellschaftsinseln, als der Krieg ausbrach. Da die „Walfüre“ noch keine Drahtlose hatte und Wotan ihr keinen seiner Raben sandte, erfuhren die Deutschen nicht so rechtzeitig die Kriegserklärung, daß sie sich hätten in Sicherheit bringen können. Eines Morgens um fünf Uhr wurde der Kapitän, etwas zu bald, unsanft aus dem Schlummer gerissen. Französische Regierungsbeamte teilen ihm die Kriegserklärung und zugleich die Beschlagnahme seines Schiffes mit. Zwar hielt er die ganze Sache zuerst für einen verspäteten Fastnachtsult; als aber die deutsche Flagge niedergeholt und durch die Trikolore ersetzt wurde, mußte er sich wohl oder übel darein ergeben. Die Franzosen bauten die zehn Geschütze des alten Kanonenbootes Zelée auf Automobile und spielten Landungsmanöver. Die Deutschen wurden gezwungen, ihre, vielfach französischen Frauen und ihre Habe wie Geschäfte im Stiche zu lassen und auf einem kleinen Segelschiff abzureisen. Nach langer Fahrt kamen sie in Honolulu an, von wo die meisten gleich nach den Vereinigten Staaten weiterreisten. Als dann später unsere Panzerkreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ die Küsten und Hafentwerke von Papeete zerstörten, fand nicht nur die alte „Zelée“, sondern auch die unter französischer Flagge liegende „Walfüre“ ihr nasses Wellengrab.

20. Oktober 1914. Wir saßen spät abends, hoch oben über der Stadt am Berge, auf der Veranda unseres Hauses, um das die Palmen rauschten. Man sprach von Deutschland und dem Krieg. Wie immer. De Haas, der zweite Offizier des „Prinz Waldemar“ von Norddeutschen Lloyd saß bei uns. Er wie andere deutsche Offiziere war bei uns ein gern und oft gesehener Gast. Es wurde $\frac{3}{4}$ 10 Uhr und wir wollten schlafen gehen. Da schlägt der Hund an. Geht ein Chineje oder Japaner oder Hawaier vorbei, die unser deutscher Hühnerhund nicht leiden mag?

Jemand trappt die Treppe herauf. Es ist Spaeth, der Schwabe aus Nauru mit einem kleinen Päckchen unter dem Arme. „Ich muß für zwei Tage verschwinden. Wie ein Mäuslein im Erdboden. Können Sie mir ein Hotel hier herum raten, wo ich mich verbergen kann?“ — „Ja, was haben Sie denn verbrochen?“

„Nichts Neues. Der englische Fuchs will die 70 000 Mark mit allen Mitteln kriegen. Nahm sich auch einen Rechtsanwalt und versucht, mich gerichtlich zur Herausgabe des Geldes zu zwingen. Mein Rechtsanwalt ließ mir sagen, ich sollte unter gar keinen Umständen ins Hotel zurückkehren. Ein Detektiv warte dort auf Bestellung von Davies & Co., um mich zu verhaften. Da will ich nun lieber verschwinden.“

Mir kam ein guter Gedanke: „In den Hotels wird wohl zuerst nach Ihnen gesucht werden. In einem Privathause sind Sie sicherer. Bleiben Sie doch bei uns.“

„Ja, Herr Pastor, daran g e d a c h t hatte ich wohl schon, doch wagte ich nicht, nachts um 10 Uhr mich so einfach bei Ihnen einzuquartieren. Da ich nicht mehr ins Hotel zurückkehren konnte, habe ich mir schnell unterwegs das nötige Nachtzeug gekauft. Geht ja alles von den englischen 70 000 Mark.“

Das war herrlich, diesen unverschämten Engländern einen solchen Streich zu spielen. Meine Frau wurde geholt und von allem unterrichtet. Mit Feuereifer war sie sofort dabei. Meine Schwester schläft auf der Lanai und räumt Spaeth ihr Zimmer. De Haas vom „Prinz Waldemar“ wurde zu strengstem Stillschweigen verpflichtet. Nicht einmal, daß Spaeth bei uns gewesen war, „wußte“ er.

Wir gingen erst sehr spät schlafen. — — — — —

Für den nächsten Tag hatte Kapitän Jurani uns alle zum Kaffee, Schuffelbordspielen und Abendessen auf den „Prinz Waldemar“ eingeladen. Wir saßen noch beim Kaffee, als Herr Schwendig, der aus Japan geflüchtete Inlandsee- lotse des Norddeutschen Lloyd, die Nachmittagszeitung brachten und also vorlas: Herr Spaeth, der geheimnisvolle Passagier des „Pronto“, ist mit 70 000 Mark Eigentum der P. P. C. flüchtig gegangen. Man hat keine Spur von seinem Verbleib. Doch wird vermutet, daß er gestern mit der „Manoa“ nach San Franzisko reiste. Vor der Abfahrt wurde zwar das Schiff genau durchsucht, jedoch fand man nichts. Auch überwachte man den Zugang zur Werft sorgfältig. In San Franzisko wird man noch einmal gründlich untersuchen, ob man den Mann mit dem vielen unterschlagenen Gelde nicht doch noch findet. Die gründliche Suche in der Stadt Honolulu selber gestern abend und heute vormittag verlief ergebnislos, nicht einmal eine Spur fand man.“

„Das ist ein hübscher Streich gegen diese Engländer. Wollen mal sehen, was dabei herauskommt.“

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft. Ich erzählte vom Fall an sich, soviel ich mitteilen durfte und beruhigte die Aufregung; sicher sei Spaeth kein solcher Lump, wie die Zeitung scheinbar lasse.

Herr Spaeth tanzte vor Vergnügen Schuhplattler, als er die Zeitung las und als wir erzählten, was wir auf dem „Prinz Waldemar“ erlebt hatten.

Zwei Tage später rief ich telephonisch seinen Rechtsanwalt an. „Wissen Sie, wo Spaeth sich aufhält?“

„Nein, das wüßte ich selber gerne, er hat den Rat, zu verschwinden, gar zu gründlich besorgt.“

„Ich kann es Ihnen leicht sagen: er war die zwei verborgenen Tage bei uns. Dröhnendes Gelächter schallte aus dem Fernsprecher. Der Rechtsanwalt liebte die Engländer ebenso sehr wie wir. — — — — —“

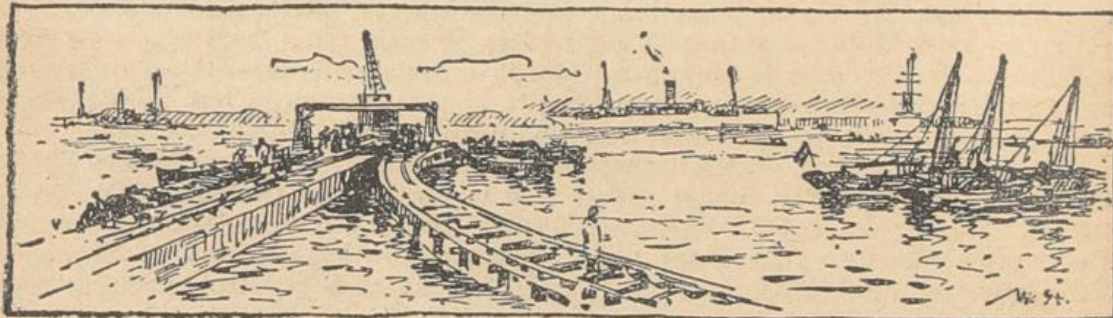
Der Prozeß, den Davies & Co. bei den amerikanischen Gerichten in Honolulu anhängig machten, wurde von Spaeth gewonnen.

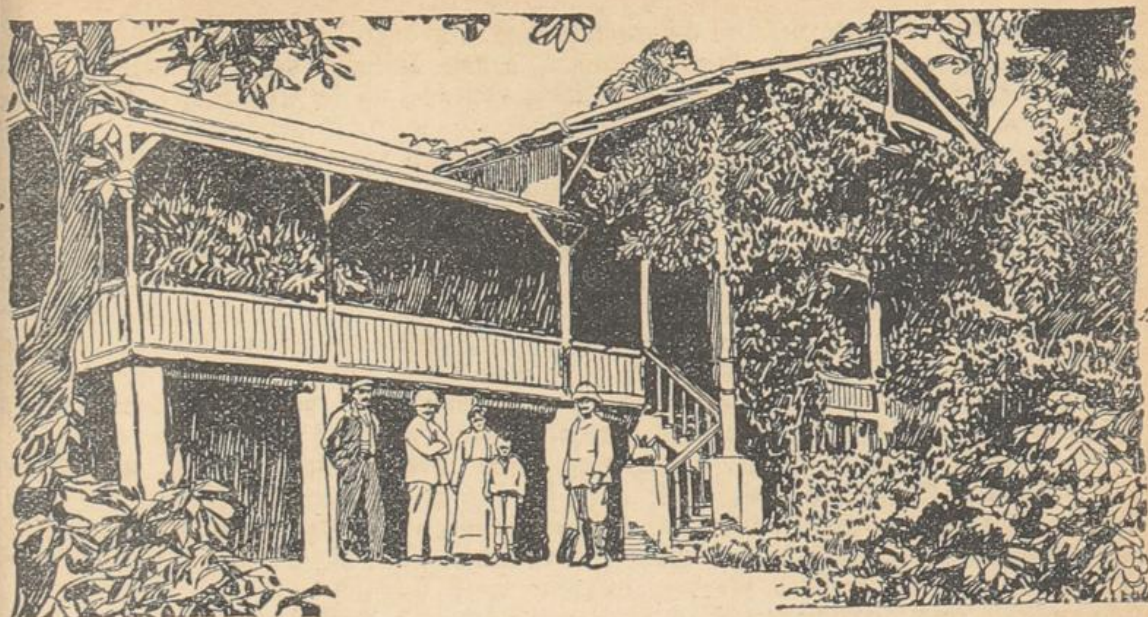
Eines Tages kam ein Brief aus Genua. Von Spaeth. Er war still abgereist. Eine rechtsgültige Kündigung war ihm noch nicht zugegangen. Also lief sein Gehalt weiter, laut Vertrag. Sein Direktor in Rauru hatte ihn auf unbestimmt beurlaubt, also konnte er reisen, wohin er wollte. Und die 70 000 Mark liegen auf einer deutschen Bank und kriegen Kinder, ernähren den Herrn Spaeth und warten gespannt auf den Frieden, was dann mit dem Reste geschehen wird.

Und Davies & Co. sind wütend.

Die P. P. C. aber ratlos, da sie nach englischem Gesetz mit Spaeth, der irgendwo in Deutschland sitzt, nicht über Finanzen verhandeln darf.

Und wir freuen uns, daß wir helfen konnten, den rechtsbrecherischen Engländern einen Streich zu spielen.





Die deutschen Südsee-Schutzgebiete.

Von C. von Bed.

Von den deutschen Kolonien sind die Südseekolonien — außer Samoa — dem deutschen Volke nur wenig bekannt geworden. Der Gründe sind viele, nicht zum wenigsten der, daß sie durch den kleinen Maßstab, in dem sie wegen ihrer räumlich weit auseinandergehenden, zerstreuten Lage auf der Karte dargestellt werden, dem Auge auf den ersten Blick als völlig bedeutungslos erscheinen. Das geringe Interesse für die so bescheiden in die Erscheinung tretenden Südseekolonien ist daher verständlich, zumal sie weder durch blutige Kriege noch durch Streit im Reichstage über die Anforderung und die Zuteilung größerer kultureller Mittel von sich reden gemacht haben. Und doch sind sie nichts weniger als klein und unbedeutend, sondern bilden einen sehr wertvollen, vielversprechenden und stattlichen, in mancher Beziehung unentbehrlichen Besitz unseres deutschen Vaterlandes. Die Gesamtfläche beträgt soviel wie etwa die Hälfte von Kamerun oder annähernd drei Viertel von Preußen, die Einwohnerzahl etwa anderthalbtausend Weiße und schätzungsweise Dreiviertel Million Eingeborene.

Kaiser-Wilhelmsland ist der größte zusammenhängende deutsche Besitz in der Südsee. Ausschlaggebend für die Gestalt seiner jetzigen Besiedelung wurde seine 800 Kilometer lange Küste, die naturgemäß zunächst in Angriff genommen werden mußte. Schiffbare Ströme, wie z. B. der Sepik (Kaiserin-Augustafluß), der Ramu u. a. bilden gute Zugangsstraßen nach dem Innern, das im großen und ganzen noch der Erschließung harzt. Das Land ist von Gebirgen durchzogen, die sich, vom bescheidenen Küstengebirge angefangen, bis zum stolzen, landschaftlich großartigen Hochgebirge im Innern erheben. Die Spitzen des Bismarck- und Kraetke-Gebirges werden auf eine Höhe von 5000 Metern und mehr eingeschätzt. Auch die Inseln des Archipels sind gebirgig. Es gibt gute, sichere Häfen, im Archipel vor allem den Simpsonhafen mit dem Gouvernementssitz Rabaul, in Kaiser-Wilhelmsland den Friedrich-Wilhelmshafen, den Alexishafen, den Angriffshafen, Finschhafen u. a. m., die dem Handel und Verkehr einen sicheren Halt gewähren. Der Verkehr ist bereits, der vorschreitenden Entwicklung entsprechend, recht lebhaft. Zahlreiche Siedlungen sind im Laufe der Zeit, namentlich in letzter Zeit, in Kaiser-Wilhelmsland und im Archipel entstanden.

Die Tierwelt ähnelt der australischen (z. B. Beuteltiere), es gibt also

weder Raubtiere noch Affen. Charakteristisch für die große Insel Neu-Guinea ist der märchenhaft schöne Paradiesvogel, dessen Heimat dort ist, dessen Vorkommen aber auf diesen Teil des deutschen Besitzes — in unzähligen Arten — beschränkt ist.

Den Hauptverkehr mit dem In- und Ausland unterhält der Norddeutsche Lloyd in einer Weise, die viel zu der Entwicklung des Landes beigetragen hat.

Neu-Guinea war bei seiner Inbesitznahme im vollen Sinne des Wortes ein „Neuland“. Nichts war, wenige, früher von kühnen Händlern und Seefahrern berührte Inseln ausgenommen, vorhanden, was den Handel oder den Unternehmergeist anregen konnte. Ein riesiges, fast ohne Unterbrechung fortlaufendes Urwaldgebiet fand man vor, und Menschen, die im Steinzeitalter standen, denen der Begriff Arbeit unbekannt war und deren geringe Bedürfnisse kaum eine Annäherung durch Handel möglich erscheinen ließ. Nur der überall vorhandene, vorzügliche jungfräuliche Urwaldboden eröffnete Aussichten auf eine gute Zukunft, aber auch auf harte, mühevollen Arbeit. Naturgemäß mußte in einem solchen Lande die Hauptrolle zunächst der Plantagenbau spielen, der auch mit dem Erfolg aufgegriffen wurde, daß die größten Pflanzungsunternehmungen aller deutschen Kolonien in der Südsee entstanden sind, die zu den bestfundierten der ganzen Welt gezählt werden dürfen, weil sie sich auf den Anbau der lohnendsten und aussichtsreichsten Kulturpflanze, die Kokospalme, stützen. Auch die Eingeborenen sind zum Betrieb dieser Kultur mit gutem Erfolge erzogen worden, so daß ihre reichere und umfangreichere Verbreitung gesichert ist. Auf den Südsee-Unternehmungen standen 1913-14 ca. 48 300 Hektar Landfläche (Anlagekapital 102 Millionen Mark), davon 39 400 Hektar mit Kokospalmen, in Kultur. Ein Vergleich mit Kamerun erweist ohne weiteres die Bedeutung dieser Zahlen. Zur selben Zeit besaß das doppelt so große Kamerun nur 28 225 Hektar mit verschiedenen Pflanzen unter Kultur (Kapital 95 Millionen Mark).

Der Kern der Ruß der das ganze Jahr hindurch tragenden Kokospalme liefert die vielbegehrte Kopra, die den höchsten Delgehalt unter allen Delfrüchten besitzt. Das ausgepreßte Kokosöl dient zur Herstellung von Seifen, Lichten und zu anderen gewerblichen und industriellen Zwecken, hat aber neuerdings eine ungeheure Bedeutung gewonnen als Grundstoff für die Herstellung nicht mehr zu entbehrender Speisefette (Palmin, Kumerol, Palmona, Margarine usw.), die Volksnahrung geworden sind und deren Mangel wir jetzt in der Kriegszeit so schwer empfinden. 1912 kamen aus den jungen Südsee-Kolonien bereits 29 000 Tonnen (à 1000 Kilogramm) Kopra. Die Steigerung in den nächsten Jahren darf nach den vorhandenen Anlagen bis auf 90 000 Tonnen angenommen werden. Die Südseekolonien bieten die Möglichkeit, unbegrenzten Landflächen dem Anbau von Kokospalmen zuzuführen, und sie werden wohl imstande sein, schließlich den gesamten Bedarf Deutschlands an diesen Ölen zu decken (zur Zeit mit etwa 180 000 Tonnen Kopra), was bei dem Bestreben unserer Feinde, uns den Bezug von solchen Rohstoffen auch nach dem Kriege zu unterbinden, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Bedeutung der Kopra steigt noch dadurch, daß die Preßrückstände ein der Viehzucht unserer Landwirtschaft unentbehrliches Krstfüttermittel geworden sind. Der allgemeinen Verbreitung der Kokospalmen in anderen Ländern steht entgegen, daß ihre Kultur von besonderen Bedingungen abhängig ist, die nur die Küstenzonen (Seewinde) der Gebiete zwischen den Wendekreisen zu bieten vermögen.

Neben dieser Kultur wird auch die Kakaokultur mit sehr gutem Erfolg betrieben. (1912 = 4000 Hektar). Der Südsee-Kakao gehört zu den besten Sorten der Welt und erzielt hohe Ausnahmepreise. Die Erträge auf den Hektar werden von keinem anderen Lande übertroffen. Auch die Kautschukkultur wurde mit gutem Erfolg betrieben, ihre weitere Ausdehnung aber vorläufig in Hinsicht auf die schlechte Lage des Kautschukmarktes unterlassen. Von ferner eingeführten Kulturen, die sich noch im Versuchs- oder Anfangsstadium be-

finden, seien noch Kaffee und Sisalhanf genannt. Auch der Tabak dürfte in der Zukunft eine Rolle spielen.

Auch an Bodenschätzen ist Neu-Guinea reich. Durch erst neuerlich in Kaiser-Wilhelmsland vorgenommene Untersuchungen sind reiche Gold- und Platinvorkommen festgestellt worden, die dereinst bei der Goldversorgung Deutschlands ins Gewicht fallen dürften. Auch Erdöl-Vorkommen finden sich in Kaiser-Wilhelmsland, deren Bedeutung derart gewürdigt worden ist, daß der Reichstag 1914 zur weiteren Erkundung 500 000 Mark bewilligt hat. Die Ausbeutung der für die deutsche Landwirtschaft wichtigen Phosphate auf den Inseln Nauru und Angaur ist in vollem Gange. Nach sachgemäßer Schätzung lagern dort 45 Millionen Tonnen Phosphate. Das Vorhandensein von Bodenschätzen, wie Gold, Platin, Phosphat und Erdöl, wird dem deutschen Südseebesitz allein schon eine hervorragende Stelle in unserer Volkswirtschaft nach dem Kriege sichern.

Der Ausfuhrhandel umfaßt die aufgeführten Produkte, ferner Perlmuttermuscheln, Schildkrötenschalen (Schildpatt), Trepang, Steinnüsse, edle Hölzer, Massoirinde, Kawa-Kawa, Guttapercha, u. a. m., die Einfuhr alle Gebrauchswaren zur Lebenshaltung, zum Plantagen- und Maschinenbetrieb usw., und zum Tauschhandel. Die Einfuhr nach den Südseeschutzgebieten betrug 1902 ca. 6 Millionen und 1912 ca. 14½ Millionen Mark, die Ausfuhr war 1902 gleich 3,7 und 1912 gleich 17,1 Millionen Mark. Diese Zahlen und Angaben zeigen, welche große Arbeit in kurzer Zeit dort draußen geleistet worden ist und welche große Entwicklungsmöglichkeiten noch vorhanden sind.

Ohne große Beachtung infolge des Waffenlärms bei uns hat sich in aller Stille die Eröffnung des Panamakanales vollzogen, die das Emporstiegen des Stillen Ozeans zu einem vielbefahrenen Meere näher und näher rückt. Handel und Verkehr werden eine neue, heute noch nicht übersehbare Wendung nehmen, wodurch die Südsee mit ihren günstigen Schiffahrtsbedingungen in den Vordergrund treten wird. Dabei wird auch Deutsch-Neu-Guinea eine Rolle spielen und einen festen Stützpunkt unserer Macht im fernen Osten bilden.

Bereits 1883 haben die Australier die Hand auf Neu-Guinea gelegt und die Annexion, allerdings ohne die Unterlage der tatsächlichen Inbesitznahme des Landes, proklamiert. Der Staatskunst Bismarcks ist es zu danken, daß dieser Schritt nicht die Sanktion der englischen Regierung fand und der Erwerb von großen Landgebieten in Neu-Guinea durch eine Anzahl vaterlandsliebender Männer, an ihrer Spitze der Geheime Kommerzienrat Adolf von Hansemann, vorgenommen werden konnte, der unmittelbar darauf die Hisung der deutschen Flagge ermöglichte. Diese Vorkommnisse einer weit zurückliegenden Zeit sind in Australien nie vergessen worden; sie machen den Eifer erklärlich, mit dem man sich auf Geheiß Englands auf die entgangene Kolonie gestürzt und den wehrlosen deutschen Besitz — unter Ausbietung großer Mittel und Streitkräfte — „erobert“ hat. Hoffen wir, daß der australische Druck, der auf der Südsee jetzt schwer lastet, bald der siegreichen schwarz-weiß-roten Flagge weichen wird!



Auf Büffel.

Jagdskizze aus Deutsch-Ostafrika von R. Sendke.

„Amka bwana, saa kumi imepita, wach auf Herr, die zehnte Stunde ist vorüber!“ Mein Diener Njibwa, die „Taube“, hat es nahe meinem Ohre geflüstert. Ich erwache aus leisem Schlaf und blinzele in das Licht der vor dem Feldbett trübe brennenden Petroleumlaterne. Meine Hand fährt unter das Kopfkissen und holt die Taschenuhr hervor. Es ist halbfünf morgens — dann raus; heute gilt's dem Mbogo, dem schwarzen Büffel.

Mein Jagdanzug ist bald beendet: Khakianzug, doppelseitige feste Sandalen, Beinwickel. Der schon gestern abend gepackte Rucksack enthält frische Unterkleider und Strümpfe, eine dünne wollene Decke, Verbandzeug, Brot und Speck, ein Fläschchen Steinhäger, Handsäge, Kompak, Pfeife, Tabak und Feuerzeug. Um 4 $\frac{3}{4}$ Uhr stehe ich vorm Zelt. In einiger Entfernung qualmt das Lagerfeuer. Drei oder vier Mann, die Wache, liegen, in ihre Decken gewickelt, darum herum und schnarchen in allen Tonlagen. Der Koch bringt mir starken, heißen Kaffee, der langsam getrunken wird. Ich rufe nach den schwarzen Jägern und Führern. Beide sind zur Stelle: Nyamasu und Pandavilima. Ihr Anzug besteht aus einem baumwollenen Lendentuch von unbeschreiblicher Farbe; früher war es jedenfalls einmal weiß. Den Oberkörper umhüllt eine braune Rindenstoffdecke. Ueber die Schultern hängt jedem die aus rohem Kalb- oder Wildfell zusammengenähte Tasche, die Pfeife, Tabak, Pulverbüchse, Zündhütchen und Kugelbeutel birgt. Bewaffnet sind die beiden mit alten, langen Vorderladern englischen Ursprungs (B. R. Tower 1850 und 55). Die Schießprügel sind mit je zwei Kugeln und einer großen Hand voll Pulver geladen. Ich möchte niemand raten, den Kuhfuß loszubrennen; eine blaue Schulter und wackelige Zähne wären der Erfolg. Nyamasu trägt meine Feldflasche mit Tee, Pandavilima erhält den Rucksack.

Halbsechs Uhr morgens. Der östliche Himmel hat einen fahlen graubioletten Schimmer, die Umgebung wird erkennbar. Wir überschreiten einen langen, steinigen Höhenzug, der nur hie und da mit dürftigem Dornengestrüpp und einer Art gelben Ginsters bewachsen ist. Dann geht's langsam hinab ins Tal des Mwiša, der seine trüben Fluten nach Norden der Ragera entgegenwältzt. — Nord-Karagwe ist im Gegensatz zum südlichen Teil der Landschaft ein fruchtbares, wasserreiches Gebiet. Die Abhänge und Rämme der durchschnittlich 1200 Meter hohen Berge tragen dunkelgrüne Bananenhaine, zwischen denen silberne Bächlein rieseln. Auf dem Grat des gegenüberliegenden Höhenzuges sind die beiden Ortschaften Nyakabanga und Bugene sichtbar. In den Regenzeiten gleicht das Tal der Mwiša einem langgestreckten See, während der übrigen Monate bildet der Strom nur große, fast abflußlose Schlammtümpel, die mit Papyrus, Wasserrosen, Schilf und Elefantengras bewachsen sind — geschützte Sublen für das Wild. Das Charaktergewächs der weiten Talebene ist die Schirmakazie. Sie bildet mit anderen Laub- und Dornbäumen und -sträuchern vielfach undurchdringliche Dickichte. Sie sind die Heimat des Buffalus caffer, des schwarzen Büffels, unseres gesuchtesten und wehrhaftesten Wildes.

Wittlerweile ist es ganz hell geworden. Im lichten Holz sichte ich ein Rudel Leierantilopen mit Kitzen. Die scharfsinnigen Mutter- und Gelttiere haben mich aber schon gewittert und geäugt, und in hohen Fluchten verschwindet das schwere, hirschgroße Wild. Und es ist gut, daß ich nicht geschossen habe; nach einigen Minuten zeigt mir mein Jäger eine frische Büffelfährte. Nach der Größe des Abdrucks zu urteilen, muß es ein alter, schwerer Einzelgänger sein. Wir folgen der Spur. So lange sie durch Gras und über feuchten Grund führt, ist sie gut erkennbar. Schwieriger wird die Sache schon, wenn das Tier über trockenen Lehmboden oder gar über felsige Halden gewechselt ist. Da können nur die scharfen Sinne meiner Eingeborenen etwas erkennen, und die Augen von



Nyamafu und Pandavilima lassen sich durch kreuzende Fährten so leicht nicht täuschen. Bald knien oder liegen beide auf dem Boden, um eine kaum merkbare Abschürfung auf dem harten Grund, oder einen geknickten Grashalm aufs Genaueste zu besichtigen, bald trennen sie sich, um nach einigen Vor- und Rückwärtsgängen sich immer wieder auf der richtigen Fährte zu vereinigen. — — Mittlerweile ist es zehn Uhr geworden. Die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel erbarmungslos auf uns nieder, die Feldflasche ist leer. Aufmerksamkeit und Eifer der beiden Führer haben noch nicht nachgelassen. Nyamafu ist ein ganz kleines, altes Kerlchen mit grauem Haupt- und spärlichem Barthaar. Der gut gebildete Schädel und die blanken, hellen Augen lassen auf Intelligenz bei ihm schließen. Es gilt hier scheinbar für vornehm, seinen ursprünglichen, sogenannten Busch-

namen durch ein Kishuaeliwort zu ersetzen. Nyamafu leidet aber entweder an Geschmacksverirrung, oder er kennt die Bedeutung des klangvollen Wortes nicht; es ist nämlich aus nyama Fleisch und kusa sterben gebildet, bedeutet also so viel wie verdorbenes, faules Fleisch oder Aas. Nein, ein Aas bist du wirklich nicht, mein guter, braver Nyamafu. Poetischer klingt allerdings meines jüngeren Jägers Kistenname: Pandavilima — erklimme die Berge. Wir haben Vojung gefunden. Nyamafu steckt die Zehen und Finger hinein. „Moto kidogo“, „noch lauwarm“, murmelt er, „vor höchstens zwei Stunden ist der Büffel hier vorübergewechselt, wir müssen bald seinen Standort erreichen.“ Halb tot bin ich schon von der Anstrengung, meine Glieder sind wie abgehackt. Ja, so schön und eben wie der heimliche Boden ist das afrikanische Jagdgelände nicht; bald gehts über steiniges Geröll, bald durch dicken Dornbusch, in den Büffel oder Nashorn ihre Pfade getreten haben, dann wieder über lichte Gras- oder Buschsteppe oder durch stidig-schwülen Sumpf. Hier findet man auch keinen Wiesenteppich wie in Europa. Das Gras bildet keine zusammenhängende Grasnarbe, sondern steht in Büscheln, und so taumelt man eigentlich mit jedem Schritt über Hügel und Vertiefungen. Kein Wort unterbricht die eifrige Suche, nur ab und zu fällt die Hand mit schnellem Schlage auf Arme oder Nacken, um eine stechlustige Tsetsefliege oder einen blutdürstigen Moskito ins Jenseits zu befördern. Solange man den brennenden Durst mit Tee, Kaffee oder Wasser löschen kann, hält die Spannkraft der Glieder an, hört aber die Zufuhr von Flüssigkeiten auf, so klappt man leicht zusammen und muß durch kurze Rast erst wieder die nötigen Kräfte für den Weitermarsch sammeln. — — Wir ruhen im spärlichen Schatten eines Dornstrauches. Die Jäger tauschen in Kibahasprache ihre Meinungen über den etwaigen Erfolg unserer heutigen Bursche aus und erwägen alle Möglichkeiten. Ich habe mich lang ausgestreckt, den Rucksack unterm Kopf. Salonfähig bin ich in diesem Aufzuge allerdings nicht; das Jagdkleid ist von den oft fingerlangen Stacheln und hackigen Dornen arg zerfetzt, von den Füßen bis zum Rocksaum bin ich mit schwarzem Modder überzogen. Arme und Beine sind blutig gerissen, das Gesicht ist von den stechlustigen Insekten arg verbeult. Schadet alles nichts; ein Büffel gilt mir mehr als fünf Hirsche; seinetwillen darf die Fassade schon etwas beschädigt werden.

Nach fünfzehn Minuten Rast gehts weiter, immer der frischen Fährte folgend. Um halbzwölf Uhr mittags sind wir vor einem Dickicht angekommen. Schnuppernd zieht Nyamafu die Luft ein. Dann öffnet er seine Jagdtasche, holt die Tonnpfeife heraus, zündet sie an, und indem er aufmerksam dem rückwärts ziehenden Rauche nachblickt, spricht er, sich zu mir wendend: „Siehst du die Vögel, die Madenhacker, dort fliegen? Sie sind die steten Begleiter unseres großen Wildes. Der Büffel steht nahe. Der alte, bössartige Bursche wittert vortrefflich,

aber unter dem Rauche meiner Pfeife können wir ziemlich dicht an ihn herankommen. Mach dich fertig!" Er selbst wickelt die Bastumhüllung vom Schloß seiner Büchse, spannt den Hahn und sieht nach dem Pulver im Pifton. Dann nimmt er das fataki, ein Zündhütchen aus — seiner Ohrmuschel und setzt es umständlich auf das Zündrohr. „Haya, vorwärts!"

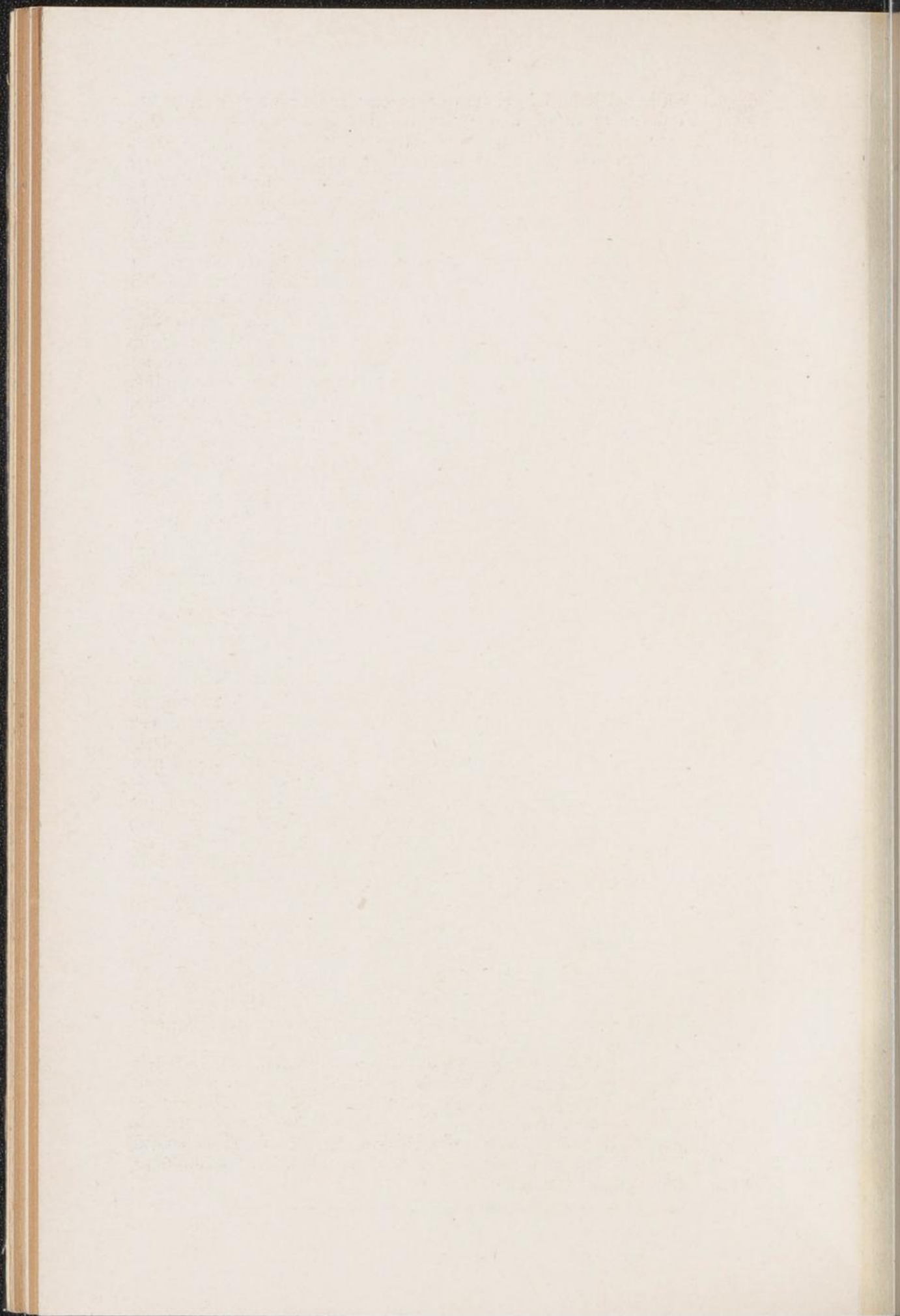
Wir gehen hinein in das dunkle, dichte Gestrüpp. Voran Nyamafu, ich in der Mitte, Pandavilima bildet den Schluß. Nur ganz langsam kommen wir auf der engen Passage, die der Stier gebrochen hat, voran. Riesige Farnkräuter, daumendickes Elefantengras und Schilf, Dornestrüpp und Schlingpflanzen, wilde Datteln und Delpalmen umgeben uns im Sumpfsgebiet. Vorsicht! Schritt für Schritt der Fährte nach. Es ist unmöglich, nach rechts oder links auszubiegen. Wenn uns der angeschossene Büffel hier annehmen sollte, sind wir verloren; er trampelt uns zu Brei. Einerlei ist's mir nicht. Trotz aller Passion wird mir ganz schwül ums Herz. — Da steht der Alte. Er windet wie ein Jagdhund, der Hühner in der Nase hat. Sein schlanker, geschmeidiger Körper biegt sich zusammen, er starrt nach vorn in das Dunkel. Ich werfe noch einen kurzen Blick über Schloß, Visier und Korn meiner Büchse und drücke mich dann lautlos an ihm vorbei. — Im selben Augenblick bricht mit Donnergepolter vor uns los. Zwei, drei Sprünge mache ich vorwärts. Ich kann gerade noch sehen, wie die Kruppe eines schwarzen Riesentiers vor mir im tiefen Busch untertaucht. — Wir starren uns alle drei an. Nyamafu lächelt dünn: „Warum hast du nicht geschossen?" — „Ich sah den Mbogo nur eine Sekunde, und außerdem schieße ich nicht gern auf die Keulen." Er schüttelte den Kopf: „Sieh hier die neun Messingnägeln auf dem Schaft meiner Büchse! Die bedeuten neun Büffel. Sie haben alle den ersten Schuß auf die Keulen erhalten; das schwere Tier kommt auf drei Läufen nicht vorwärts. Merke dir das, wenn du noch einmal zum Schuß kommen solltest!" Und so winden wir uns weiter durch den Busch, oft auf freie Steppe. Auf dem grasigen Boden ist die Spur des geflüchteten Tieres deutlich sichtbar. Nach einer halben Stunde stehen wir wieder vor dichtem Unterholz, in das der Büffel eingewechselt ist. Doch kaum sind wir hundert Meter weit hineingekrochen, da hören wir, wie der alte Recke sich wiederum flüchtend entfernt. Wir arbeiten uns bis zur Lichtung durch und folgen der Fährte bis zur nächsten Buschinsel. „Halt!" Ich wende mich zu meinen Jägern. „Wie tief ist dieser Busch?" — „So tief wie der erste, Herr." Also etwa ein Kilometer. Die Strecke erfordert eine halbe Stunde Marsch, um sie zu durchqueren. „Gut, nun paßt auf! der Büffel sitzt jetzt sehr lose. Wenn wir ihm so weiter folgen, komme ich nie und nimmer zum Schuß." „Nyamafu!" „Ja, Herr!" „Jetzt ist's zwölf Uhr. Du wirst eine Stunde hier warten." Ich zeige ihm den Sonnenstand; eine Uhr kennt er ja nicht. Nachdem ich mit Pandavilima den Busch umschlagen habe, werden wir uns auf der entgegengesetzten Seite aufstellen. Wenn die Sonne dort steht, — wieder die Handbewegung nach der Tageskönigin —, fängst du an, langsam durchzudrücken; so muß er mir kommen. Hast du mich verstanden?" „Alles, Herr." — — Nyamafu setzt sich ruhig auf den Boden und qualmt aus seiner Friedenspfeife, wir beide gehen rasch in weitem Bogen um den Busch herum. In vierzig Minuten sind wir auf der anderen Seite. Ein dicht bewachsener Termitenhügel bietet uns gute Uebersicht, nachdem wir seine Kruppe mit dem Standhauer gereinigt haben. Wir setzen uns nieder, um zu verschmausen. Pandavilima erzählt mir, daß wir uns dem Lager im großen Bogen bis auf eine Stunde wieder genähert haben. Zwanzig, dreißig Minuten warten wir so auf dem spitzen Kegel, da faßt mich der Jäger am Kock: „Hörst du das Krachen, Herr, er kommt!" Wir springen auf, ich mache mich schußfertig. — Ein Brechen und Brasseln von geknickten Hölzern im Busch; etwa 150 Meter links von mir setzt der Büffel mit gewaltigem Sprung auf die Lichtung. Er wendet sich zunächst nach der mir abgewandten Seite. Dort führt in einer Entfernung von vier bis fünf Kilometern die Barabara, die begangene Karawanenstraße, vorüber. Dieser Tatsache scheint der schlaue Bursche sich plötzlich zu erinnern; er wirft sich herum und kommt im schwerwiegenden Galopp



Konstantinopel und der Bosphorus.

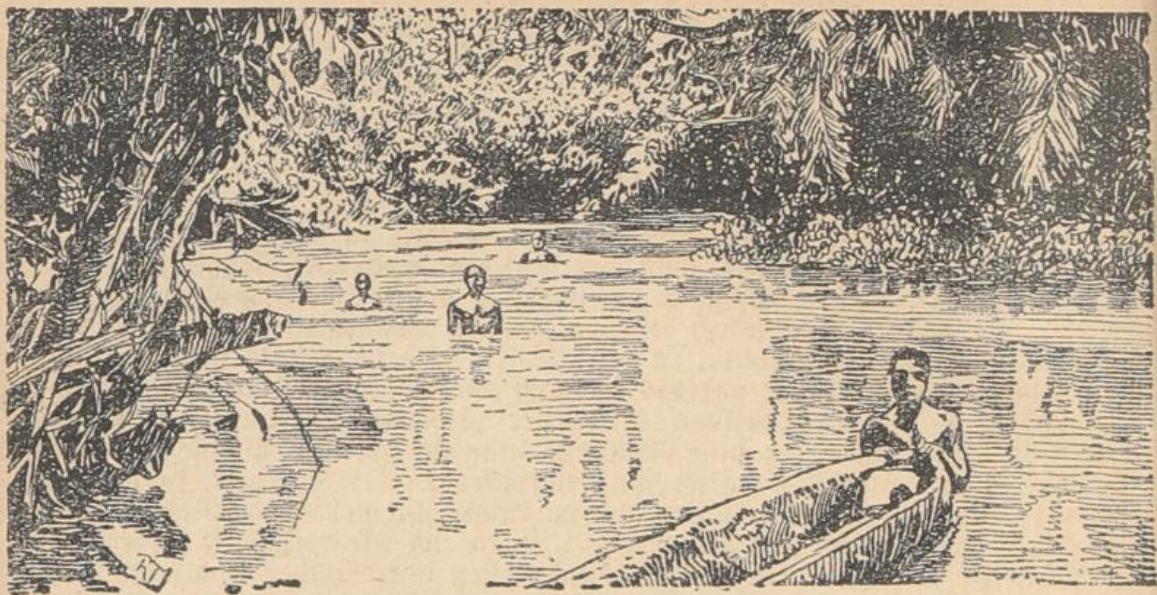


Konstantinopel und der Bosphorus.



spitz auf mich zu. Bald verschwindet er hinter einem Termitenhügel, bald erscheint er wieder. Jetzt ist er in gleicher Höhe mit uns auf freier Ebene. Die Entfernung beträgt etwa hundert Meter. Ich nehme die Büchse, ziehe einen Augenblick mit und lasse fliegen. Er bricht in die Knie, wird wieder hoch, sichtet uns auf dem Hügel und nimmt uns sofort an. 70 — 50 — 40 Meter ist er heran. Pandavilima kauert hinter mir und stöhnt: „Piga bwana, piga, schieße Herr, schieße!“ Ich drücke ihm die Hand auf den Mund: „Nyamaza, ngoja, schweige, warte!“ Hier herauf kann der schwere Kerl ja so ohne weiteres nicht kommen. Auf dreißig Schritt, dicht vor unserem Standort, erhält der Büffel die zweite Kugel. Sofort schlägt er einen Haken und wendet sich einem schmalen Buschstreifen zu. Ehe er jedoch in dem grünen Laubdach untertauchen kann, sitzt ihm der dritte Stahlsplitter in den Keulen, und das vierte und fünfte Geschöß folgen rasch hinterher auf das schwarze Durcheinander, das sich im Busch herumwälzt. — — Pandavilima ist wieder „lebendig“ geworden und deutet nach links. Dort steht der alte Rhamasu mit schußfertiger Büchse und winkt mir lebhaft zu. Schnell stoße ich fünf Patronen in die Kammer, in ein, zwei Sätzen bin ich vom Hügel herunter und im Augenblick neben dem kleinen Jäger. Das Bild, das sich hier vor mir entrollt, werde ich nie vergessen: Der Büffel hat den etwa fünfzig Meter breiten Buschstreifen durchbrochen und steht wie in alter, ungeschwächter Kraft vor uns. Der rote Schweiß trieft ihm aus Geäse und Wildfang. Ich kann das Weiße in den blutunterlaufenen, funkelnden Lichtern deutlich erkennen. Aber die Kraft des Steppengewaltigen ist zu Ende. Er taumelt etwa zehn Gänge auf uns zu, als ob er annehmen wollte, steht wieder mit gespreizten Läufen und brüllt tief auf vor Wut und Schmerz. Im Knall der letzten Kugel, die ich ihm rasch auf den Stich setze, sinkt er zusammen. Wir warten noch fünf Minuten und nähern uns dann von rückwärts dem gestürzten Reden. — — Als ich langsam, noch immer schußfertig, zu ihm trete, ist er schon verendet. Mit einem Sprung bin ich oben auf ihm — dann aber muß ich mich niedersetzen; es flimmert mir vor den Augen, ich werde schlapp. Zeigen darf ich das den beiden Jägern allerdings nicht. „Pandavilima, tum-bako, shnapsi!“ Er kramt meine Pfeife aus dem Rucksack hervor und reicht sie mir herauf. Mit zitternden Händen zünde ich sie an und rauche langsam vor mich hin. Dann entkorkt er die Flasche, und mit dem Genuß des Feuerwassers, das meine wie Pelz ausgedörrte Zunge nezt, kehren auch die Lebensgeister zurück. Nun können wir die Jagdbeute besichtigen. Ein schwarzer Riese ist's, den ich gefällt habe. Armer, kleiner, erbärmlicher Mensch, ohne deine Geniewaffe wärest du eine Fliege gegen diese Urkraft. Da lob ich mir doch unsere Altvorderen, die, auf ihre Körperkraft vertrauend, mit dem Eschenspeer bewaffnet, dem Auerochsen kühn zu Leibe gingen. Meine erste Kugel saß auf dem rechten Blatt. Dicht daneben die zweite. Der Keulenschuß hat den Laufknochen nicht verletzt. Die vierte und fünfte Kugel sind fehl gegangen. Der Fangschuß auf den Stich, ein Bollmantelgeschöß, hat Herz und Lunge durchschlagen und wurde beim Zerwirken unterm Rückgrat gefunden. Das weit nach rückwärts auslaufende Gehörn ist mächtig, imponierend. Hier die Maße: Linkes Horn im Bogen gemessen 80 Zentimeter, in der Geraden 57 Zentimeter (also Gesamtauslage 1,14 Meter). Das rechte Horn ist an der Stelle, wo es sich wieder nach oben wendet, leider abgekämpft. Die Stirnwulste des prächtigen Kopfschmuckes sind 32 Zentimeter breit. —

Während Pandavilima zum Lager marschiert, um die Träger herbeizuholen, beginnen wir den Büffel abzudecken, ein hartes Stück Arbeit, das noch viele Schweißtropfen kostet; die Decke ist an manchen Stellen fast drei Zentimeter dick. Nach zwei Stunden erscheinen die Leute und vollenden das Werk. Njibwa hat mir einen großen Topf kühler Milch mitgebracht, wofür ich ihm herzlich dankbar bin. Der Mond lag als silberner Kahn am dunklen Firmament, als wir todmüde unser Lager erreichten.



Farbige „Gentlemen“.

Skizze aus den Kinderjahren Togos, von Richard Küas.

In der Redaktionsstube des „Gold Coast Chronicle“, eines englischen Regierungsblattes von den Qualitäten des Arizona-Riders, saß der schwarze Leitartikler und feilte an einem geharnischten Artikel gegen den damaligen Gouverneur der Goldküstenkolonie, Sir Brandford Griffith, Excellenz.

Der schwarze Redakteur hatte die Gewohnheit, das, was er schrieb, gleichzeitig laut vor sich hinzusprechen, als ob das geschriebene Wort allein nicht instande sei, ihm eine genügend lebendige Vorstellung von seinem Inhalte zu geben. Als er seinen letzten Satz mit Pathos vor sich hin gesprochen hatte, erkönte draußen die laute kräftige Stimme seines Freundes Mr. Turks: „He, Mr. Dobbson, da könnten sie doch Ihre Angriffe auch gleich auf den deutschen Districts-Commissioner in Lome ausdehnen!“

„Ich bitte Sie! Was für ein Interesse haben wir in der englischen Kolonie an den Herren in Togo?“

„Na, das Interesse an der schwarzen Rasse im allgemeinen! Aber dazu kommt noch etwas anderes! Dieser deutsche Beamte in Lome schädigt den englischen Handel in Quittah auf das allerschwerste! Er hat sich ein vollständiges System erdacht, um den ganzen Handel aus dem deutschen Hinterlande, der früher nach unserem Quittah gegangen ist, nach dem deutschen Lome zu leiten!“

„Na, ja! Erdacht!“

„Das Schlimmste ist aber, daß sein System auch gut arbeitet! Der Handel in Quittah wird immer weniger, und wenn das so weiter geht, dann können wir in Quittah überhaupt bald zumachen! Und wir farbigen Gentlemen, die wir dort Faktoreien haben, kommen zuerst an die Reihe; denn unsere Faktoreien sind, wie Sie wissen, zumeist auf den Kredit europäischer Firmen aufgebaut! Und machen wir nicht, ab und zu wenigstens, Rücksendungen von Del und Kernen und Gummi, dann sperren uns die Europäer den Kredit.“ „Oder“, Turks zuckte die Schultern, „wir müssen der englischen Kolonie überhaupt den Rücken kehren und uns in Lome ansiedeln.“

„Um Gottes willen, Mister Turks...!“

„Ja, wenn wir nicht doch eines Tages wieder im Hüfttuch umherlaufen wollen!“

„Ja, was ist dabei zu tun?! Wie ist dem abzuhelpfen?! Wissen Sie ein Mittel?!“

„O, ich wüßte schon eins! Aber bei den schlechten Zeiten möchte ich das nicht aus meiner Tasche bezahlen. Und ich sehe auch gar nicht ein, warum ich meiner Konkurrenz auf meine Kosten auf die Beine helfen soll — und Ihrem Blatte!“

„Meinem Blatte?! Na, erlauben Sie mal!“

„Na, erlauben Sie mal! Wenn Sie nicht ab und zu Ihre Angriffe auf den Gouverneur und seine weiße Beamtenkligue brächten, dann hielte sich kein Nigger Ihr Blatt, viel weniger ein farbiger Gentleman! Aber diese Artikel halten Ihr Blatt! So gut wie Hahnenkampf! Wir wetten drauf!“

„Auf was?! Wetten?!“

„Ja! Wie lange Sir Brandford Griffith noch hier sitzen wird, oder wie lange Sie im Fort sitzen werden und Matten flechten! Es ist eine Nachtfrage!“

„Ich sehe nicht den Zusammenhang!“ murzte der Leitartikler gedrückt, dem die Aussicht seiner Beförderung zum Sirkredakteur den Horizont verdüstert hatte.

Mr. Turks zog sich die Manschetten seines Hemdes bis über die Knöchel, wo seine massiven Siegelringe saßen. „Wenn Sie eine Artikelserie gegen den deutschen Beamten in Lome eröffnen, so besteht die Aussicht, daß Sie ihn mit der Zeit hinausgraulen. Entweder er reagiert darauf, oder seine Vorgesetzten, oder Beide! Er wird unmöglich! Er wird versetzt! Ein anderer kommt an seine Stelle! Und wie das bei den weißen Beamten immer ist, tut der Nachfolger das Entgegengesetzte von dem, was der Vorgänger getan hat, wenn er Ehrgeiz hat. Und er tut keines von beidem, wenn er keinen Ehrgeiz hat! Na, nu sehen Sie die Folgen: Der deutsche Handel wandert nicht mehr nach Togo, sondern wieder nach unserem englischen Quittah! Ich brauche also nicht in Quittah meine Faktorei abzubrechen, ich brauche nicht in Lome eine Faktorei zu errichten, was mir sehr unangenehm wäre, denn der Beamte dort paßt einem zu genau auf die Finger! Ihr Blatt würde auch in Togo zwischen den farbigen Gentlemen eine Menge Abonnenten gewinnen, und Sie würden unserer Kolonie einen wichtigen Dienst erwiesen haben!“

„Wer liefert mir die Artikel?!“

„Ich! Soviel Sie haben wollen! Und gratis!“

„Abgemacht!“

„Schön! Nebenbei! Ich habe soeben eine Ladung europäischer Delikatessen, Sardinen in Del, Ochsenmaulsalat, Ochsenzunge in Dosen und anderes erhalten! Sie frühstücken doch bei mir?!“

„Mit Vergnügen!“

Die beiden Ehrenmänner zogen ab. —

Seit dieser Zeit erschien im „Gold Coast Chronicle“ eine Artikelreihe, die sich gegen den deutschen Amtsvorsteher Küster in Lome richtete und sich in allen möglichen Beschuldigungen und Invektiven gegen diesen Beamten erging.

Küster, dem sie durch „befreundete“ Engländer vorgelegt wurden, schäumte.

„Strengen Sie doch einen Prozeß in Accra an! Wegen Schädigung Ihres guten Rufes! Ein paar hundert Pfund Entschädigung könnte für Sie herauspringen!“ riet sein Freund Joe. Das leuchtete Küster sofort ein.

Er bat seinen Gouverneur, den Prozeß anstrengen zu dürfen. „Da hätten wir viel zu tun, wenn wir auf jede solche Anzapfung reagieren wollten!“ erwiderte der Landeshauptmann. „Schaffen Sie sich ein dickes Fell an!“

Das tat Küster. Aber er suchte doch nach dem Urheber der Artikel zwischen seinen schwarzen Untertanen. Dazwischen befand sich eine seltene Auslese. Togo hatte keinen Auslieferungsvertrag mit England, und alles, was dem englischen Gefängniswärter und Henker in der Lagoskolonie und in der Goldküstenkolonie entgangen war, siedelte sich damals in Lome an. Es waren auch tüchtige Kerle darunter, die dort, weil sie arbeiten mußten, vorwärts kamen. Aber Küster kannte sie alle und hielt sie unter Druck: „Wenn du hier nicht gut tußt, führe ich dich bis an den englisch-deutschen Grenzpfahl!“ drohte er. „Du weißt, er ist

nur fünfzehn Minuten entfernt! Dann pfeif ich dem englischen Beamten in Danoe, und du feierst dann Hochzeit mit des Seilers Tochter!"

Nein, von denen wars keiner! Wer sonst?! Er kam nicht dahinter. So trug ers mit dickem Fell und blieb auf dem Posten. Und der Handel in Lome wuchs und wuchs, und mit ihm die Stadt Lome selbst. Das war seine Freude und seine Genugtuung, obwohl die Artikel im englischen Negerblatt gegen ihn fort dauerten. In Quittah wurde der Handel weniger, und schwarze Händler begannen sich von dort nach Lome zu ziehen. „Das sinkende Schiff“

Eines Tages, etwa sechs Monate später, kam der Zollverwalter B. nach Lome. Er brachte einen Kaufmann aus Anecho, Kanzler, mit als Gast. In Logo herrschte damals noch kein Kastengeist. Küster stellte die Küche, der Zolldirektor die Getränke, und man speiste zusammen. Während des Essens meinte B. gesprächsweise: Herr Kanzler möchte Sie gern in einer dienstlichen Angelegenheit sprechen. Es ist zwar heute Sonntag, aber“

„Bitte! Dienstlich bin ich immer zu haben!“ erwiderte Küster. „Schießen Sie los!“

„Haben Sie eine Firma Tweeds & Co?!“ fragte Kanzler.

„Nein!“

„Also“, fuhr Kanzler fort, „ich bin nebenbei Agent der Versicherungsgesellschaft Lloyds & Co., London. Lloyds schreiben mir, daß eine Firma Tweeds u. Co. in Lome, die bei ihnen versichert sei, 2000 Pfund Sterling für eine Kiste Goldstaub, die beim Verschiffen zum Dampfer „Karl Wörmann“ in der Brandung verloren gegangen sei, reklamierten.“

„Haben Sie die Reklamation bei sich?! Lassen Sie sehen!“

Kanzler übergab Küster das Papier. Dieser betrachtete die Unterschrift. „Die Schrift kenn ich! Auch das T kommt mir besonders befreundet vor.“ Er dachte nach. „Ich hab's!“ Da ist eine neue schwarze Firma aus dem Englischen, die sich hier niedergelassen hat. Der Mann heißt Turks. Ich will doch gleich Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!“ Küster verschwand, ging in sein Bureau und kam mit einer Zolldeklaration wieder. „Die ist von Turks & Co.“ erklärte er den Herren. „Und nun bitte ich Sie, sich das T zu betrachten. Das & Co. in den beiden Unterschriften! Das w, das e und das d im übrigen Text der Zollerklärung! Eine Schrift, was?!“

Sein Besuch mußte die in die Augen fallende Ähnlichkeit der beiden Handschriften bestätigen.

„Lima!“ befahl Küster gleich darauf dem herbeigepfeiffenen schwarzen Polizisten. „Geh zu Mr. Turks, ich ließe ihn bitten, mal auf einen Sprung herüber zu kommen. Macht Turks Mine fortzulassen, so bringst du ihn in Handschellen her!“

Der Polizist ging, aber in den Blicken seiner sich bedeutungsvoll ansehenden Besucher glaubte Küster so etwas wie eine leise Mißbilligung über sein Verfahren lesen zu können. „Was wollen Sie! Sie sitzen am Regierungssitz, haben siebenzig Mann Polizeisoldaten zur Verfügung! Ich habe vier schwarze Polizisten, und soll damit ein Land so groß wie ein Viertel Württembergs regieren, ein Land, in dem sich eine ganze Anzahl vom englischen Gesetz Verfehmter und Geächteter befindet. Rechts ist die englische Grenze in fünfzehn Minuten, links die französische in acht Stunden zu erreichen, und hinter uns der Busch in fünf Minuten! Da hilft nur eine harte Hand!“

Turks kam. Elegant angezogen wie immer. Küsters Besuch war offensichtlich von seiner Erscheinung angenehm beeinflusst.

Küster ging gleich aufs Ganze. „Das ist Herr Kanzler! Vertreter von Lloyds in London. Die Weißen sahen, wie ein leiser Ruck durch Turks ging. Herr Kanzler hat den Auftrag von Lloyds erhalten, Ihnen einen Check über die 40 000 Mark Versicherungssumme auszuhändigen, die Sie für eine von Tweeds & Co. zum Dampfer „Karl Wörmann“ verschifft Kiste Goldstaub, die in der Brandung verloren ging, beanspruchen. Sie zeichnen doch auch für Tweeds & Co.?!“

Der Scheck auf zweitausend Pfund lockte. Turks vergaß seine Vorsicht und sagte: „Ja!“

„Schön! Es ist nur noch eine kleine Formalität zu erfüllen! Lloyds verlangen Quittung über die Aushändigung des Schecks an Sie! Bitte, schreiben Sie die Quittung aus und ich werde dann in meiner amtlichen Eigenschaft Ihre Unterschrift beglaubigen.“ Küster gab Turks Feder, Papier und Tinte. Turks schrieb und unterzeichnete: „Tweeds & Co.“

Küster nahm das Papier an sich und zeigte es Kanzler und dem Zolldirektor. „Stimmts?!“

Die beiden Herren nickten. Küster wandte sich an den noch immer hinter Turks stehenden Polizisten. „Lima! In Eisen!“

Ehe Turks sich gefaßt hatte, schnappten ihm die beiden blitzenden Armbänder über den Handgelenken zusammen.

„So, Turks! Nun will ich dir die Lage etwas erklären. Erstens, ist an dem Tage, den du angibst, weder ein Wörmändampfer, noch ein anderer Dampfer hier in Lome gewesen. Es wird darüber nämlich bei uns Buch geführt. Zweitens, wenn du dich nur im Namen des Dampfers und im Datum der Verschiffung geirrt zu haben vorgibst, so beweisen die Verschiffungsbücher meiner beiden schwarzen Zollaufsheber, hier, daß in den letzten drei Monaten überhaupt kein Goldstaub verschifft worden ist. Darüber wird nämlich auch Buch geführt! Ja, es ist bei den für deine Verschiffung vielleicht noch in Frage kommenden Dampfern nicht ein einziges Boot umgestürzt in der Brandung. Darüber wird nämlich bei uns Buch geführt. Und jetzt wollen wir dich in die Gefangenenliste aufnehmen. Auch darüber wird nämlich bei uns Buch geführt! — „Ab!“ befahl er dem Polizisten. „Und leg ihm die große Kette um den Hals.“

Am nächsten Morgen legte Turks ein umfassendes Geständnis ab.

Damals hatten gerade die Landeshauptleute, wie die Gouverneure zu jener Zeit noch hießen, das „Wechselfieber“. Augenblicklich regierte gerade einer, der glaubte, die schwarze Rasse mit Glacehandschuhen anfassen zu müssen, und Turks bekam nur drei Monate.

Küster machte nun die Bemerkung, daß nach Turks Festsetzung die gegen ihn gerichteten Artikel im „Gold Coast Chronicle“ mit einem Male versiegten. Er wollte sich dafür an Turks nach dessen Freilassung halten, falls er wieder in Lome auftauchte.

Aber unglücklicherweise hatte Turks das Bedürfnis, nach seiner Freilassung nach Sebbe, bei Accra, zu gehen.

Und dort entzog die englische irdische Gerechtigkeit den Mr. Turks für das gleiche, wie in Lome verübte Delikt, für sieben Jahre der Deffentlichkeit — und dem Rachebedürfnis Küsters; denn Küster wurde etwa fünf Jahre nach diesem Geschehnis nach dem Südbezirk von Kamerun versetzt, wo er es mit einem ganz anderen, aber leider nicht besseren Kreise von „farbigen Gentlemen“ zu tun bekam.



Auf der „Pad“ in Südwest.

Von A. Umschneider.

Es war zur Zeit der Landesratsitzungen und der Landwirtschaftlichen Ausstellung und ich war in Windhut, in dessen Bergen der Wind huff. Lustig flatterten die Fahnen auf dem Ausstellungsplatz, und klarblau stand der Himmel der beginnenden trockenen Zeit über der Haupt- und Residenzstadt. Ich sah mir den großen Ausspanplatz an, wo bunt die Ochsen und die Eingeborenen lagern und berechnete in Kubikmetern den Mist, den die braven Zugochsen hier lassen, ich promenierte durch die Storestraße und wechselte bedeutungsvolle Blicke mit den Barmansells, als ich mit einemmal einen guten Bekannten und Pferdehändler erblickte. Freundlich reitet er auf mich los und reicht mir von seiner Vollblutrosinante herab die Hand. „In vierzehn Tagen trete ich eine große Koftour nach dem Norden an“, sagte er, und liebenswürdig, wie die Pferdehändler nun mal sind, lädt er mich dazu ein.

Drei Wochen später war ich marschbereit. 40 Pferde nebst einigen Maultieren gingen mit, getrieben von drei Eingeborenen. Wir, der Herr Pferdehändler, dann ein verflossener Husareneinjähriger und ich, standen gestiefelt und gespornt in einer Bar, davor die vier-spännige Karre mit einem Reitspferd hielt. Und die Barmaid lächelte so schön und der Durst war so groß und das Bier so gut, daß uns die Neumondnacht auf den Hals kam.

„Gute Pad!“, die beiden kletterten auf die Karre, ich auf den Gaul und los ging's in die Nacht hinaus, Brakwater zu. Ich ritt voraus; hinterdrein fuhr die Karre unter Peitschenknallen. Langsam wurde der Gaul warm und unruhig drängte er vorwärts. Von Zeit zu Zeit kommen wir von der Pad ab, und mit Streichhölzern finden wir uns wieder zurecht. In schlankem Trab geht's durch die kühle Nacht; da, mit einem Male ein Klirren, der Gaul zerrt und reißt rückwärts — er ist in eine Farmumzäunung gerannt. Die nachfolgenden Karrenpferde setzen sich auf die Hinterbeine, werden von der nachfolgenden Karre ineinandergeschoben, und ebenso rasch wie es geschehen, ist die Verwirrung wieder gelöst und munter traben die Tiere weiter.

Um Mitternacht entdecken wir einen Feuerschein, auf den ich zureite. In schwarzen Unrissen stehen die Pferdejungen um ein Feuer und wärmen sich: Joseph, der Hottentott, Petrus, der Kasser, und Jakob, der Herero. In dunklen Schatten weiden die Pferde allenthalben. Wir wickeln uns in die Paddecken und schlafen den Schlaf der gerechten Pferdehändler.

Kühl streicht der Morgenwind durch den Busch und umspielt unsere Nasen, die rot aus den Decken zum Himmel schauen. Ich reibe mir die Augen und halte Umschau. Ganz in der Nähe lugt ein Farmhaus aus Kameeldornbäumen und sieht mich mit großen Fensteraugen an, einige Maultiere weiden mit großem Behagen, und sechs Pferde von kanonischem Alter stehen da und dösen in den frischen Morgen. „Petrus, wo sind die anderen Pferde?“ Er kratzt sich in seinem undurchdringlichen Wollschopf, erwischt dabei eine Laus, und indem er sie kunstgerecht mit den Fingernägeln zerdrückt, meint er: „Weiße ich nicht, Mister, vielleicht Windhut“. Ein guter Anfang! „Da bleibt nichts anderes übrig, als hinterdrein zu jagen“, meinte der Einjährige. Und also tat er.

Wir blieben indes in Brakwater liegen. Aus dem Farmhaus tritt der Besitzer, und vor Kälte die Hände reibend, kommt er zu uns heran und läßt sich am angefachten Feuer nieder. Dann besahen wir uns seinen Pabian und erfreuten uns an dem Schauspiel, wie eine Meute junger Hunde den Kerl attackiert. Promenierten zum Bahnhöfchen, mit dessen Vorstand wir ein Plauderstündchen hielten und harrten in Geduld der Rückkehr der Koffe. Drei Tage lang. Dann erhielten wir auf telephonische Anfrage den Bescheid, daß der Pferdesucher unterwegs in den Bann einer Kneipe geraten sei und ihn das Schicksal des Mannes

im schwarzen Walfisch zu Askalon ereilt habe. Steif wie ein Besenstiel liege er unter dem Tisch, und man möchte ihn doch gegen Bezahlung der Unkosten abholen.

Dann ritt der Pferdehändler selber und brachte zwei Tage darauf die Tiere. Wir luden das Reisegepäck des Verunglückten, eine Zahnbürste und eine Rolle Klotztpapier, ab, und auf hoher Karre flogen wir dahin über Stod und Stein und durch sandige Reviere. Eine Staubwolke zeigte vor uns den Trupp Tiere an, eifrig sükten die treibenden Eingeborenen hinterher und halten sie beisammen. Weiße Farmhäuschen tauchen in weiten Entfernungen auf, weidendes Vieh zieht durch den Busch, und neugierig sehen uns die halbnackten Viehwächter nach.

Wir fuhren durch das freundliche Okahandja, wo uns einige Schuljungen nachramten und uns baten, sie mitzunehmen ins Obamboland und als die Sonne wieder in den Atlantischen Ozean sank, da waren wir mitten in der „Stehtragenede“ mit den schönen Farmeinzäunungen, in Otjamongombe. Als ich am anderen Morgen aufwachte und mich mit der obligaten Frage an Petrus wandte: „Petrus, wo sind die Pferde?“, da hörte ich wieder mal die schönen Worte: „Ich weiße nicht, Mister! Pferde müssen weg sein!“

Keine Sache, wenn Pferde im Schutzgebiet gelaufen sind. Ich brach mit vier alten Stippen allein auf und fuhr weiter, den beiden Omataobergen entgegen, während der andere mit zwei Eingeborenen auf Pferdesuche ritt. — — —



Nicht weit vom Omatafo steht ein Farmhäuschen, das nicht weiß getüncht ist. Es ist aus lauter Zementfässern erbaut und hat Holzgerippe; die ersteren sind auseinandergeschnitten, glatt geklopft und bilden die Wände. Es ging schon gegen

Abend, als wir einen einsamen Reiter seine Rosinante, die bei jedem Schritt umzuklappen drohte, dahin lenken sahen. Steif und müde kletterte er vom Pferde. Teilnahmsvoll empfing ihn der Farmherr, überreichte ihm zum Ehrentrunk einen Topf Milch und geleitete ihn in den Salon. Dann setzte man sich sachte auf die selbst gezimmerten Stühle und stopfte sich die Pfeife mit Onatabak. Der Reiter spuckte einem Ferkel, das sich an seinen Samaschen zu schaffen machte, auf den Kopf und begann also:

„Ich komme von der Stehtragenede mit den sauberen Farmeinzäunungen von Otjamongombe, wo die Zugtiere nochmals getränkt wurden, bevor wir die 80 Kilometer Durststrecke in Angriff genommen. Auch der Mensch pumpte sich im Hinblick auf das Kameel, mit dem er so oft verglichen wird, sein Inneres voll, frohen Mutes. Dann eilte die Karre die Pad hin, mit Kurs auf die in blauer Ferne grüzenden Omataoberge.“

Ein Sonntagmorgen hell und klar schien auf mein Nachtlager auf der ungeheuren Omataofläche. In wogendem Gelb dehnte sich die Grassteppe, die in weitem Bogen ein schwarzer Streifen Busch umsäumt; stimmungsvoll in bläulichem Dunst ragen fern am Horizont hohe Bergzüge, massig wachsen die beiden Omataoberge aus der Ebene zum lichtdurchfluteten Himmel. Adler kreisen in den Morgenlüften, scheu streift ein Luchs durchs wogende, gelbe Gras, und da und dort steht neugierig eine Antilope, die Lauscher den Störenfrieden zugewandt.

Es ging bereits dem Mittag zu. Die Pferde ließen die Köpfe hängen und stolperten müde fürbaß. Da sah ich zwei Tiere querseldem auf die Karre zutragen. Etwa zweihundert Meter davor hielten sie mitten auf der Pad und betrachteten mit sichtlich Neugier unser Erscheinen.

Seltjam genug mochte ihnen in der gleichförmig grandiosen Farbenstimmung der Landschaft der bunte Zug vorkommen: Vorn ging ein einäugiger Kappe, der mit Ausdauer das Bestreben zeigte, immer links ins Schutzgebiet hineinzu laufen, ein großer Fuchs mit weißen Schönheitsstreifen hielt ihn auf dem

rechten Wege, dann kam ein großer Brauner, der einmal die Ehre hatte, einen Major zum Kampf und Sieg zu tragen, mit seinem unegalen Partner, einem kleinen Basuto mit dem hübschen Dreischlag.

Die beiden neugierigen Zuschauer auf der Pad hatten tadellose Pferdeschweife, fliegende Mähnen, und noch ehe ich meine Betrachtung beendet hatte, stieß mein Eingeborener zwischen den Zähnen hervor: „Mi kuze, Mister, kud mal, die haben Horn auf dem Kopf!“ In der Tat, wie die Zöpfe einer deutschen Jungfrau lagen die wunderbar geformten Hörner um die Stirn, und eine unsagbar naive schmalstirnige Kuhphysiognomie glözte uns an.

„Mi kuze!“ rief nun auch ich, griff nach der Büchse und sprang aus dem Wagen. Dabei blieb ich mit den Füßen in den Zügeln hängen und fiel auf die Nase. Die beiden Wildebeeste sahen das mit viel Interesse, als ich mich aber rasch erhob, schienen sie es für angebracht zu halten, abzurücken, nicht eilig und in gemessener Weise. Ich rannte hinterdrein, was mich die Beine trugen, und ich glaube, ich habe Hurra geschrien. Bald machten die Tiere wieder Halt und hielten Umschau nach dem seltsamen Wesen, das ihnen so voll Interesse nachlief.

Hinter einem Strauch machte ich atemlos Halt. Brillant standen die Tiere, eines vor dem anderen, jedes voll Blatt zeigend. „Heilige Madonna!“ flehte ich, „mache sicher mein Auge und ruhig meine Hand“. (Er spuckt wieder dem Ferkel auf den Kopf.) Ein-, zweimal legte ich an, voll Verzweiflung mußte ich einsehen, daß mir ein sicherer Schuß unmöglich war. Doch Eile tat not. Ich nahm alle Kraft zusammen und riß den Abzug durch.

Durch die stille Wildnis dröhnte der Schuß, eines der Tiere machte kurz halblehrt und schlug energisch nach der Richtung aus, woher der Schuß kam, und dann trabten die beiden endgültig und einträchtig ab. Sie kennen die Geschichte von dem betäubten Lohgerber. Als ich zur Karre zurückkam, wickerten die Pferde, ob aus Freude, daß ich wiederkam, oder aus purer Bosheit, konnte ich nicht konstatieren!

Dann brach die zweite Nacht herein, die mit ihrer Kühle den brennenden Durst zweier wasserloser Tage löschen mußte. Im Stockdunkel liefen sämtliche Tiere, mit Ausnahme des einen, das mich mit letzter Kraft hierher trug, davon.

An verlassenem Pontoß vorbei führte mich der Weg, und dem Himmel sei Dank Ihre Kühe geben eine gute Milch! Darf ich noch um ein Töppchen bitten?“

Zweierlei Nachruf.

Von Johannes Wilda.

Es stand ein Kreuz im welschen Land,
Geschrieben d'rauf von deutscher Hand:
Dem tapf'ren Feinde dies zur Ehr',
Er starb für seines Volkes Wehr.

Es stand ein Kreuz im Feindesland,
Geschrieben d'rauf von welscher Hand,
Noch hassend den, dem Haß erlosch
Im heil'gen Tod: Ci-git un boche.



Landschaft am Sanga in Neu-Kamerun.

Deutsche und französische Pietät.

Eine Skizze aus Neu-Kamerun. Von Rüst-Lauban.

Die heiße volle Sonne wird eben Siegerin über den schweren Morgennebel, der täglich den Fiebersümpfen des Sanga entsteigt. Der weite Faktorenhof ist noch leer, nur ein Boy rekelt sich faul an dem Hauspfosten vor dem Schlafzimmer seines Herrn. Er weiß, daß heute am Sonntag der Schlaf seines Massa nicht gestört werden darf. Der buy german, wie ihn die Neger nennen, schlägt zwar nicht, aber er ist so niederträchtig erfinderisch im Arbeit suchen für seine schwarzen Diener, wenn sie ihn ärgern; und Arbeit ist viel schlimmer als Liebe. Also lieber auspassen, daß Massa schlafen kann und nicht durch Störung ärgerlich wird. Sonst wird nichts aus dem zum Nachmittag verabredeten Rendezvous mit der schönen, stolzen Nagasakar, der Häuptlingstochter, die den schlanken Bangala ihren plumphen Stammesgenossen vorzieht.

Plötzlich kommt Leben in den Jungen. Mit heftigen Bewegungen gibt er Ruhezeichen, aber sein im schnellen Lauf nahender Stammesgenosse, der Boy des franken Tischlers, läßt sich nicht aufhalten. Er schreit: „Massa, call Massa, he get plenty seakness!“ Und schon tönt auch aus dem Schlafzimmer ein lautes „Opina“. Der leichte Schlaf der Tropen ist durch die wenigen lauten Worte hinweggeweht. Der gerufene Boy droht noch schnell seinem schwarzen Bruder, dann steht er vor seinem Herrn: Der buy charpentier ist sehr krank und ruft dich! Mit einem Satz ist sein Herr aus dem Bett, hat schnell Gesicht und Hände mit kaltem Wasser erfrischt, und schon ist er in Byjamas und Pantoffeln in der Richtung des Zimmers des Kranken verschwunden. Ein: me voila! und ein fester Händedruck ist die einzige Begrüßung. Dann ist alles still. Der franke Tischler, ein Franzose, sitzt im Lehnstuhl, schon längst jagte ihn grausame Fieberhize aus dem Bett. Mit ängstlichen Augen forschet er in den Zügen seines deutschen Freundes. Der versucht unbesorgt auszu sehen und zwingt sich zum Lachen. Es gelingt ihm schlecht, und er muß sich abwenden, um seine Erregung zu verbergen. Er stößt den aus Ristendeckeln gezimmerten Fensterladen auf, und im hellen Licht des jungen Tages sieht er erst, wie schlimm es um den Kranken steht. Gestern hat er noch trotz seiner Schmerzen draußen gefessen unter dem tief herunterhängenden Dache seiner Lehmhütte, um die in der gegenüberliegenden Werkstatt arbeitenden Schwarzen zu überwachen. Es hat ja niemand an seine Krankheit geglaubt, und er selbst am allerwenigsten. Der fran-

zöjische Arzt, der ihn vor Monaten untersuchte, hatte alle Bedenken zerstreut. „Ich sehe Ihnen ein paar Schröpfköpfe, und dann, seien Sie recht vorsichtig mit dem Alkohol.“ Das war alles.

Sein Freund ist ratlos angesichts des sicheren Todes. Er selbst weilt erst kurze Zeit in dem mörderischen Sumpfsgebiet, und die Landsleute des Fischlers, die durch längeren Aufenthalt genügende Erfahrung haben, sind zu gleichgültig geworden. Sie kümmern sich nicht um den kranken Landsmann. Schwarze Weiber und Absinth bilden ihr einziges Interesse. Und der Sterbende beklagt sich darüber: Bleiben Sie bei mir, wenn es zu Ende gehen sollte, lassen Sie nicht das falsche Gesindel zu mir!

Boy Opina unterbricht die Unterhaltung. Die Angst vor der drohenden Nachmittagsarbeit hat ihn seine morgendlichen Obliegenheiten doppelt schnell erledigen lassen. Er meldet, daß Bad und Kaffee bereit sind. „Ich komme schnell zurück, und dann plaudern wir!“ Der Kranke hat nichts dawider.

Der Boy geht seinem buy german diensteifrig zur Hand. Verwundert schaut er dabei seinen Masse von der Seite an. Sollte die Störung wirklich ungestraft vorübergehen? Endlich wagt er doch seine Bitte: Darf ich am Nachmittag zum Dorf Beka hinüber? — „Du fährst zum Kommandant und sagst ihm, er möchte heut nachmittag herüber kommen. Tschichi boy bleibt hier unter der Veranda, bis ich schlafen gehe, und du bist auch um sechs Uhr wieder da.“ Unterdeß ist der Kranke ungeduldig geworden, wieder naht sich der morgendliche Ruhestörer mit seinem stereotypen: Massa call you!

Ein Grauen faßt den jungen Deutschen, als er wieder bei dem Kranken eintritt. Das helle Tageslicht bringt mit fast übertriebener Deutlichkeit die abstoßende Dürftigkeit des Raumes zur Geltung, der dem Kranken als Wohn- und Schlafzimmer diente. Vier kahle Lehmwände mit einem kleinen Loch als Fenster, einer roh gezimmerten Tür, zerfester, schmutziger Leinwand als Decke, die das durchlöcherete Strohdach durchsehen läßt, das ist die Wohnung, in der der Kranke seit einem Jahr hauste, und die in den für Interessenten und Aktionäre geschriebenen Broschüren der französischen Forstgesellschaft mit „trois chambres confortablement meublées“ bezeichnet wird.

Doch der Kranke fühlt von dem ihn umgebenden Glende nichts mehr. Der irre Blick und die mühsam ruckweise arbeitende Brust lassen deutlich genug erkennen, daß die Erlösung bevorsteht. Aber wie die Lage des Armen erleichtern? Da kann nur der südwestafrikanische Kämpfer drüben vom Posten helfen, der im Kampf gegen schwarzes Gesindel vielen in Todesnot beigestanden hat. Rasch will der Ratlose zum Flußufer, um schnell überzusetzen und den Landsmann zu holen. Draußen auf dem Hof spielen der Direktor und die oberen Angestellten der französischen Gesellschaft. Der Ruf: der Zimmermann stirbt! stört sie wenig. Ein: „Sie sind wohl nicht bei Trost!“ des Direktors ist die einzige Antwort, und Spiel und Lachen wird fortgesetzt. Was kümmert sie der kranke Landsmann!

Der Deutsche eilt weiter, doch als er mit seinem Freunde zurückkommt, ist es zu spät. Rasch hat der Tod zugegriffen. Und nun scheint's fast, als ob die Landsleute des Verstorbenen Gewissensbisse hätten. Die ganze Nacht hindurch dröhnt das dumpfe Schlagen und das schrille Sägen der Planken, aus denen der Sarg gezimmert wird. Schauerlich und nervenaufreibend wird die tiefe Stille der schwarzen afrikanischen Nacht zerrissen.

Doch noch abstoßender wirkt die Beerdigung selbst. Nichts verbirgt die rohen Bretter des plumpen Sargkastens. Ein einziger Kranz läßt die raube Schmutzlosigkeit der letzten irdischen Wohnung nur noch deutlicher hervortreten. Schmierige Nigger in ihren zerlumpten Kleidern bildeten die Sargträger. So geht es an den Fluß zur Fähre und hinüber an das andere Ufer, wo der für die kleine Niederlassung nur zu schlimm belegte Friedhof liegt. Dort erwarten die auf dem Posten anwesenden Deutschen den Trauerzug, und sie schmücken den Sarg so reich mit Palmen und Blumen, daß das letzte Haus des Toten im Ueberfluß verschwindet!

Tierbilder an der ostafrikanischen Mittellandbahn.

Von Plantagenleiter Carl Leideder.

Daresalam lag noch schlafbefangen unter dem grauen Schleier des letzten Nacht-ringsum durchschnitt. Ein Achzen, ein Anarren, ein kurzer Ruck, und langsam nach dem schüchtern herausgehauchten Pfiff der Lokomotive drehen sich die Räder meines Zuges auf dem stählernen Pfade, der den Indischen Ozean mit dem Tanganjika-See verbindet.

Mit tropischer Schnelle entflieht die Nacht, und kaum hat der erste zitternde Lichtstreifen den Weg über den Horizont gefunden, da taucht auch schon der purpurne Scheitel des Tagesgestirns aus der Tiefe empor. Bäume und Sträucher, Hütten und Häuser, deren Konturen eben noch wie tiefschwarze Schattenrisse in das Grau der Dämmerung hineinragten, nehmen Formen an; ein kurzer Uebergang, dann flutet strahlendes, weißes Licht über die Landschaft. Wie hingestrente Perlen glitzert der Tau, der in dicken Tropfen zwischen den Sträuchern hängt und wie ein feiner silberner Schleier über den Wiesen liegt.

Eine äsende Ducker-Antilope stürmt in hellen Fluchten vor dem Rattern des Zuges durchs Gehege, ein paar niedliche Meerkatzen mit klugen Augen lassen erschreckt die Mangofrucht fallen, die ihnen eben zum Frühstück dienen sollte. Weiter faust der Zug, vorüber an Kokos- und Kautschukplantagen, an Mohogo- und Mtamafeldern. Weidende Ziegen zerren erschreckt an der fesselnden Leine, ein verirrter Hund flieht mit eingeknißener Rute durchs taufuchte Gras der noch verschlossenen Hütte zu.

Mbaruku, die erste Station, ist erreicht. Der schwarze Wärter salutiert und übergibt dem weißen Zugführer die spärliche Post, Regerbriefe mit arabischen und lateinischen Schriftzeichen. Schwazende Neger im flatternden weißen Kamsu steigen ein, Weiber halten Bananen, Matschungwas (Drangen), Mohogo, Ananas und Mangos feil und finden bei den feilschenden, schwarzen Passagieren reißenden Absatz.

Ein kurzer Pfiff, weiter fährt der Zug, immer noch vorbei an Kokos- und Kautschukplantagen, an Negerkulturen, an vereinzelt Grashütten und mit dichten Schilfstaketen eingefriedigten Gehöften. Immer dasselbe Bild. Das Tierleben ist verdrängt durch die in ununterbrochener Reihenfolge eingeschobenen Plantagen. Vereinzelt hocken Krähen zwischen den sandigen Furchen der Mohogofelder, ein Turmfalke streicht heutespähend über die Ebene und verfolgt den kleinen Sungura (Feldhasen), der in angstvollem Zickzack seinen Fängen zu enttrinnen sucht.

Da wechselt das Bild. Die ersten Ausläufer der waldbestandenen Bugu-berge schieben sich vor. Schäumend donnert der sonst so sanfte, jetzt, kurz nach der Regenzeit, respectable Msimbasibach über Felsblöcke und entwurzelte Baumriesen; ein schmaler, dunkler Tunnel nimmt uns auf, und führt uns mitten hinein in die reizvollste Harzlandschaft. Ein herrliches, heimatliches Panorama breitet sich vor uns aus, im dunklen Grün prangende Höhen. Kupferrote kahle Abhänge schauen auf uns hernieder; vorsichtig windet sich die Schlangenlinie des Zuges vorbei an durchbrochenen Felsen aus schimmerndem Sandstein, hindurch durch schattige Stollen mit geglätteten, steil abfallenden Wänden, hinweg über feuchtkühle Schluchten und grüne Täler. Dann treten die Berge zurück. Wieder beginnt die Ebene. Statt über Kokospalmen schweift der Blick über meilenweite blau-grüne Flächen von Sisalhanfplantagen. Hinten in einer Senkung flimmert die Luft über dem sonnenbeschienenen Wellblechdach der Fabrik; dem hochragenden eisernen Schornstein entquellen Wolken aschgrauen Rauches. Auf einen Moment leuchtet aus dem hellen Grün von Kautschukbäumen das rote Dach des Pflanzers-hauses. Von Tieren nichts zu sehen.

Es ist Mittag geworden. Vor mir am äußersten Ende des Gesichtskreises steigt aus der grünen Ebene das wuchtige dunkle Massiv der Uguruberge in

den blauen Aether. Wie ein gigantischer Block, düster trozig in seiner steinigen Nacktheit, wächst es empor aus der Masse von Immergrün. Wallende Wolken krauen an seinen Abhängen und verhüllen die scharfsadigen, vielfach zerrissenen Kämme. Beim Näherkommen fühle ich einen erfrischenden Hauch von der Höhe wehen. Noch eine Kurve, da liegt, hingebettet an der Talsohle, hier und dort mutig hinaufkletternd an den kühlen braunsfelsigen Bergen, das kleine Städtchen Morogoro, die erste größere Etappe auf dem langen Wege zum See.

Hier hat der Reisende zwanzig Minuten Zeit zu einer kräftigen Mittagsmahlzeit, dann gehts weiter, der wildreichen Mfatta-Steppe entgegen.

Fauchend und pufend qualte sich die Lokomotive die Anhöhe hinauf, Sprühfontainen brennender Funken schießen aus dem Schornstein, ergießen sich niedersinkend ins ausgetrocknete Gras, und entfachen lustige Feuerchen. Nechzend hält der Zug auf der Höhe von Masimbu, kurzes Verschnaufen, dann stürzt er sich in ungewöhnlicher Eile hinunter in die Steppe.

Die Sonne ist im Untergehen; schräg fallen ihre langen Strahlen durch die welken, spröden Blätter der düsteren Dumpalmen, gleiten mit rötlichem Schein über trockene Sträucher und dürres Gras. Eine grüne Laubkette windet sich durch das kahle Gellb: die grünen Ufer des Mfattaflusses, der berufen ist, dormaligst die weite verschmachtende Graswüste mit befruchtendem Raß zu beleben.

Hier erst beginnt die thypisch afrikanische Fauna. Unter den schattigen Zweigen eines Leberwurstbaumes steht still sinnend ein Marabu, den langen Schnabel an die weiße Brust gedrückt, die Augen nachdenklich zur Erde gerichtet; das schwierige Bewässerungsproblem scheint sein Denken voll und ganz in Anspruch zu nehmen, denn er überhört das Vorbeirattern des Zuges und steht unbeweglich. Stören wir den Philosophen nicht, seine Aufgabe ist nicht leicht. Richten wir lieber den Blick nach links. Dort, rechts von dem breitästigen Affenbrotbaum, sehen wir sechs ragende Säulen sich scharf abheben von der Purpurwand des westlichen Himmels. Lesende Giraffen, die dem funkenstiebenden Zuge mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als der kühle Marabu. Uer jetzt wirds lebendig ringsum. Zebras und Gnus richten die Köpfe hoch und winden, machen kehrt und galoppieren davon. Aber schon stehen sie wieder, äugen unschlüssig herüber, sehen sich wieder in Trab, kommen heran und folgen dem wachhaltenden Giraffenbullen, der vorsichtig in den lichten Steppenbusch wechselt. Später, auf der einsamen Station Mfatta, erzählt mir der Bahnmeister eine rührende Geschichte mit bitterem Nachgeschmack: „Sehen Sie, sagte er, bis vor kurzem konnte ich mich allmorgendlich erfreuen an dem reizenden Anblick des Familienlebens der Tiere. Die Giraffenkuh hatte ein niedliches Kälbchen bei sich und äste arglos fast unter meiner Veranda. Da kommt eines Tages der dicke Sultan Kingo von Morogoro hier durch. Er sieht das liebliche Bild, greift zu seinem Vorderlader und — das Kälbchen lag zuckend im Grase. Ein leckerer Braten, meinte er, die Alte war mir zu zäh. Da haben Sie einen kleinen Beitrag zum „Eingeboreneneschutz“. Vor uns Europäern, die schon Ethik und Freude an der Natur abhalten würden, solch Idyll zu vernichten, wird die Giraffe durch Gesetz noch besonders geschützt, aber solch dicker schwarzer Kerl darf ungestraft darauflosknallen.“



Löwenbaby.

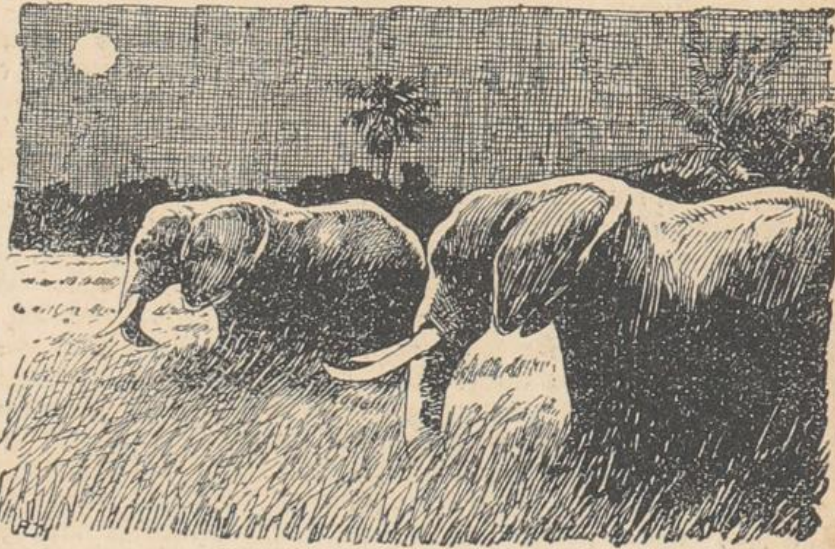
„Sie hätten ihm wenigstens ein paar in die Fr... hauen sollen“, entgegnete ich mit der afrikanischen Derbheit des erbitterten Tier- und Naturfreundes und schwang mich verstimmt auf den eben in die Nacht hinausfahrenden Zug.

Am anderen Morgen befinde ich mich auf historischem Boden zwischen den Bergen von Munisagara, jenem denkwürdigen Flecken, der als die Schmiede von Deutsch-Afrika bezeichnet werden darf. Denn hier hat am 4. Dezember 1884

Dr. Peters den ersten ostafrikanischen Freundschafts- und Landvertrag mit dem Sultan von Ujagara abgeschlossen. Hier, auf hochragendem Fels, müßte das Denkmal des kühnen Mannes stehen, der, selber ein Fels in der ihn umbrandenden Mißgunst, mit heroischem Mut und unter Leiden und Entsaugungen, deren Erduldung nur glühender Patriotismus möglich machte, hier den Grund legte zum jetzigen deutschen Kolonialreich Ostafrika.

Der Zug saust in gerader Richtung durch meilenweiten Urwald. Von der Plattform aus beobachtete ich die zurückliegende Strecke. Ein braunroter Buschbock wechselt in toller Flucht übers Geleise. Schwärme von grünen Loris fliegen kreischend auf; zitronengelbe Webervögel weben emsig ihre hängenden Nester in der überragenden Krone einer einsamen Borassuspalme. Da huscht ein grau-grüner Schatten aus dem Unterholz. Mitten auf dem Geleise bleibt er stehen und macht Männchen.

Jetzt kann ich ihn definieren, ein alter Bavian ist, offenbar der Wachtmann der noch im Busch verborgenen Herde. Er zieht gemächlich auf die andere Seite und verschwindet im Gestrüpp. Nun wirds wieder lebendig. Im Gänsemarsch folgen seine Schützlinge, einige lassen sich mutig Zeit, dem rätselhaften ratternden Bierack nachzuschauen, andere stre-



ben in ängstlicher Eile dem schützenden Dunkel des Busches zu; zehn, zwanzig, sind schon hinüber, und immer noch ist die Kette nicht erschöpft.

Wir haben Dodoma passiert, haben das meilenweite Flachland der sandigen Ugogosteppe, die Sohle des ostafrikanischen Grabens, mit ihren zahllosen Affenbrotbäumen und den dürftigen Rinderheerden der Wagogo durchquert, haben auf den wenigen Dümpeln leuchtende Schwärme von weißen Kronenreihern, Wildgänsen, Flamingos und anderen Wasservögeln sich tummeln sehen, und schrauben uns nun in Serpentinien die andere Seite des Grabens wieder hinauf. Das unendliche farben- und formenprächtige Panorama der über 100 Kilometer breiten Grabensohle breitet sich aus vor dem rückwärts gewendeten Blick. Links, aus grünem Laubmeer, leuchten die weißen Häuser von Kilimatinde, mit seiner geschichtreichen Voma. Steilab fällt die Grabenwand, und schauernd sieht mein jeelisches Auge das Bild des Entsetzens, das Wirklichkeit würde, wenn hier eine Bodenlockerung, ein unbedeutender Schienendefekt den Zug aus der stählernen Bahn würfe.

Schwer atmend von der gewaltigen Anstrengung des Aufstiegs hält der Zug auf dem höchsten Punkte der Strecke bei Kilometer 600. Wir befinden uns ca. 1300 Meter über dem Meeresspiegel, europäische Kühle umfängt mich mit wohlthuender Frische. Die schwarzen Heizer und Bremsler vertauschen das lattunene Lendentuch mit dicken europäischen Anzügen und entzünden auf dem kleinen Bahnhofsvorplatz ein großes Holzfeuer, um das sie sich fröstelnd lagern. Die Nacht war kalt, Fenster- und Türriken meines Wagens verstopfte ich mit Tüchern, entzündete den zum Kochen mitgeführten Petroleumofen und wurde doch nicht warm unter der Wolldecke. Höhenluft und Jahreszeit (Juli, einer der afrikanischen Wintermonate), bewirkten einen Thermometerstand, der weit unter

dem Niveau der Küstentemperatur bleibt. Erst die Morgen Sonne des nächsten Tages taute die erstarrten Glieder langsam wieder auf. —

Wir schneiden mitten durch das düstere Massiv eines dichtverschlungenen Matschaka-Busches. Seine dornigen Wände treten zu beiden Seiten bis auf wenige Meter an den Schienenstrang heran und begleiten ihn in düsterer Einförmigkeit über fünfzig Kilometer weit. In seinem stacheligen, undurchdringlichen Dickicht vermag nur der Elefant zu hausen. Da sehe ich auch schon die nächtlichen Spuren des Dickhäuters. Eindrücke wie von schweren Viertonnen befinden sich in dem roten Lehm Boden längs der Bahn; in die schwarze Dornenwand des Busches hat das Gewicht des Riesen gähnende Oeffnungen gerissen, die seinen Weg verraten. Einige der eisernen Telegraphenmasten sind umgeworfen, oder pendeln in umstürzlerische Absicht an den gestrafften Drähten. Kurz vor Banjageja endlich verrät niedergetrampelter Busch das Ende des nächtlichen Ausfluges.

Immer noch rattert der Zug durch die farblose Monotonie. Kein grüner Laubstreifen, keine sonnige Lichtung, kein Baum, nirgends ein freundlicher Ton; hier hat die Natur mit dürftiger Palette gearbeitet.

Da, kurz vor Itigi, bleibt mit einem Schlage der Busch zurück. Dünnstämmiger Hochwald ist an seine Stelle getreten, eine weite Steppe, freundlich unterbrochen von lichten Schirmakazien, breitet sich aus. Polternd geht eine Wolke Perlhühner hoch, ein Antilopenrudel spritzt erschreckt auseinander, als der Zug plötzlich aus der schützenden Dornwand hervorbricht. Schwärme von Lachtauben fliegen auf, ein im Schlaf gestörter Schakal windet sich in geducktem Trabe eiligst durch die Gräser. Nun wechselt das Bild beständig. Steppe, Busch und Wald, dazu die frische Höhenluft, geben der Landschaft ein liebliches Gepräge, und gegen Abend bin ich in Tura, dem vorläufigen Ziel meiner Reise angelangt.

Lange vor Sonnenaufgang erhebe ich mich und trete mit Büchse und Laterne hinaus in den kalten Morgen. Einige hundert Meter zurück liegt im Busch versteckt die Wasserstelle, der nächste Tränkeplatz des Steppentwildes. Schneidender Wind segt über die Höhe, tauschweres Gestrüpp durchnäßt die dünne Khafikleidung. Eben stiehlt sich der erste Sonnenstrahl mit gelbem Schein durchs Laub, da seh ichs durch die Zweige blinken. Ringsum die Stille des Grabes. In leuchtender Klarheit liegt der See eingebettet zwischen mächtigen Blöcken von weißgrauem Granit. Enten und Wasserhühner tummeln sich auf der spiegelblanken Fläche. Reiher und Marabus umsäumen träumerisch die Ufer. Wie wohl wird es hier den im Küstenklima erschlafften Nerven! Hier, in der verborgenen Verschwiegenheit dieses lauschigen Idylls, umfängt mich der ganze Zauber afrikanischer Wildnis; Ich trete näher, ein mächtiger Wasserbock fährt hoch und segt stampfend davon. Zahlreiche Fahrten im festen schwarzen Uferstrand erzählen die Ereignisse der Nacht, reden von Zebras und Gnus, von Kudus und Schakalen, die das lebende Raß hierhergezogen und erquickt hat. Sie selbst sind längst wieder verschwunden, lagern oder stehen äsend im schützenden Dickicht des Busches. Für sie bin ich zu spät gekommen.

Doch ohne Beute will ich nicht heimkehren. Ich hebe die Büchse, schrill dröhnt der Knall durch die Stille, eine überraschte Ente zappelt im Wasser. Der Boh zuckt fröstelnd zurück vor dem kalten Bade; hilft nichts, er muß hinein, denn mein Proviant ist fast auf der Reige. Die höherstehende Sonne wird ihn wieder trocknen. Abermals ein Knall, die zweite Ente schwimmt auf dem Rücken.

Da, horch! Der glucksende Lockruf von Perlhühnern. Ich pirsche heran, oben auf der kahlen Kuppe eines Granitblockes späht der Hahn argwöhnisch übers Revier. Törichte Vermessenheit! Ich schäme mich fast, loszudrücken, denn da fehlt ja jede Romantik. Aber der lockende Braten weckt schmöden Materialismus, drum angelegt — da haben wir ihn.

Befriedigt trete ich den Rückzug an und schwelge im Vorgefühl des Genusses, wenn ich mir das opulente Frühstück vorstelle, das diesmal aus zarten Perlhühnerlebern bestehen wird. Auch der rauhe Afrikaner hat Stunden, wo er schmunzelnd den Reiz des europäischen Feinschmeckers erwachsen sieht!

Der Listige siegt.

Ein Kameruner Tiermärchen, auf Deutsch erzählt.

Von Marie Pauline Thorbede.

Der Laufkäfer und seine Frau saßen zusammen in ihrem Gehöft. Sie hatten gar nichts zu essen und litten großen Hunger. Endlich machte sich der Käfer auf, um draußen in der weiten Welt nach Nahrung zu suchen. Er kam an ein schönes Gehöft, das dem Hund gehörte; da waren große Acker mit Mais,



Hirse, Kassada und Süßkartoffeln, so daß dem Käfer das Herz im Leibe lachte. Er ging nach Haus zurück und sagte zu seiner Frau: „Der Hund hat viel zu essen, wir wollen zu ihm gehen und bei ihm wohnen; aber wenn wir zusammen kommen, wird er uns nicht aufnehmen, darum trage du mich auf dem Arm und sage, ich sei dein Kind.“ Gleich war die Frau bereit

dazu. „Ja, sagte sie, so wirds gehen.“ Sie schnitt ihrem Mann die Haare ab und salbte seinen Schädel mit Palmöl, so daß sein Kopf wie der eines kleinen Kindes aussah. Dann wickelte sie ihn in ein Tuch und nahm ihn auf den Rücken.

So ging sie zu dem Gehöft des Hundes, klopfte dort und sagte: „Seht mein Kind an, es ist erst drei Tage alt; ich habe großen Hunger, gebt mir zu essen, sonst sterbe ich, und mein Kind stirbt auch.“ Der Hund nickte freundlich und sprach: „Gut, du kannst hier bleiben, meine Frau soll dir Hirsemehl geben.“ Und er wies der Käferfrau eine Hütte in seinem Gehöft an.

Da saßen nun der Käfer und seine Frau und kochten das Hirsemehl zu einem dicken Kloß, und sobald es fertig war, fing der Mann an, gierig Brocken auf Brocken herunterzuschlingen. „iß nicht alles auf“, sagte die Frau, „sonst merkt der Hund, daß ich es nicht allein gegessen habe.“ Aber der Käfer aß doch alles und ließ nichts übrig.

Am andern Tag bat die Käferfrau den Hund wieder: „Gib mir zu essen“, und der Hund sagte: „Geh mit meiner Frau auf den Acker und hilf ihr bei der Arbeit, dann sollst du auch bei uns essen. Die Frau des Hundes hatte vor dem Fortgehen einen Topf voll gekochter Kassada-Wurzeln für ihren Mann ans Feuer gestellt, und die Käferfrau brachte ihren sorgfältig eingewickelten Mann und legte ihn neben das Feuer, wie man das mit kleinen Kindern macht. Als nun der Hund einmal wegging, kroch der Käfer leise heraus, aß alle Kassada auf und kroch rasch wieder in sein Tuch zurück. Als der Hund wiederkam und essen wollte, war der Topf leer. Der Hund schalt ein wenig auf seine Frau und setzte dann neue Kassada-Wurzeln zum Kochen aufs Feuer. Und wieder aß der Käfer alles auf, als der Hund einmal kurze Zeit hinausging. Sehr verwundert tat der Hund zum drittenmal Kassada in den Topf, und zum dritten Mal aß der Käfer es heimlich auf.

Als der Hund nun zum dritten Mal den leeren Topf vorfand, sah er sich in der Hütte um, wer ihm wohl sein Essen gestohlen haben könnte. Nur das Tuch, in dem der Käfer eingewickelt war, lag am Feuer. „Das ist ja ein merkwürdiges kleines Kind“, dachte der Hund, ging hin und schlug dem Käfer auf den Kopf. „Bä, hä“, machte der Käfer mit hoher Stimme wie ein ganz kleines Kind, aber der Hund nahm einen Stock und schlug noch einmal tüchtig drauf.

Da brüllte der Käfer mit seiner wahren Stimme „hu, hu“, und der Hund sagte lachend: „Jetzt habe ich dich gefaßt“ und prügelte ihn immer mehr.

Plötzlich hörte der Käfer auf zu schreien, machte sich ganz steif und bewegte sich nicht mehr. Der Hund erschrak, denn er glaubte, er hätte den Käfer totgeschlagen. Er drehte ihn hin und her, kitzelte ihn, begoß ihn mit kaltem Wasser und mit heißem Wasser. Aber der Käfer rührte sich nicht.

Als die Käferfrau nach Haus kam, weinte sie laut, nahm ihren Mann auf den Arm und trug ihn fort. Sobald sie aber eine Wegstunde vom Gehöft des Hundes entfernt waren, bewegte der Käfer sich plötzlich wieder, sprang auf die Erde und lief spornstreichs zu dem Hund zurück. Mit großem Geschrei drang er in das Haus ein und rief: „Du hast meinen Bruder totgeschlagen, ich bringe es vor den Richter!“

Da fürchteten der Hund und seine Frau sich sehr, heimlich machten sie sich fort und zogen in ein anderes Land. Das Käserpaar aber ergriff Besitz von dem verlassenen Gehöft und ließ sich an den Früchten der reichen Felder wohl sein.

Der kleine To Rombong.

Eine Kindererzählung aus der Südsee.

Von * * *



Ihr kennt sicher nicht den kleinen To Rombong? Natürlich nicht! Wie sollt ihr ihn auch kennen? Ihr seid ja noch nie auf den Bismarck-Inseln gewesen; ja, ich glaube, ihr wißt selbst kaum, wo die deutsche Südsee ist. Dann seht einmal in einem Atlas nach.

Ihr könnt auf der Karte von Australien suchen, oder auch auf dem Blatt, auf dem die deutschen Kolonien alle zusammengestellt sind. Denn ihr müßt doch wissen, wo der kleine To Rombong wohnt; dafür ist er doch ein zu liebes Kerlchen. Der kleine Mann wohnt auf einer gar schönen Insel. Da ist der Himmel stets blau und der dichte Bergwald stets grün. Da nicken die schönsten und zierlichsten Gräser und Blumen und schaukeln die schlanken Palmen ihre grau-grünen Häupter im sanft kühlenden Seewind. Da ist das Meer so blau wie der Himmel, und die bunten Muscheln und schnellen Silberfische darin sind geradesoviele Sterne. Man bekommt Heimweh nach dem schönen Land, wenn man es einmal kennengelernt hat. Und ihr seid nun gewiß auch begierig, genau zu wissen, wo es liegt, zumal es ein deutsches Land war, und es, so Gott will, auch wieder werden wird, wenn es auch jetzt die Engländer besetzt halten.

Und ihr könnt die schöne Insel leicht finden auf der Karte, selbst sehr leicht. Ihr braucht nur die rechte Hand auf die Karte von Australien zu legen und mit dem Zeigefinger von links nach rechts über die Linie zu fahren, die mit einer Null bezeichnet ist, oder an der auch wohl das Wort „Aequator“ steht. Aber schön langsam müßt ihr es tun, denn ihr müßt nicht nur auf den Finger achten, sondern auch noch auf das Mäuschen der gleichen Hand sehen. Wenn nämlich das Mäuschen eurer Hand nur noch so eben auf der rechten Ecke der großen Insel Australien liegt, dann seid ihr mit dem Zeigefinger in der deutschen Südsee. Und wenn ihr dann mit dem Finger nur ein klein wenig herunterfährt, genau auf dem Strich, an dem oben und unten die Zahl 150 steht, dann seid ihr mitten unter den Bismarck-Inseln. Und da ist auch der kleine Rombong zuhause. Auf der großen Insel Neupommern wohnt er, oben am Meer, wo der Name Rabaul steht oder Herbertshöhe.

Da schläft er bei Vater und Mutter nachts in der kleinen Hütte aus Bambusrohr und Gras. Er hat keine Wiege und auch kein Bettchen; er schläft stets auf der Erde, in der warmen Nische neben dem Feuer. Und den Tag über spielt er am Meer im Sande mit bunten Muscheln und glänzenden Steinchen. Wenn aber die Sonne gar zu arg sticht, setzt er sich in den Schatten der großen Bäume und vergnügt sich dort. Denn der kleine To Kombokong hat keinen Hut, und wenn er einmal in die Sonne hinausgehen will, legt er sich ein großes grünes Blatt auf den runden Krauskopf. Das hält die Sonne ab und kühlt noch dazu, ist also noch viel besser und auch billiger als der schönste Strohhut.

Ja, heiß ist es auf To Kombokongs Insel. Und wenn es hier in Deutschland so heiß wäre, brauchtet ihr niemals in die Schule, da hättet ihr jedesmal hitzefrei. To Kombokong geht auch nicht in die Schule, obwohl er schon sieben Jahre alt ist. Denn die nächste Schule ist zwei Stunden weit, beim Missionar. Und wenn sie auch gleich neben seines Vaters Hütte stände, er brauchte doch nicht hinein. Denn auf der schönen Insel müssen die Kinder noch nicht in die Schule, wie ihr hier in Deutschland; sie brauchen nur hinzugehen, wenn sie wollen. Ich glaube, ihr wäret auch gerne dort und würdet lieber mit dem kleinen To Kombokong Fangen und Verstecken spielen, als mit Tafel und Griffel zur Schule gehen. Aber To Kombokong spielt nicht gerne Fangen und Verstecken, denn er kann gar nicht gut laufen und ihr würdet ihn gleich haben. Denn das arme Kerlchen hat ganz krumme Beinchen, fast so krumm wie ein Bogen. Wenn ihr ihn sehen würdet, würdet ihr wohl recht über ihn lachen, denn es haben noch alle über ihn gelacht, die ihn sahen. Die Mutter hat ihn nämlich arg verwöhnt und ihn bislang stets noch auf ihrer Hüfte reiten lassen und so getragen, obwohl er doch eigentlich schon ein großer Junge ist, und längst schon selbst gehen könnte. Aber wenn die Mutter ihn nicht tragen will, so weint er, und strafen mag sie ihn nicht, weil er dann noch ungezogener wird. Da ist eure Mutter doch vernünftiger gewesen.

Weil nun To Kombokong nicht gut laufen kann, so kriecht er beim Spielen meist auf dem Boden herum. „Das darf er aber nicht!“ meint ihr, „er macht sich ja schmutzig und zerreiht seine Kleider!“ Gewiß, er macht sich wohl schmutzig, aber das ist bei ihm nicht so schlimm, wie bei euch. Denn seine Haut ist ja nicht weiß wie die eure, sondern sie ist von selbst schon schwarz; nicht ganz schwarz wie Ruß, sondern so schwarz ungefähr, wie eine nicht zu stark gebrannte Kaffeebohne. Da schadet es nicht viel, wenn Hände und Gesicht auch einmal etwas schwärzer werden, als sie eigentlich sein sollten. Und auf seine Kleider braucht er auch nicht viel achtzugeben. Die Höschen kann er nicht schmutzig machen, und auch nicht zerreißen, denn er hat gar keine an; und das kleine Hüfttuch, das ihm die Mutter vor langen Wochen einmal umgebunden hat, war damals schon schmutzig. Und Löcher waren auch schon darin, da ist es nicht so schlimm, wenn noch einige dazukommen. Die Mutter hat keine Seife zum Waschen und auch keinen Zwirn zum Nähen. Hat der kleine Mann sein Röckchen gar zu sehr zerrissen, so bekommt er ein anderes, ein altes vom Vater. Das ist noch schön genug für ihn.

Nun müßt ihr aber nicht meinen, daß der braune To Kombokong ein kleines Schmutzmännchen ist. Nein, das ist er nun doch nicht, obwohl er ein schmutziges Röckchen trägt und auf der Erde herumkriecht. Die Mutter wäscht ihn täglich gründlich im Meer. Und er hätte auch gar nichts dagegen, wenn sie ihn nur nicht manchmal mit Sand abscheuern würde. Sie hat ja keine Seife, und da hilft sie sich so. Das kratzt aber ein wenig, wie ihr euch leicht denken könnt, und darum geht der kleine Schelm nur ungern mit der Mutter an das Ufer. Wenn er aber allein im Wasser ist, dann sollt ihr ihn einmal sehen. Dann plantscht er, und spritzt und jaucht dazu, daß es nur so eine Freude ist. Und er hascht nach Fischen und sucht nach Krebsen und Muscheln und fürchtet sich gar nicht vor dem Wasser, wenn es auch einmal tief wird. Und ihr braucht

auch keine Angst zu haben, der lustige Schelm extrinkt nicht. Denn wenn er auch nicht gut laufen kann, so kann er doch schwimmen wie ein Fisch und tauchen wie eine Ente.

Also ein Schmutzmännchen ist To Rombong eigentlich doch nicht, er ist selbst eitel. Er macht sich gern schön, und oft sieht er stundenlang in eine kleine Spiegelscherbe, die er einmal am Strande gefunden hat. Und weil er findet, daß er doch ein schönes Kerlchen ist, will er sich noch schöner machen und fängt ernsthaft an, sich zu bemalen, wie es der Vater ja auch tut, wenn er zum Tanz gehen will. Und er macht sich mit feinem Kalk und Ocker rote und weiße Punkte und Striche ins Gesicht. Brust und Arme vergißt er auch nicht; die ziert er mit langen, weißen Linien, und die Knie und krummen Beinchen streicht er sorgfältig mit grellweißem Kalk an. Dann steckt er sich noch einige schöne rote Blüten hinter die Ohren und oben ins dicke Kraushaar, nimmt zwei bunte Grasbüschel in die Hand und ist so stolz wie nur einer. Wenn ich nur malen könnte, ich wollte euch dann einmal ein Bild von ihm zeigen; aber ich habe es nie gut gelernt.

Wenn ich nach dem Kriege aber wieder nach Neupommern komme, will ich doch versuchen, ob ich nicht ein buntes Bild von ihm zustande bekomme. Sonst schicke ich euch wenigstens seine Photographie. Oder noch besser, ihr macht selbst, daß ihr schnell groß werdet, und lernt tüchtig, daß ihr draußen in der Welt auch einmal etwas Tüchtiges leisten könnt. Und dann fahrt ihr auf einem großen deutschen Schiff in die dann wieder deutsche Südsee. Und wenn ihr dann den To Rombong seht, dann grüßt ihr ihn von mir und sagt ihm, er sei euch schon lange bekannt, ich hätte euch von ihm erzählt.

Landesrat 1909.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Neuamnis bei Windhuk, zu Pfingsten 1910.

Wenn ich die Anasberge dort vor mir in ihrer Abendpracht malen könnte, wer zu Hause würde mir glauben, daß es so leuchtende Schönheit in Südwestafrika gibt! Wer immer das Land öde schildert, der kennt es nicht — und wer über die Menschen hier aburteilt, der sollte auch erst sehen, was sie fertig bringen. Unser Landesrat hat getagt, der erste, den Südwest erlebt hat. Man war ängstlich mit dieser Einrichtung gewesen, weil die Herren oben noch kein richtiges Vertrauen zu dem Gefühl der Landesvertreter für ihre Verantwortlichkeit hatten. Das war überflüssig. Ich habe alle Tage dabeigesessen und mir gesagt: So also sieht der Anfang aus für den Aufbau unseres zukünftigen kolonialen Charakters! In den Sitzungsprotokollen dieses kleinen Parlaments wird man später einmal blättern, wenn ein Bild unserer überseeisch-nationalen Entwicklung gezeichnet werden soll.

Wie freue ich mich, gerade die Anfänge des neuen Südwestafrika zu erleben, nachdem ich das Ende des alten erlebt habe! Ich sehe, wie aus engen, schwierigen Anfängen ein neuer und kräftiger deutscher Typ entsteht. Das größte moralische Aktivum der Kolonisten hier ist ihre Liebe zum Lande. Wie spröde, wie abschreckend selbst kann dieses Stück afrikanischer Natur sich dem Ankömmling zeigen! Kein Wunder, wenn bei manchem das Urteil über die Kolonie



August Lüderitz.

Natur sich dem Ankömmling zeigen! Kein Wunder, wenn bei manchem das Urteil über die Kolonie

bis zuletzt ein Vorurteil bleibt. Er gibt seine mißvergnügte Gastrolle und schüttelt am Ende den Staub von seinen Füßen — aber derer, bei denen aus Arbeit und Erfolg, aus der herben und doch festhaltenden Art unseres Bodens, die rechte Liebe zu ihm hervorwächst, sind doch viel mehr.

Morgen muß ich wieder hinunter zur Küste. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, wo man vom Dranjeßfluß bis zur Stojchapfanne reiten und, wenn man will, jede Nacht unter einem Dache schlafen kann. Für mich, wenn ich wiederkomme, wird es die richtige Begrüßung mit Südwest doch immer erst gewesen sein, wenn ich mich die erste Nacht auf die Felldecke unter dem Dornbusch gestreckt habe, die afrikanische Sternenvelt über mir und den Sattel als Kopfkissen. Wie ich diese Natur liebe! Ich bin hierhergeritten, um noch einmal zum Abschied von der Höhe bei Nebuamis das Auasgebirge im Feuer des Sonnenunterganges zu sehen. Erst kommt ein gelbrot brennendes Vorlicht, und dann ergießt sich eine Welle von violettrottem Purpur über die ganze Länge der Bergmauer: ein so unbeschreibliches Schauspiel, daß kein Versuch imstande ist, es zu schildern. Es dauert nur wenige Minuten, die Zeit, wo die Sonne sich anschickt, unter den Horizont zu tauchen. Wenn es zu Ende geht, so dunkeln die blauen Schatten zwischen den rotbestrahlten Hängen immer tiefer, und mit dem Augenblick, wo der letzte Sonnenstrahl verschwindet, tönt plötzlich das ganze Bild sich fahl und rückt gleichsam ein Stück in die Ferne.

Dies ist nun schon das zweite Mal, daß ich nach meinem ersten Abschied, Ende 1906, wiedergekommen bin. Es wird lange nicht das letzte Mal sein, denn ich kann mir keine Wendung in meinem Leben denken, bei der meine Anhänglichkeit an dieses Land schwände. Hier habe ich zum ersten Mal Heimatsgefühl gewonnen. Im baltischen Land bin ich geboren und aufgewachsen, in Südwestafrika habe ich eigene Arbeit an einem werdenden Stück neuen Deutschland tun können.

Warum ich nach mehr als drei Jahren fortging? Weil ich nicht verstehe, meine eigenen Gedanken schlafen zu lassen, wenn man statt ihrer bloße Referatsverwaltung von mir verlangt. Darum fand man, ich taue nicht als Beamter. Möglich, daß man damit recht hatte. Aber wo man mich nicht so brauchen kann, wie ich bin, da kann ich keine ehrliche und gute Arbeit tun. Leb wohl, Windhof, leb wohl, Gebirge, lebt wohl, ihr Farben — bald bin ich wieder bei euch, ihr leuchtet über festgegründeter deutscher Zukunft, an der ich mitschuf!

(Aus dem „Weltpolitischen Wanderbuch, Verlag Karl Robert Langewiesche.)

Vae victis!

Von Wilhelm Lennemann.

Ihr wähtet uns zu zermürben
Mit Hunger, Elend und Not,
Wir trugen und wir lachen
Und säen das schwarze Brot.

Wir pflügen und schärfen die
Schwerverter:
Eisen wider den Spott!
Wir glauben an unsere Rohre
Und an den deutschen Gott.

Euer Grimm an Gräben und Wällen
Verblutet und zerbricht;
Sie Gott und das deutsche Eisen!
Die halten ein gut Gericht.

Und einmal reißt die Stunde,
Da werfen mit hartem Zorn
Wir in die Wage des Friedens
— Vae victis! — das Schwert und das
Korn.

(Aus dem „Berliner Lokalanzeiger“ vom 27. 2. 16.)

Groß-Friedrichsburg.

Von Chr. Voigt.

Von jeher haben andere Nationen unserem Vaterlande den Besitz eigener Kolonien mißgönnt. Die Geschichte unserer kolonialen Bestrebungen mit ihren steten Zwiespältigkeiten und Kämpfen von der Zeit der Welfen bis zur Gegenwart zeitigt für uns die bittere Lehre, auf wie wenig Entgegenkommen unser friedlicher Wettbewerb bei den übrigen Seemächten zu rechnen hat. Schon der Große Kurfürst mußte den Widerstand Hollands gegen seine kolonialen Pläne erfahren, desselben Landes, dem er in der Not gegen Ludwig XIV. bundestreuen Beistand geleistet. Unbeirrt setzte er indes mit einer Tatkraft, die seinen Plänen zunächst Erfüllung brachte, seine Absicht durch, in Westafrika Siedlungen zu schaffen. War auch diesem ersten Versuch ein nachhaltiger Erfolg verjagt, so lohnt es doch, ihn heute in die Erinnerung zurückzurufen, denn er schuf dem kleinen Brandenburg unmittelbaren Ueberseehandel und eröffnete ihm damit den Zutritt zum Weltmeer. Da aber dem kühnen Vorstoß die rückwärtigen Verbindungen, der Rückhalt am Mutterlande fehlte, so gebrach es an folgerichtiger Weiterführung. Die stolze Flotten- und Kolonialschöpfung siechte dahin, und mit dem Verkauf der Kolonien im Jahre 1717 senkte sich der Vorhang über dem deutschen Groß-Friedrichsburg.

So schwerwiegende Gedanken hatten allerdings nicht Raum in den frischen wagemutigen Seelen, die — es war im Sommer 1682 — auf den stolzen Schiffen „Chur-Prinz“ und „Mohr“ mit Vollzeug über die blauen Fluten des Atlantischen Ozeans der Goldküste zustrebten. Galt es doch, dort Fuß zu fassen, im Machtbereich der „Mynheers“, die jedes fremde Handelsschiff als Schmuggler behandelten, wenn es sich den strengen Vorschriften der Holländisch-Westindischen Kompagnie nicht bedingungslos unterwarf. Auch unseren Brandenburgern hatten die Holländer eine ähnliche Behandlung zugebracht. Ihr Führer, der Major Otto Friedrich v. d. Gröben, war aber nicht der Mann, solche Zumutung ruhig über sich ergehen zu lassen. Das war trotz seines Titels „Kammerjunker“ kein Höfling, der auf dem Parkett zu Hause ist, sondern ein welterfahrener Mann, der sich den Wind um die Nase wehen lassen und das Ausland kannte wie nur einer. Mit den Seeräubern von Tripolis hatte er auf den Galeeren des Malteserordens sich im Mittelmeer in mehr als einem blutigen Strauß herumgeschlagen und ehrenvolle Wunden davongetragen. Als er nach mehrjähriger Abwesenheit zurückkehrte und dem Kurfürsten Bericht abstattete, da erkannte Friedrich Wilhelm in ihm die geeignete Persönlichkeit, der er die verantwortungsvolle Leitung der Guineaexpedition anvertrauen konnte. Gröbens Auftrag lautete dahin, den schon früher abgeschlossenen Vertrag mit den Negerhäuptionen zu erneuern und das zum Bau eines Forts erforderliche Material hinauszuschaffen.

Raum hatten die „Mynheers“ Gröbens Anwesenheit an der Goldküste bemerkt, da legten sie gegen seine Absicht häuslicher Niederlassung feierlich Verwahrung ein. Da aber Gröben von papierenen Protesten nichts hielt, so führte er nicht nur seinen Auftrag zu gutem Ende, sondern verstand es auch, sich persönlich die Wohlgenieghkeit der Holländer zu sichern, freilich ohne damit ihre grundsätzliche Abneigung gegen die brandenburgische Kolonisationsidee beeinflussen zu können. Am Dreispitzenkap auf dem Berge Mamfro, den er in den „Großen Friedrichsberg“ umtaufte, hißte er am 1. Januar 1683 mit Pauken und Flöten die weiße Flagge mit dem roten Nar und ergriff damit vom Küstenstrich Besitz, in wohlgesicherten, mit den Negerhäuptionen feierlich abgeschlossenen Verträgen. Unverzüglich begann er mit dem Bau des Forts Groß-Friedrichsburg, der ersten und größten der westafrikanischen Befestigungen. Die Kolonie und ihr Handelsverkehr entwickelten sich in der Folge recht erfreulich. Hatte doch schon der „Mohr“, auf dem Gröben nach Hause gefahren war, außer Staubgold

über zehntausend Elefantenzähne heimgebracht. Neue Forts kamen hinzu, Bei Nueda die Dorotheenschanze in Dreiecksform, das kleine Fort Sophie Luise, Tacarary und Fort Arguin auf der öden Sandinsel gleichen Namens beim Weißen Vorgebirge (Kap Blanco). Dieses Fort hatte halbrunde Gestalt und lag hoch am Strande. Groß-Friedrichsburg dagegen war auf der Kruppe des Mamfrobirges in Viereckform mit vier spitzausfallenden Bastionen gebaut und mit etwa 40 Geschützen bestückt. Um alle diese Plätze entspannen sich mehr oder minder harte Kämpfe, und wer die Geschichte der Kolonien verfolgt, liest mit Spannung und Teilnahme von den Taten jener Männer, die auf verlorenem Posten ihre Treue zu Brandenburg-Preußen mit bewundernswerter Ausdauer betätigt haben. Selbst nach der offiziellen Abtretung der Kolonien brauchten die Holländer noch acht Jahre, ehe sie den Widerstand des im Besitz von Groß-Friedrichsburg befindlichen Häuptlings zu brechen vermochten.

Heute liegt die altberühmte Feste in Trümmern, und unsere Gedanken schweifen gern über Meer und Land hinüber zu ihr hin. Wie ihre Mauern, so haben auch ihre Geschütze dem vernichtenden Einwirken der Zeit getrotzt, und wir besitzen heute in einer ganzen Anzahl der alten Rohre bedeutungsvolle Erinnerungsstücke, deren Auslieferung König Georg V. von England dem Wunsche Kaiser Wilhelms II. folgend, verfügt hatte.

Gröben, der Friedrich Wilhelms Pläne so tatkräftig durchgeführt, hat die Geschichte seines Seezuges in einem dickeibigen, recht lesenswerten Werke, betitelt „Orientalische Reisebeschreibung“ veröffentlicht, das 1694 im Druck erschien. Den die Gründung von Groß-Friedrichsburg behandelnden Abschnitt des Buches hat der Inselverlag zu Leipzig in wohlfeiler Ausgabe neu herausgegeben. Wer also mit dem belangreichen Stoffe sich näher befassen will, dem sei das Büchlein „Guineische Reisebeschreibung“ bestens empfohlen. Unsere Jugend wird ja noch heute mit Vorliebe auf die altklassischen Vorbilder bewährten Heldentaten hingewiesen; aber unsere vaterländische Geschichte ist an solchen ebenfalls nicht arm, nicht nur in allerneuester Zeit; und unser Gröben ist einer von den deutschen Männern im Dienste unseres Kolonialwesens, zu denen wir mit Achtung und Anerkennung emporblicken dürfen.

Zur See, mein Volk!

Von Fritz Bley.

Laßt nur im Topp die fremden Flaggen wehen,
die Tricolore und den Union-Jack;
laßt unter Sternen sich die Streifen blähen:
Glück zu der Fahrt; mich bringt Ihr nicht vom Fleck!
Nur eine Flagge ist es, die ich preise
und der ich diene treu bis in den Tod;
sie fährt mein Schiff auf sturmdurchbebter Reise,
des Vaterlandes Flagge, schwarz-weiß-rot!

Wo ist dies Vaterland? Nie ausgesungen
wird dieses Lied, bis auf dem Erdenrund
die deutsche Art sich endlich durchgerungen
und hoch in Ehren stets Alldeutschlands Bund.
Vom Feuerlande bis zu den Huronen,
vom Tafelsberge bis zum Nordlandstein:
wo immer auf der Erde Deutsche wohnen,
da soll mit ihnen auch die Heimat sein!

Zu enge längst ward von dem Fels zum Meere
daheim der Sitz für unsre Redenart.
Darum zur See, mein Volk, mit blanker Wehre;
zur See, die Dir zum ew'gen Erbe ward!
Wild donnert sie an Deiner Wasserlante
und lockt hinaus Dich in den Völkerstrauß,
der um die Erde Machtbesitz entbrannte.
Zur See, mein Volk, zur See, Bölddampf voraus!

Willst Du nach alldem, was Du erfahren
ein Ballast für die Weltgeschichte sein,
indessen höhniß sich in wenigen Jahren
der Briten stecht die weite Erde ein?
Ja, wahnst Du in den alten engen Grenzen
gesichert Dir den kläglichen Bestand,
wenn über See mit Deinen Ruhmeskränzen
der Briten Dir den Machtbesitz entwand?

Zur See, mein Volk; sie ist die Wunderquelle,
daraus Dir stark die Jugendkraft erblüht!
Von neuen Zielen singt Dir jede Welle,
die frisch mit salz'gem Schaume Dich umsprüht;
von neuer Arbeit, neuem Geistesringen,
von neuem Wagnis, neuem Ehrentod,
von neuem Glücke, neuem Aufwärtsdringen
aus der Verzagttheit ewig-dumpfer Not!

Mein Volk, wenn Deine Söhne einig wären .
und ihres stolzen Zieles sich bewußt,
so schmückte mit dem Kranz der höchsten Ehren
die Weltgeschichte Deine Siegerbrust.
Dein ist die Kraft, Du brauchst sie nur zu wollen;
mein Volk, sei stark und einig bis zum Tod!
Frisch auf zur See, Dich grüßt ihr Donnerrollen
und Deine Heldenflagge, schwarz-weiß-rot!

Dies Gedicht ist aus der zweiten Auflage von „Horridoh!“ des Verfassers entnommen. Verlag Egon Fleischel u. Co. Das Jahr der ersten Veröffentlichung ist 1896.

Ruf deutscher Ordensritter in Livland 1915/1916!

Wir sind mit euch, ihr Brüder, — Nun grüßt uns Waffenklirren,
Mit euch und eurem Tritt; Und hell Trompetenstoß;
Wir Toten kehren wieder, Und Schwert und Kugeln schwirren:
Wir Toten kämpfen mit! Der alte Kampf bricht los.

Wir haben allzulange Es ist ja eure Erde,
In finst'rer Gruft gestarrt, Die euer Fuß betritt!
Und müde schon und bange Und was einst war, das werde:
Auf euren Ruf geharrt. Wir Toten kämpfen mit!

Livland, — du viel umstritten
Und viel umworbene Braut, —
Du hast genug gelitten:
Dein Freiheitsmorgen graut!

Der Erste.

Humoristische Uebersee-Erzählung von **Georg Verlich**.

Fast überall, wohin er auf seinen Kreuz- und Quersfahrten gelangt war — sein unruhiges Blut hatte ihn noch nirgends seßhaft werden lassen — hatte er Landsleute angetroffen. Viele prächtige Menschen, die ihm offen und ehrlich entgegenkamen! Andere erkannte man nicht immer gleich. Manche wußten kaum selbst noch, daß sie Deutsche waren, und manche wußten es und wollten es nicht wissen; sie gaben sich in Sprache und Gepslogenheiten ganz als Einheimische oder sonst was. Es war ihm jedesmal ein grimmiger Spaß gewesen, den Firnis wegzukrazen. „Aber, alter Freund, reden Sie doch Deutsch! Man siehts Ihnen doch an der Nasenspitze an, daß Sie Deutscher sind, und wenn man es nicht sähe, hörte man es am Zungenschlag.“

Hier, in dem Kampfstädtchen am Uruguah, hauste aber anscheinend nicht mal ein verkappter und verummter Landsmann. Das wunderte ihn. Der Platz war ja ziemlich weltverloren und langweilig, aber schon seine Lage brachte ihm Vorteile und sicherte ihm eine Zukunft. Es gab tausend schlechtere, wo sich Deutsche niedergelassen hatten. Und, was ein untrüglich gutes Zeichen war: die Inhaber der „Stores“ oder Läden waren dem Namen nach durchweg Engländer oder Amerikaner. Daraus ließ sich ohne weiteres der Schluß ziehen, daß man an dem Orte sein Auskommen finden mußte.

Der Wirt, der einen nicht üblen, aber nur halbausgereiften Landwein schenkte, bestritt das allerdings entschieden. Es wäre ein verdamntes Hundeneß. Verhungern könnte man darin. Die Munizipalität taue nichts, und die meisten Bürger wären faule Tagediebe, die gern die großen Herren spielten und keinen Peso in der Tasche hätten. Nein, es sei gar nichts los.

Gustav Frese dankte. Ob denn noch niemals Deutsche das Städtchen aufgesucht und die Absicht geäußert hätten, dauernd zu bleiben?

Der Wirt dachte ein wenig nach. Auch der Fall habe sich schon ereignet. Aber wie gesagt — sie hätten bald eingesehen, daß sie am Hungertuch nagen müßten. Außerdem das Klima! Es sei ungesund in diesem Flachland! Fremde würden binnen kurzem vom Fieber befallen, einem sehr bösen Fieber. Drüben im brasilianischen Hochlande sei es gesünder. Und wenn er raten dürfte — —?

Frese dankte wieder. Aber so eilig hätte er es nicht. Wer, wie er, schon monatelang in Sümpfen und Urwäldern kampiert habe, der kenne auch das Fieber und fürchte sich nicht mehr davor.

Hier dächte es dem Deutschen, als drücke sich in dem gelben Spitzbubengesicht des Wirtes eine leichte Enttäuschung aus. Um so bereitwilliger schien dieser mit Ratschlägen aufzuwarten. Der Herr möge sich nur bei dem Doktor Warden erkundigen. Das sei ein sehr tüchtiger Arzt und großer Menschenfreund. Den englischen Doktor würde er doch auch brauchen, wenn das Fieber angeschlichen käme.

Frese hatte den Namen schon gehört oder an einem Türschild gelesen.

Es konnte ja nicht schaden, wenn er dem tüchtigen Arzte und großen Menschenfreund einmal einen Besuch abstattete, zunächst in seiner Eigenschaft als Menschenfreund.

Der Doktor wohnte in einem geräumigen Hause. Von dem Zimmer aus, in das Frese geführt wurde, sah man in den schattigen Hofgarten mit seinen Palmen- und Orangenbäumen und Blumenbeeten.

Ein glattrasierter, hagerer Fünziger war der Besitzer dieses kleinen Paradieses, zu dem jeder Einblick von der Straße her durch die schmucklosen, weißgetünchten Mauern verwehrt war.

Er zeigte sich von einer wohlwollenden Herablassung, als der Deutsche erklärte, er sei von dem Posadero an ihn verwiesen worden. Mit welchen Auskünften er denn dienen könne?

Frese setzte nun kurz auseinander, daß er Neigung hätte, ein Bürger des Städtchens zu werden. Er sei lange genug herumgewandert, dessen müde geworden und möchte am liebsten irgendwo ein Handelsgeschäft eröffnen. Dieser Ort scheine ihm schon durch seine günstige Lage an einem schiffbaren Ströme, am Berührungspunkte dreier Staaten, ungewöhnlich geeignet zu sein. Aber selbstverständlich könne er sich irren. Deshalb liege ihm viel an dem Rate eines Kenners der Verhältnisse.

Der Doktor nickte. „Sie sind ein Deutscher, und die Deutschen sind vorsichtige Leute. Dadurch bewahren sie sich vor Schaden.“

„Bringen sich aber auch um manchen Gewinn.“

Warden ließ den Einwand unbeachtet. „Leider kann ich Sie nicht ermutigen, hier Ihren Plan zu verwirklichen. Weder jetzt, noch in absehbarer Zeit würden Sie Ihre Mühe belohnt sehen. Der Handel lohnt nicht!“

„Aber hier sind doch englische und amerikanische Kaufleute!“

Doktor Warden betrachtete seine Fingerspitzen. „Einige wenige ja, und sie wären auch schon nicht mehr hier, wenn sie mit dem Weggange nicht ihr Anlagekapital einbüßen würden. Und“ — er dehnte die Worte — „es sind eben Engländer und Amerikaner.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, warum Sie das besonders betonen?“

Frese glaubte einen spöttischen Ausdruck in den Zügen seines Gegenübers zu bemerken.

„O, ich wollte es nicht betonen. Aber Sie sind in der Welt herumgekommen — nehmen Sie die Tatsachen!“

„Meinen Sie, daß Engländer und Amerikaner ein Vorrecht haben, oder daß ihnen ein Vorrecht gebührt?“

„Ich möchte Sie ja nur auf die Schwierigkeiten, mit denen Sie zu kämpfen haben werden, hinweisen“, erwiderte der Doktor ausweichend.

„Die schrecken mich nicht.“

„Ein praktischer Mann tut aber nichts, was zwecklos ist.“

„Danach wären die Engländer und Amerikaner hier auch unpraktische Männer?“

Der Doktor zuckte mit den Schultern. „Es handelt sich jetzt nur um Sie“, sagte er. Und mit einem prüfenden Blick: „Sie dürften auch in gesundheitlicher Beziehung nicht am richtigen Platze sein. Das Klima läßt viel zu wünschen; wir haben hier ein Fieber, dem nur sehr kräftige Naturen standhalten.“

„Darauf hat mich bereits der Wirt aufmerksam gemacht“, antwortete Frese. „Aber ich habe mich schon in berüchtigten Fiebergegenden aufgehalten und lebe noch.“

„Ihre Landsleute, die mich um Rat fragten, waren Belehrungen leichter zugänglich“, sagte der Doktor und es war einige Ungeduld in seiner Stimme. „Sie werden sich doch als einzelner Deutscher doch auch kaum behaglich in unserem Städtchen fühlen.“

„Das wäre meine geringste Sorge. Wer Anschluß sucht, kann ihn in der Regel auch haben, sogar unten im Feuerlande. Und ich werde voraussichtlich nicht lange der einzige Deutsche hier sein. Ich habe mehreren guten Freunden versprechen müssen, ihnen zu schreiben, wo ich mich zur Niederlassung entschließen würde. Sie werden bald nachkommen. Die Freunde werden ihrerseits wieder Freunde haben, und so weiter, und eines Tages wird eine stattliche Anzahl Deutscher beisammen sein.“

Warden rückte auf seinem Sitze hin und her. Er war sichtlich aufs unangenehmste berührt von dem, was ihm sein Gast gemütsruhig eröffnet hatte. „Ihre Freunde würden es Ihnen wenig Dank wissen“, meinte er. „Und Sie werden die Verantwortung für einen derartig folgenschweren Schritt nicht tragen wollen. Der Erste auf fremdem Boden hat auch die Pflicht gegen sich und gegen andere in noch höherem Grade, keinen Sprung ins Dunkle zu wagen und niemand dazu zu verleiten.“

„Sehr wahr, Herr Doktor! Aber man soll auch keine allzu große Ehen davor haben, ins Dunkle zu springen, weil man vielleicht jemand auf die Füße springen könnte. Denn der Jemand hat den Sprung ja auch einmal gewagt.“ — Und Frese empfahl sich.

Als er das Haus des Menschenfreundes verlassen hatte und durch die Straßen des Städtchens schlenderte, kamen sie ihm schon ganz vertraut vor. Er war kein Fremder mehr, kein Unbekannter, Gleichgültiger.

Er war ja der Erste! Der erste Deutsche! Man fürchtete ihn, den Mitbewerber.

Süße, saftige Trauben mußten hier zu pflücken sein. Ein Fuchs hatte sie ihm im Interesse seiner Sippe als sauer geschildert, damit er davon ablassen sollte.

Er mußte lachen, als er sich vergegenwärtigte, wie des Doktors Gesicht in der That dem eines Fuchses immer ähnlicher geworden war, der List um List aufbietet, um sein Ziel zu erreichen, und sieht, daß man ihn durchschaut hat und daß seine Mühe vergeblich ist.

Der Erste mußte ferngehalten werden, der Erste, der andere nach sich zog. Sie wollten alles für sich allein haben, die lieben Vettern. Mit List oder mit Gewalt. Aber er war gewohnt, auf der Hut zu sein. — —

Am nächsten Morgen mußte er noch herzhafter lachen.

Der Posadero näherte sich ihm mit geheimnisvoller Miene.

„Senor, heute nachmittag wird der Dampfer kommen, der den Uruguay und Ibicubiy hinauffährt. Soll ich einen Platz für Sie belegen lassen?“

Frese schüttelte den Kopf.

„Senor könnten sehr billig reisen. Ich kenne den Kapitän und — —“

Der Deutsche blickte ihm durchdringend in die Augen. „Ein sonderbarer Wirt, der einen Gast, der gut bezahlt, zur beschleunigten Abreise zu bestimmen sucht. Was hat man Euch denn dafür versprochen? Was zahlt man dafür und wer?“

„Aber Senor — —!“

„Zehn Pesos, wenn Ihr die Wahrheit sagt, die ich übrigens schon kenne! Der Doktor Warden und Genossen stehen dahinter! Ihr schweigt? Nun, keine Antwort ist auch eine. Und immer habt Ihr die Deutschen so hübsch aus dem Wege gebracht, wie Ihr es bei mir versucht habt?“

„Nicht für zehn, für hundert Pesos!“ stotterte der Wirt. „Es war doch mitzunehmen.“

„Tut mir leid, daß ich Euch um den Verdienst bringen muß. Ich bleibe! Bestellt das Euren Auftragebern nur, und vergeßt nicht, hinzuzufügen, daß der erste Deutsche dafür sorgen wird, daß es sehr bald mehr sein werden.“



Von Sebdoou nach Laghouat.

Von Rudolf Herzog.

(Um Nachdruck wird gebeten!)

Eine blutige Spur läuft rot durch den Sand,
Durch die weite Wüste ein purpurn Geleis.
Kein Regenstrom löscht das rotrieselnde Band,
Keine Sonne so heiß, sie brennt es nicht weiß.
Und Meilen und Meilen, viel hundert an Zahl,
Zieht die Blutspur der Leiden, die Blutspur der Scham;
Schleppt quer durch Nordafrika deutsche Qual
Das Kreuz der Gefangenen flügelahm.

Steh' mir Gespenst! Steh', Wahngesicht!
Und der Zug wankt weiter bei Peitschengefeg.
Und das rieselnde Blut im Sande schwillt,
Und bleichende Knochen weisen den Weg,
Und irre Schreie aus Frauenmund,
Der einst sich nur wölbte zum Liebestuß,
Und Greisenweinen, so wund, so wund,
Und ein Mann bäumt auf, und die Peitsche macht Schluß.

Das ist kein Lug und kein teuflischer Traum!
Von Menschengehirn wär's erdacht und belacht!
Und der Himmel hat Licht, und die Erde hat Raum
Für dies Menschengetier, das zum Henker sich macht?
Für dies Farbgemisch, das Franzosen sich fühlt,
Wenn fern es den Fäusten im deutschen Gefecht?
An schwertlosen Männern das Mütchen kühl,
An Greisen und Frau'n — O du Heldengeschlecht!

Und ein Lied flattert auf — und verflattert matt . . . !
„O Deutschland, Deutschland, wie liegst du so weit.
Wir schleppen von Sebdoou nach Laghouat
Durch der Wüste Brand unser grenzenlos Leid.
Zerfetzt hängt die Haut von Hand und Fuß,
Wir strichen die Ziegel, wir brachen den Stein,
Wir schürften im Stollen in Staub und Grus.
O Deutschland, wann wirst du bei uns sein.“ . . .

Hört ihr das Lied? In der Heimat ihr!
Hört schärfer! Sterbende singen leis,
Und Scham stammelt scheu, und flüsternd schier
Lallt das Lied von Lippen fieberheiß.
Hört schärfer! Es darf euch kein Ton entgehn.
Wo sind sie, die milde mit Palmen nur nah'n
Und säufeln und kräufeln? Wie Sturm soll es weh'n:
Auge um Auge — Zahn um Zahn!

Auge um Auge, Zahn um Zahn,
Und nicht Gnade dem Feind, der zum Schinder sank.
Es gleißnert der Wüste endlose Bahn,
Die grinsend das Blut der Gefolterten trank.
Sie wandern und wandern in schwankenden Reih'n,
Und „Deutschland“ . . . klagt's, wenn der Tod sie hat.
Mit Hämmern haut in die Stirn euch ein
Die Worte: Sebdoou und Laghouat!!!



Deutsche Volksgenossen in Rußland.

Von Dr. Otto Goebel.

Die Anfänge des Deutschtums in Rußland gehen in das Mittelalter zurück. Unternehmende Leute, Soldaten, Aerzte, Handwerker, kamen schon früh an den russischen Hof. Stark wurde dieser Zustrom aber erst seit den Zeiten Peters des Großen. Viele Familien Rußlands mit deutschen Namen gehen auf jene Zeiten zurück.

Die Gründung der ersten geschlossenen bäuerlichen Kolonien fiel in die Zeit um 1760. Die deutschen Bauern sind nicht von selber auf den Gedanken gekommen, in die unbekanntten Weiten des fremdartigen Ostens zu ziehen. Rußland, auf dessen Thron damals Katharine II., die deutsche Prinzessin, saß, warb vielmehr um ihre Zuwanderung zur Erschließung der neugewonnenen Grenzgebiete an der Wolga. Die Regierung versprach den Zuwandernden weitgehende Vorrechte, die Achtung ihrer Sitten, ihrer Sprache und Religion.

Kein Wunder, daß der Ruf in allen Teilen des nach vielen Kriegstürmen verarmten Deutschlands Widerhall fand. Aus dem Norden, Süden und Westen Deutschlands strömten die Einwanderer über die Grenze. Die meisten wurden in den heutigen Provinzen Saratow und Samara an der Wolga angesiedelt. Evangelische und Katholiken ließen sich in getrennten Dörfern nieder; erstere waren in der Mehrzahl. Kleine Kolonistengruppen siedelte man auch bei Petersburg und an einigen anderen Stellen des Reichs an.

Es war keine leichte Arbeit, die sich der Entschließung des Neulandes entgegenstellte. Jenseits der Wolga dehnten sich die Steppen räuberischer Nomaden, die Verkehrswege waren unerschlossen, ein Absatz der Feldfrüchte so gut wie unmöglich. Aber die Zähigkeit der deutschen Art setzte sich durch. Die Zahl der Menschen wuchs; neue Dörfer entstanden. Vom Ufer der Wolga weg schob sich die bäuerliche Kolonisation immer weiter nach Osten in die Kirgisensteppe hinein. Später kamen schlechtere Zeiten. Die Kolonisten an der Wolga machten den großen Fehler, sich der russischen Sitte gemeinsamen Landbesitzes anzuschließen und nahmen damit dem Einzelnen den Ansporn, den volles Eigentum an Land gibt. Für die große Vermehrung der Menschen war das Land zu eng geworden, durch den Gemeindebesitz ungenügend bearbeitet. Die Folge waren Auswanderungen nach Sibirien. Ein Teil der Kolonistenöhne ging auch in den Handwerker- und Arbeiterschichten der russischen Städte auf. Daneben begann eine Wiederauswanderung, z. B. nach Brasilien und Kanada. Bei Beginn des 20. Jahrhunderts betrug die Zahl der Deutschen in den Provinzen Samara und Saratow 400 000 Köpfe.

Nach der Besiedelung der Wolgauer trat eine längere Pause in der Kolonisation russischer Gebiete durch deutsche Bauern ein, bis Alexander der Erste um die Wende des 19. Jahrhunderts aufs neue die Werbetrommel rühren ließ. Die russische Regierung wollte die im Süden gewonnenen Steppengebiete, die Krim und die Küsten des Schwarzen Meeres, in ähnlicher Weise wie früher die Steppen des Ostens erschließen. Von 1805 an entstanden die Kolonien in den Provinzen Bessarabien, Cherson, Taurien, Jekaterinoslaw, Charkow und im Gebiet der Donischen Kosaken. Sie entwickelten sich zu den blühendsten des ganzen Reichs. Sie machten nicht die Fehler des Gemeindebesitzes und der Teilung, sondern hielten am geschlossenen Hofübergang fest. Einzelne Kolonisten kamen zu großem Reichtum und ausgedehntem Landbesitz, vor allem die Schafzüchter. Um 1820 war der Zustrom auch in diesen Gebieten zu Ende, abgesehen von einzelnen Nachzügeln, die auf eigene Faust kamen. Im ganzen stieg die deutsche Bevölkerung Südrusslands auf ebenfalls 400 000.

Eine kleine Gruppe deutscher Kolonisten, namentlich Weinbauern aus Württemberg, wandte sich später in den Kaukasus, wo sich in Giskaukasien und Transkaukasien gegen 50 000 Deutsche niederließen.

Ganz anders als in dieser von der russischen Regierung ins Leben gerufenen Kolonisation an der Wolga und in Südrussland hat sich das Deutschtum im Westen des russischen Reichs entwickelt. Hier hatte Rußland im Laufe der Geschichte Gebiete erworben, in denen es eine deutsche Bevölkerung vorfand. In den baltischen Provinzen saßen fast 200 000 Deutsche, Abkömmlinge zumeist jener ersten Siedler, die vor Jahrhunderten das wilde Land dem Christentum unterworfen hatten. Sie saßen dort als die Herrenkaste, als Gutsbesitzer, Pastoren, Ärzte und Lehrer auf dem Land, als Gewerbetreibende und Händler in den Städten unter einer zehnfach größeren einheimischen Bevölkerung von Letten und Esten. Auch in Polen gewann Rußland große Bezirke, in denen deutsche Bauern saßen, daneben deutsche Gewerbetreibende in den polnischen Städten. Diese Deutschen waren erst vor kurzem zugewandert, als zwischen 1795 und 1807 das Weichselgebiet vorübergehend an Preußen gefallen war. Sie blieben unter russischem Szepter sitzen, ein Teil wich später während der polnischen Revolutionen in die benachbarte russische Provinz Wolhynien aus. Vor Ausbruch des Weltkriegs lebten in Russisch-Polen gegen 450 000, in Wolhynien gegen 200 000 Deutsche.

Zählt man zu den genannten Hauptgruppen der Deutschen in Rußland die versprengten kleinen Kolonien in allen Teilen des russischen Reichs, so kommt man zu einer Zahl von $1\frac{1}{4}$ bis 2 Millionen, deren Muttersprache das Deutsche war.

Wie überall in der Welt zeigten auch in Rußland die Kolonisten vom deutschen Standpunkt aus eine beklagenswerte Neigung, ihre alte Heimat zu vergessen. Bei vielen Familien war jede Erinnerung daran verschwunden, aus welchem Teile Deutschlands ihre Voreltern stammten; nur an Glaube und Sitte, in der Regel auch an der Muttersprache, hielten die Kolonistendörfer mit bäuerlicher Zähigkeit fest. Alle sind stets ihrem neuen Vaterlande und seinen Herrschern treu ergeben gewesen, und ihre Nichtbeteiligung an umstürzlerischen Bestrebungen war stets ein bemerkenswerter Zug ihres Verhaltens.

Ein bewährteres Deutschtum, als die bäuerlichen Kolonisten, vertraten die Deutschen in den Ostseeprovinzen. Sie hatten eine eigene, Jahrhunderte alte Geschichte und Kultur zu verteidigen. Aber bis zur immer drückender werdenden Berrussung ihrer Heimat, bis zur Aufhebung vieler altverbürgter Rechte, hatte das Gefühl der Balten, Träger und Vorposten deutscher Kultur zu sein, nichts mit Abneigung gegen Rußland zu tun; im Gegenteil, viele treue Diener des Zaren entstammten den Ostseeprovinzen. Die Balten fühlten sich in ihrer Mehrzahl mit Stolz als Bürger eines der großen Weltreiche.

Trotz alledem kam in Rußland langsam der Gedanke an eine „deutsche Gefahr“ auf, ungeachtet der geographischen Zersplitterung des Deutschtums und des Umstandes, daß die Deutschen erst den achten Platz unter den „Fremdvölkern“

Rußlands einnehmen. Man wollte nicht mehr sehen, daß sie die Erzieher des Volkes in allen Berufen waren, Goldadern von Tüchtigkeit, eingesprengt in das taube Gestein einer im ganzen noch kulturlosen Masse.

Der Beginn des Weltkriegs ließ die Deutschfeindlichkeit gefährliche Formen annehmen. Die Regierung beschloß, dem Drängen fanatischer Kreise nachgebend, die Austreibung der Deutschen. Unzählige haben schon ihre Heimstätte verloren, anderen steht die Enteignung bevor. Die Bauernhöfe, Handwerksstuben und Fabriken sind verödet, die Inhaber sitzen gefangen oder heimatlos in Sibirien, manche haben sich nach Deutschland gerettet.

Wie sich die Haltung von Regierung und Volk in Rußland gegenüber dem Deutschtum nach dem Kriege gestalten wird, ist eine offene Frage. Viele der Deutschen aber werden das Vertrauen auf Rußland nie wiedergewinnen. Die Wiederauswanderung wird die Parole werden.

Uns könnte aus diesem Grunde ein wertvolles Menschenmaterial zuströmen. Schon vor dem Kriege hatte die Auswanderung der Kolonisten die Richtung nach Deutschland zu nehmen begonnen. Die kgl. Ansiedlungskommission und der Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer haben seit der Jahrhundertwende zehntausende sogenannter Deutsch-Russen in unserer Ostmark angesiedelt. In die dortigen Verhältnisse finden sie sich nach ihrer Wirtschaftsstufe leicht hinein. Andere werden in unserem Kolonialreich ihr Fortkommen finden können. Kleine Versuche in Ostafrika sind schon gemacht worden; Mißgriffe, wie sie dort vorkamen, werden sich in Zukunft vermeiden lassen. In Betracht für die Kolonien kommen insbesondere Deutsche aus dem Kaukasus, die schon Generationen lang in subtropischem Klima leben.

Die deutschen Kolonisten müssen uns willkommen sein, auch wenn sie durch das Leben in Rußland hier und da rückständig gegenüber unseren Bauern geworden sind. Sie sind im Grunde ihres Wesens kerndeutsch geblieben, und zum mindesten ihre Kinder werden Volldeutsche sein, wie es ihre Voreltern gewesen sind.



Vertriebene deutsche Kolonisten.

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten.

Von Runo Waltemath.

Im Jahre 1776 erklärten die damaligen englischen Kolonien in Nordamerika, die späteren „Vereinigten Staaten“, wegen Verfassungs- und Wirtschaftsstreitigkeiten mit dem Mutterlande ihre Unabhängigkeit. Der Krieg dauerte bis 1783 und wurde von den Amerikanern schließlich durch die Tüchtigkeit ihres Führers George Washington, namentlich aber durch die Mitwirkung eines französischen Hilfsheeres unter dem General Lafayette, gewonnen. Um die Ereignisse richtig zu verstehen, muß man sich aber, abgesehen von der Bedeutung der französischen Hilfe, auch noch von der Vorstellung freimachen, als ob die Rebellion und der Unabhängigkeitskrieg Taten des gesamten amerikanischen Volkes gewesen wären. In Wahrheit waren diese Ereignisse Taten lediglich der amerikanischen Deutschen, der amerikanischen Frey, der Puritaner von Neu-England, der Nachkommen der Hugonotten, der Quäker von Pennsylvanien und einiger erleuchteter Köpfe der übrigen englischen Amerikaner. Die große Masse dieser letzteren war entweder gleichgültig oder hing in altenglischer Treue am Mutterlande.

Starre Beharrung am Althergebrachten ist ja eine Grundlage des Engländerthums. Das ganze Schicksal des Befreiungskrieges war dadurch bestimmt. Das angloamerikanische Element war bereits damals das wohlhabendere in Nordamerika. Wenn es geschlossen hinter den Freiheitsführern, den Washington, Adams, Henry, Jefferson, Hamilton, Franklin usw. gestanden hätte, der Befreiungskampf würde sicherlich nicht das traurige Bild geboten haben, das wir jetzt von ihm besitzen. Es gab Zeiten, in denen es den Anschein hatte, als ob der Unabhängigkeitskampf von selbst einschlafen wollte. Nur Washington und seine deutsche Leibgarde hielten immer an der Stange fest und zwangen die Zaudernden und Lässigwerdenden, der einmal ergriffenen Sache treu zu bleiben.

Als es 1782, in der trübsten Zeit des Kampfes, nach vielen Vorbereitungen gelang, 1200 Mann unter Lafayette nach Virginien zu schicken, wo das Hauptheer der Engländer stand, mußte Lafayette seinen ganzen Kredit bei den Kaufleuten von Baltimore aufbieten, um seine Schar wenigstens notdürftig mit Kleidungsstücken auszurüsten. So unlustig und ohnmächtig war der Kongreß in der Frage der Geldbeschaffung. So weit die dürftigen Nachrichten aus jener Zeit einen Rückschluß zulassen, muß überall die englische Partei unter den Angloamerikanern am Werke gewesen sein, die Arbeit der Unabhängigkeitskämpfer zu stören und deren Früchte zunichte zu machen. Die amerikanische Revolutionsarmee fand die englische Bevölkerung des Staats New-York so wenig hilfsbereit, daß sie kaum Lebensmittel erhalten konnte. Die Farmer verkauften lieber gegen gutes Geld ihr Vieh und Korn an das englische Heer, das Ueberfluß an Proviant hatte. In den Südstaaten war ein Hauptherd des Engländerthums. Es war deshalb die hauptsächlichste Taktik der englischen Generale, sich hier festzusetzen, wie denn auch der Endkampf auf virginischem Boden ausgefochten wurde. Der Widerstand, den die englischen Truppen in den Südstaaten antrafen, war gewöhnlich nur schwach. Die Engländer konnten hier ihre Heere teilweise rekrutieren. Ganze Kompagnien wurden von ihnen aus Einheimischen Georgias und Carolinas gebildet. Man kann sagen, wenn nicht das französische Hilfskorps erschienen wäre und wenn nicht die Deutschen gewesen, würde der Unabhängigkeitskampf zusammengebrochen sein.

Die Deutschen lieferten, wie der Redakteur Kaufmann, einer der verdienstvollsten Vorkämpfer des amerikanischen Deutschtums, in einer am 6. Oktober 1893, dem Gedenktage der ersten geschichtlich beglaubigten Einwanderung in Cleveland (Ohio) gehaltenen Rede sagte, „die zuverlässigsten Kerntruppen der Revolutionsarmee. Einflüssen der Torypartei waren sie unzugänglich, und wohl deshalb hat George Washington, der selbst fließend deutsch sprach, seine berittene Leibgarde ausschließlich

aus Deutschen gebildet ... Zur Zeit des Revolutionskrieges hatten die dreizehn Kolonien ungefähr drei Millionen Einwohner, von denen ungefähr 700 000 Negerflaven waren. Die deutsche Bevölkerung betrug nach Löbers Berechnung ungefähr ein Drittel aller Weißen, und in mehreren Kolonien waren die Deutschen ebenso stark, wie sämtliche andere Nationalitäten zusammen. Pennsylvanien bestand damals zu zwei Dritteln aus Deutschen, New-Jersey (das damalige Paradies der Plattdeutschen), Delaware und Maryland fast zur Hälfte, Virginien zu einem Viertel, und in New-York bildeten Deutsche und Holländer vier Fünftel der Gesamtbevölkerung. Man kann mit Recht fragen, ob in Amerika die Revolution damals gelungen wäre, wenn dieses Land der deutschen Einwanderung entbehrt, also etwa ein Drittel weniger Revolutionäre besessen hätte? Wäre sie dann damals versucht worden? Wer die Geschichte jenes denkwürdigen Krieges kennt, wird die Frage nicht bejahen können.

Die Anhänglichkeit des Angloamerikanertums an England ist auch nach der Erkämpfung der Unabhängigkeit nie erstorben gewesen. Heute ist sie wieder ganz lebendig geworden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit durchzieht seit ein paar Jahrzehnten wieder die angelsächsische Welt, auch die in Amerika. Das hat man oft genug bemerken können, so beispielsweise während des Burenkrieges. Die angloamerikanische Presse war damals entweder ganz angloman oder doch gekünstelt neutral. Von Sympathie für die Buren war keine Rede. Das Angloamerikanertum hält sich lediglich für einen Zweig der Anglosachsen, das durch traurige Fehler des alten englischen Staatssystems in zwei Staaten auseinandergerissen ist. Der Unabhängigkeitskrieg ist ihm eigentlich nur ein Bürgerkrieg; alle die Feindseligkeiten Englands gegen Amerika sind einfach Sünden der alten reaktionären Regierungsweise, die auch in England abgetan ist und von ihm selbst bereut wird. England ist wieder das geliebte Mutterland Amerikas, die Wiege seiner Freiheiten, die wahrhafte „Mutter der Demokratie“, wie es so häufig in amerikanischen Kundgebungen heißt. Englischer Geburt zu sein, „of pure english blood“, „von reinem englischen Blut“, gilt als Vorzug. Was früher England gegen Amerika verbrochen, ist völlig vergessen. In Romanen wird mit Vorliebe die Zeit vor der Revolution gewählt. Alles, was in dieser Periode, der „old colonial time“, geschah, wird mit Liebe umfassen, mit Eifer gesammelt und mit Rührung als Zeichen einer Zeit betrachtet, die in idealem Scheine daliegt und besser war, als die Zeit nach der Revolution.

Dieses Erwachen der Liebe zu England hätte vielleicht nicht zu solchen Ausbrüchen des Deutschenhasses im englischen Amerika geführt, wenn hier nicht von altersher Mißachtung gegen die Deutschen zu Hause gewesen wäre. Diese sind immer als arme Teufel in das Land gekommen und allein schon deshalb von den dünkelfhaften, sich wegen ihres Geldbeutels spreizenden Angloamerikanern über die Achsel angesehen wurden. Nichts Traurigeres in der Tat, als die deutsche Einwanderung im 18. Jahrhundert. Mindestens ein Drittel der deutschen Einwanderer haben ihre Ueberfahrt mit jahrelanger Zwangsarbeit bezahlen müssen. Jemandem Unternehmer in Amerika bezahlte die Ueberfahrtskosten, wofür die Einwanderer gewöhnlich sieben Jahre ihm umsonst dienen mußten. Viele Deutsche sind Zeit ihres Lebens nicht aus dieser weißen Sklaverei herausgekommen. Im 19. Jahrhundert war es bis 1870 deutsche Sitte, die Insassen der Armenhäuser und Gefängnisse nach Amerika abzuschieben. Die Deutschen ernteten nur wenig Dank von ihrer Arbeit für die Unabhängigkeit. Bis vor 30 Jahren war sie überhaupt beinahe vergessen. Dagegen vergaß man nicht die Hessen und die anderen deutschen Soldaten, die von deutschen Fürsten an die Engländer verschachert wurden, um die amerikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen niederzuringen. Dies hat den Deutschen ganz ungeheuer in den Augen der Amerikaner geschadet und vielen Haß erzeugt. In Amerika haben unsere Landsleute deswegen lange Zeit hindurch für nichts anderes, als für „käufliche Hessen“ gegolten. Wiederholt hat das amerikanische Uebelwollen wider das Deutschtum zu rohen Ausbrüchen gegen die Deutschen geführt. Es

ist sogar in den ersten fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Bildung einer Partei und darnach einer geheimen Verbindung gekommen, die den deutschen Einfluß vernichten wollte. Es waren die „Know Nothings“, die „Nichtswisser“, ein Bund von Angloamerikanern, die, erbittert über den wachsenden Einfluß der Deutschen durch das Einströmen der 1848er, das Deutschtum mundtot zu machen versuchten. Blutige Auftritte, mit Mord von Deutschen in New-Orleans, Louisville, Baltimore, waren eine Zeitlang an der Tagesordnung. Genügt haben die Machinationen der „Know Nothings“ nichts; die deutschen Führer, eben jene 48er, einigten das Deutschtum und machten es zu einem einflussreichen Faktor. Wer weiß, ob ohne das Einspringen der Deutschen der Bürgerkrieg 1861—64 mit dem Siege der Republik geendet hätte. Wenigstens hat ein Südstaatenführer, Lee, gesagt, „daß ohne die deutschen Regimenter niemals der Norden gesiegt haben würde.“ Als man aber zur Hundert-Jahr-Feier der Unabhängigkeit die Nachkommen Steubens einlud, als man sich anschickte, die Erinnerung dieses Mannes gebührend zu ehren, erhob sich eine leidenschaftliche Zeitungspolemik: was denn so viel an den Taten der Deutschen gelegen sei, diese seien doch nichts wie „künstliche Hessen“, die man nur verachten könne!

Zu der Folgezeit ging die Mißachtung weiter. Wie mußten sich die amerikanischen Deutschen wehren, daß sie des deutschen Unterrichts in den Schulen nicht verlustig gingen! Bis auf unsere Tage haben die Kämpfe darüber andauert.

Alles in allem: der Haß des Angloamerikanertums, wie er seit Beginn des Weltkrieges so lichterloh emporgeflammt ist, ist also, wie der deutsch-amerikanische Gelehrte Karl Henning im „Panther“ sehr richtig aus seiner eigenen Erfahrung heraus sagt, „nicht der spontane Ausdruck einer Gefühlsänderung gegen die Deutschen, der sich aus der Vergiftung der öffentlichen Meinung durch die von England nach Amerika gekommenen Preßflügen ergab, vielmehr dachte der Amerikaner zu allen Zeiten genau ebenso über die Deutschen, wie heute die Ushers, Eliots, Matthews, Roosevelt und zahlreiche andere Vertreter des Amerikanertums, die sich mit lauter Stimme dahin vernehmen lassen, daß Deutschland „unter allen Umständen zermalmt (crushed) werden müsse.“ Und wir müssen diesem Gelehrten weiter beipflichten, wenn er meint: „Wer, wie Verfasser, seit nahezu 20 Jahren in Amerika lebt, mit allen Gesellschaftsschichten von Küste zu Küste in Berührung gekommen ist, wird diese Binsenwahrheit sehr bald erkennen und an sich selbst fühlen.“

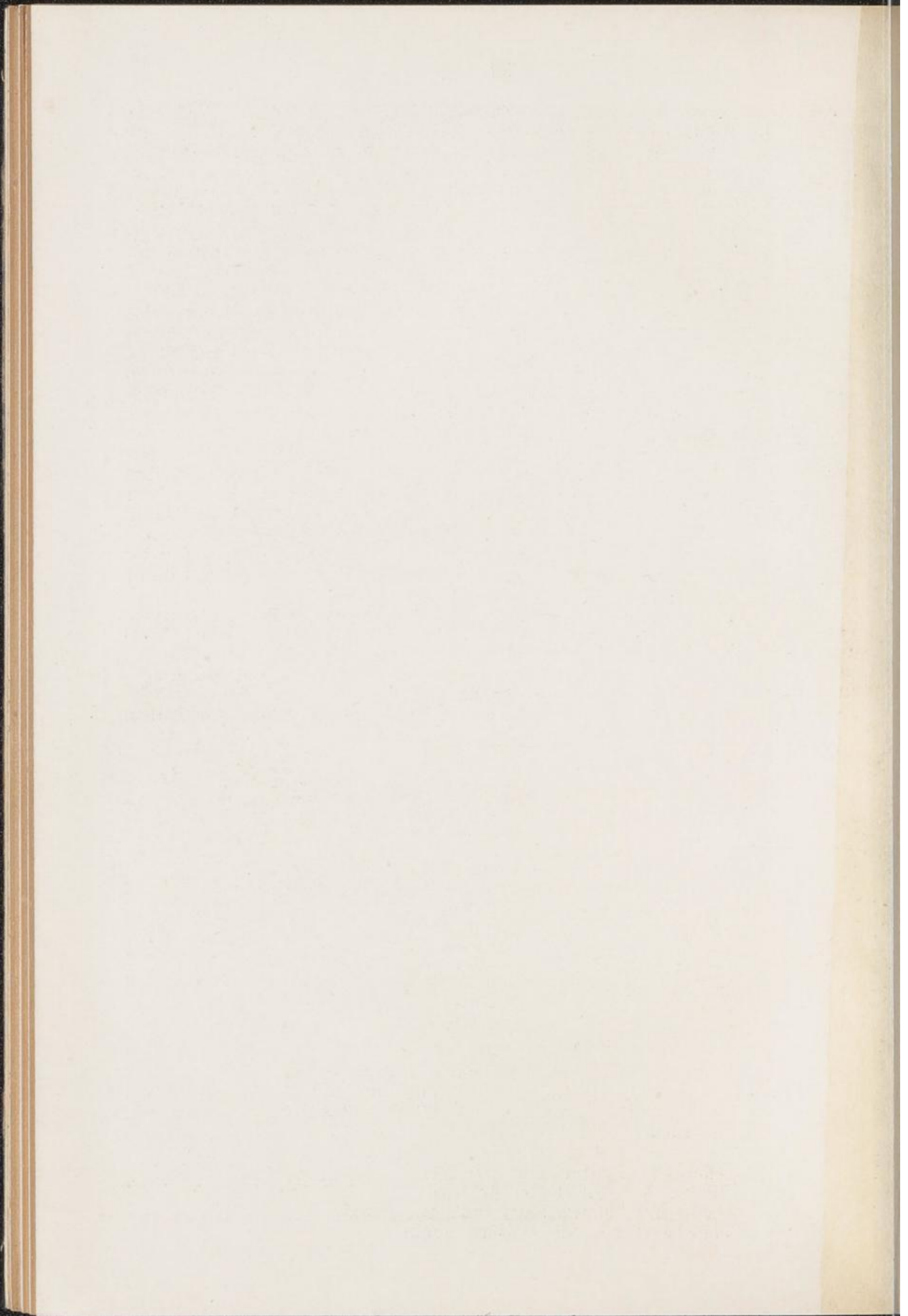
Und die Schlußfolgerungen? Diese liegen auf der Hand. Gegen eins möchte ich mich hier aber verwahren, nämlich, daß man nun vielleicht meint, es wäre doch nichts weiter an Amerika verloren, wir dürften ihm gerne „hemdsärmlich kommen“. Das wäre ganz verkehrt, ebenso wie es verkehrt ist, in den Vereinigten Staaten den sicheren Feind der Zukunft zu sehen, der Schulter an Schulter mit England geht, um uns zu verderben. Abgesehen davon, daß keiner voraussehen kann, wie England sich nach dem Kriege gegen uns stellen muß und wird, wohnen doch in den Vereinigten Staaten nicht nur Angloamerikaner. Die Engländer mit den Schotten und den protestantischen Iren, die zusammen in Amerika die Grundlage des Angloamerikanertums bilden, haben immer von jeher nur einen Bruchteil der Einwohner gestellt, allerhöchstens ein Viertel in den letzten 100 Jahren; nur im 17. und 18. Jahrhundert die Mehrheit. Sie haben nun allerdings viele deutsche, holländische, keltisch-katholische, französische Elemente aufgezogen, aber daß dieses Angloamerikanertum mehr als die Hälfte des amerikanischen Volkes ausmacht, ist kaum anzunehmen. Dazu nimmt es zu wenig zu, wegen seines geringen Nachwuchses. Es soll sogar abnehmen. Die Deutschen, die katholischen Iren, die Skandinavier, die Slawen, Romanen, Juden usw. sind an Zahl viel zu stark, als daß sie von dem Angloamerikanertum an die Wand gedrückt und vor den Wagen seines Interesses gespannt werden könnten. Und das umsoweniger, als jetzt viele Englischsprechende deutscher und irischer Herkunft anfangen, sich mit Stolz ihres Ur-



Ruine Rofenhufen in Livland.



Ruine Rokenhusen in Livland.



Wut zu erinnern und Front gegen das Engländerium zu machen. Auch gibt es zahlreiche Angloamerikaner, die nicht mehr wissen, woher ihre Ahnen gekommen sind. Sie sind einfach Amerikaner und sind ganz gleichgültig gegen irgend ein europäisches Land.

Diese Tatbestände sind bei dem amerikanischen Zweiparteiensystem von großer Wichtigkeit. Nirgendwo, in keinem Staate, wohnen nur Angloamerikaner. Auch dort, wo sie, wie in den meisten Südstaaten und einigen Neu-Englandstaaten, die große Mehrheit darstellen, sind doch immer Minoritäten nicht angloamerikanischer Schichten da, die bei den Wahlen, besonders wenn die beiden Parteien beinahe das Gleichgewicht haben, das Wahlschicksal in ihrer Hand halten. In einer großen Zahl von Staaten haben die Nicht-Angloamerikaner die Mehrheit. Wenn auch hier äußerlich alles mehr oder weniger englisch-amerikanisch erscheint, so rührt das davon her, daß das irische Element sowie auch größtenteils der Nachwuchs der Kontinental-Europäer englisch spricht, sich aber immer noch seiner Herkunft bewußt ist und sich keineswegs mit dem Angloamerikanertum identisch fühlt. Dadurch wird das Verhalten der Parteien in heutiger Zeit außerordentlich bestimmt.

Der Ausdruck dieser Verhältnisse ist der Kongreß. Zweifellos hat hier das Angloamerikanertum das Uebergewicht. Viele Politiker, mögen sie auch innerlich noch so mit den Engländern sympathisieren, hüten sich aber, das laut werden zu lassen, um nicht der Stimmen der „Prodeutschen“ und der Irländer verlustig zu gehen. Sie wagen aber auch nicht gegen das Angloamerikanertum anzugehen, sondern beobachten eine streng „neutrale Haltung“, tun nichts gegen die Munitionslieferungen, wollen aber auch keinen Krieg gegen Deutschland, stimmen wenigstens nicht in das Geschrei gegen uns ein.

Was wir heute an den Vereinigten Staaten erleben, ist die naturgemäße Folge der völkischen Verhältnisse der Republik. Wir werden dasselbe auch ferner erleben. Gegnerschaft vonseiten des Angloamerikanertums werden wir finden, was wir auch tun mögen. Wir werden stets auf Mißhelligkeiten stoßen, gelegentlich auch auf versteckte Feindseligkeiten, aber nie auf ernste Kriegsgedanken, wenn wir an unserer bisherigen Haltung gegen Amerika festhalten.

Wälle weit um das deutsche Land . . .

Von Wilhelm Lennemann.

Wälle weit um das deutsche Land!
Sie dämmen und dämpfen den feindlichen Brand.
Zwischen den Wällen Arbeit und Brot,
Sichern wider Sorge und Not.

Und dräut der Tag und flammt die Nacht,
Wir wissen die Wälle wohlbewacht;
Es truzen, daß keine Lücke klappt,
Deutsches Eisen und deutsche Kraft.

Weißt wieder die Welt dann ein friedlich Gesicht,
Ihr Herren, vergeßt mir die Wälle nicht!
Ich sag einen Damm euch, der Wunder schafft:
Bauerneisen und Bauernkraft!

Aecker zur Saat in Ost und West,
Männer der Tat, haltet sie fest!
Das Feuer schwelt, denkt künftigen Brand:
Wälle weit um das deutsche Land!

Deutsche Weihnacht in der russischen Ukraine.

Von Ina Guttsfeldt.

Endlos dehnt sich der Schnee über dem Strich der „schwarzen Erde“. So nennt man nach der dunklen Humusfarbe den fruchtbaren Ackerboden Südrußlands. Jetzt im Winter ist es eine weiße Wüste — einsam und öde. Mit fliegendem Atem tost die „Wjuga“ über die Steppe, ein verworrenes Durcheinander von Schneestern und Eispadeln vor sich her treibend. Eine Meute hungertoller Wölfe zieht hinter ihr her, in den aufstürmenden Schneemassen sich überschlagend. Ihre gierigen Augen leuchten wie flackernder Fackelschein durch die graue Dämmerung und ihr gebellartiges Heulen pflanzt sich durch die Todeseinsamkeit fort, wie das Schlachtgeschrei beutegieriger Horden. Wehe dem Unglücklichen, der heute durch die Steppe muß! Er sieht sein Heim und die Seinen nicht wieder. — Aber gottlob, es braucht sich niemand durchzuquälen — heute nicht, denn es ist Weihnacht und alles daheim im geschützten Gehöft. Selbst „des Mörders Hund“, wie der Kleinrusse zu sagen pflegt! Draußen braust der russische Sturm — und drinnen in der hell erleuchteten Stube der deutsche Weihnachtschoral. Wo Deutsche sind, da wird Weihnacht gefeiert. Ob arm, ob reich, das Christkind findet seinen Weg zum deutschen Herzen. Doch nicht überall gibts solch einen Tannenbaum wie auf den prächtigen Gutshöfen der großen deutschen Musterwirtschaften. Kleinere Leute, Kolonistenfamilien, die sich ihr Stücker Land erst mühevoll urbar machen mußten, ehe die gelben Saatkörner zu goldenen Kronen und Doppelkronen wurden, können sich den Luxus nicht gestatten. Dort duftet der Rosinenkuchen neben dem knusprig gebackenen Ferkelbraten auf der sauber gedeckten Weihnachtstafel, und ein hölzerner Kronleuchter mit aufgesteckten Kerzen und bunten Papierketten schwebt gleichmäßig und beschaulich über der weiß geschuerten Diele, der ein feuchter Duft von Sodawasser und Anisseife entströmt. Aber auch hier fehlt die Poesie nicht. Im festlichen Sonntagsstaat hat sich die Familie um das alte Tafelklavier gruppiert, wo eben der Hausvater mit feierlicher Stimme das alte, aber ewig neue Weihnachtsevangelium verkündigt und eine kurzgefaßte, herzliche Ansprache an die Seinen folgen läßt. Dann greifen die hartgearbeiteten Finger der Hausfrau in die Tasten. Sie sind seit dem letzten Christabend noch steifer und ungelinker geworden. Aber was machts, man ist in der Familie, und für Hausmusik reicht Mutters Kunst gerade noch aus. Der alte Kasten ist zwar auch schon seit ein paar Jahren nicht mehr aufgestimmt worden, aber frische, fröhliche Kinderstimmen übertönen die etwas ächzende Begleitung, und das traute „Vom Himmel hoch“ erfüllt auch die schlichte Kolonistenhütte mit Christnachtjubiläum und Weihnachtsglanz

Auch der Russe ist Christ und feiert sein Fest, so gut er's kann und versteht. Aber der poesieumwobene Tannenbaum ist im gewöhnlichen russischen Hause nicht Sitte, selbst im Norden nicht, wo die herrlichsten Tannenwälder jedermann diesen Luxus für geringes Geld gestatten würden. Der Russe ist über seine Schüssel mit Sauerkraut und gebratenem Speck, neben der dampfende Samowar und die Karaffe mit dem „gebrannten Wässerchen“ nicht fehlen dürfen, kaum hinausgekommen. Für den Zauber des deutschen Weihnachtsbaumes hat er kein Verständnis . . . Draußen hat jetzt der Schneesturm allmählich nachgelassen. Der wie mit einem Saß verhängte Himmel klärt sich auf. Eine Schar munterer Kolonistenkinder zieht mit langen Stäben, an deren Spitze sich transparente Papiersterne drehen, von Haus zu Haus, von Kolonie zu Kolonie, und ihr hellstimmiges Lied vom „Stern zu Bethlehem“ hallt wunderbar durch die einsame Steppe mit ihrer Winterstarre.



Die Produktionskraft des türkischen Orients.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Was können, so fragen wir uns, die türkisch-orientalischen Länder produzieren, sobald günstigere äußere Kulturbedingungen da sind? Hierfür ist vor allen Dingen nötig, zwei Umstände zu Rate zu ziehen: Den Umfang der in Frage kommenden Ländereien und die Zeugnisse des Altertums über ihren einstigen Ertrag.

Von Syrien und Kleinasien können wir hier im großen und ganzen absehen, weil die Verhältnisse bekannt sind. Natürlich kann auch hier noch eine Menge Land kulturfähig gemacht werden. Auf der inneren Hochebene von Kleinasien sind hunderte von Quadratkilometern, die in der Gegend von Tschumra, unweit Konia, durch Nutzbarmachung der Gewässer des Sees von Behschehir neuerdings gewonnen worden sind, ein lehrreiches Beispiel. Dieses Bewässerungswerk hat die Anatolische Eisenbahngesellschaft ausgeführt. Sieben- bis achtmal so viel Kulturland kann, wie schon erwähnt, in der angeschwemmten Küstenebene von Cilicien durch Entwässerung des Bodens im Frühjahr und Bewässerung im Sommer für den Baumwollbau nutzbar gemacht werden. In wirklich großem Maßstabe ist aber die Wiederkultivierung in Mesopotamien und Babylonien möglich. Diese Länder haben sehr guten Ackerboden und erhalten in normalen Jahren ausreichend Regen, um Weizen und Gerste zu bauen. Von dem Gebiet ist gegenwärtig noch nicht die Hälfte kultiviert, und auch diese auf recht mangelhafte Weise. Der Rest wird von kurdischen und arabischen Wanderstämmen als Weideland benutzt. Die Autorität der türkischen Regierung reichte vor dem Bau der Bahn nicht hin, um Beduinen und Kurden im Zaum zu halten und der auf eine schmale Zone zusammengedrückten bäuerlichen Bevölkerung die Ausdehnung in die sogenannte „Steppe“ oder „Wüste“ hinein zu ermöglichen. Diese „Wüste“ war im Altertum und noch bis tief ins Mittelalter sehr gut bevölkert und bebaut, wie die massenhaften Ruinenhügel, die sogenannten Tells, zeigen. Ich kenne den ganzen Strich aus persönlicher Anschauung gut und möchte nur erwähnen, daß z. B. Harran, die biblische Abrahamsstadt, noch zur Zeit Saladins ein großer und blühender Ort war. Im Winter von 1900 auf 1901, als ich zum erstenmal in Mesopotamien war, ritt man den ganzen Tag von Urfa bis Harran durch unkultivierte Weidesteppe. 1911, als der Bahnbau sich näherte, reichten die Weizenfelder schon bis über Harran hinaus, und die Leute, die sie bestellten, waren die Beduinen selber. Sie hatten sich halbanjässig gemacht und Weizen gesät, weil sie, wie sie jagten, fürchteten, „der Sultan würde sonst Bauern schicken.“

Je weiter südlich von Mossul, desto unsicherer und schwächer wird der Regenfall. Das Alluvialland am Unterlauf des Euphrat und Tigris ist reines Bewässerungsgebiet. Man unterscheidet zwei Arten von wiederzugewinnendem

Kulturboden. Die erste Klasse, die mit verhältnismäßig einfachen Arbeiten wieder produktiv gemacht werden kann, schätzt man auf mehr als zwei Millionen Hektar; was überhaupt gewinnbar ist, auf vielleicht die doppelte Fläche.

Rechnet man auch nur mit dem zunächst verfügbaren Boden, so ist es doch schon eine gewaltige Menge: so viel, daß darauf der ganze Baumwollbedarf Deutschlands und alles, was wir noch auf Jahrzehnte über unsere eigene Produktion hinaus an Weizen gebrauchen, erzeugt werden könnte. Damit soll natür-

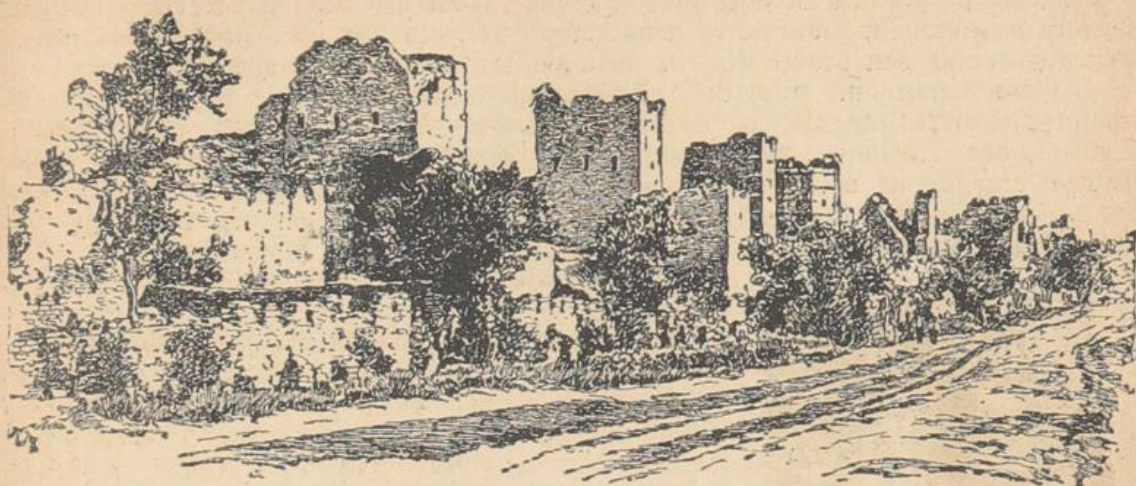


lich nicht gesagt sein, daß zukünftig alle in Deutschland verarbeitete Baumwolle und aller Einfuhrweizen aus Babylonien kommen müssen, sondern es soll nur ein Maßstab für die Produktivkraft des Landes gegeben werden. Allerdings wird, wenn erst die durchgehende Bahnverbindung nach Mitteleuropa sicher funktioniert, ein so bedeutendes Lebensmittel- und Rohstoffreservoir von der allgrößten Wichtigkeit für den Fall sein, daß unsere Verbindungen zur See eines Tages wieder behindert sein sollten.

Der sicherste Beweis dafür, was aus Babylonien gemacht werden kann, ist aus der geschichtlichen Tatsache zu führen, daß sowohl zur Zeit des alten Persischen Reichs als auch unter den Kalifen diese Provinz mit dem übrigen Mesopotamien zusammen doppelt so viel an Steuern trug, als Aegypten. Die Zunahme der Bevölkerung und wirtschaftlich produktiven Kraft, die in Aegypten in der Neuzeit stattgefunden hat, kann in gesteigertem Maße auch von Babylonien erwartet werden, sobald die äußeren Bedingungen hier und dort gleich sind. Aegypten besitzt ungefähr soviel Kulturland, wie der Umfang von Belgien ausmacht, und es hat etwa 14 Millionen Einwohner, fast

doppelt so viel als Belgien. Babylonien und Mesopotamien haben heute zusammen vielleicht anderthalb Millionen Einwohner; sie könnten aber, nach dem Maßstab Aegyptens gemessen, mehr als das Zehnfache tragen. Auch die Klimafrage muß günstig beantwortet werden. Es liegt nicht der geringste Grund für die Annahme vor, daß die Regenmenge und die Wasserführung der Flüsse sich seit dem Altertum verringert haben.

Auch über die agrarische Produktionskraft hinaus sind Kleinasien und das Gebiet des Euphrat und Tigris reich an wichtigen Dingen. Im Taurus liegen große, jetzt nur sehr unvollkommen ausgebeutete Kupferlager. Am mittleren Tigris und Euphrat, bei Kerkuk und Hit sowie im ganzen Zwischengebiet, sind seit Alters her bedeutende Vorkommen von Erdöl, Asphalt und dergleichen bekannt. Hier scheint sich, vielleicht im Zusammenhang mit der westpersischen Petroleumregion, eine der wichtigsten Kohlenwasserstoffzonen der Erde zu befinden. An Wollschafen können in den Steppen Anatoliens, Syriens und Mesopotamiens viele Millionen weiden. Del, Südfrüchte in frischem und getrocknetem Zustande, Tabak und Hanf sind ohne Schwierigkeiten in so großer Menge anzubauen, daß davon ein bedeutender Teil des deutschen Bedarfs gedeckt werden kann. Die notwendige Voraussetzung ist nur, daß der Bahnbau vollendet wird, das Bahnnetz sich erweitert, die Bevölkerung sich hebt und die Verbindung mit Mitteleuropa gesichert bleibt.



Die Mauern von Konstantinopel.

Im Zirkus.

Skizze aus Konstantinopel. Von Marie Prigge-Brook.

Ich will etwas von dem ersten Frauenverein erzählen, der sich hier seit Kriegsbeginn gebildet hat und dem eine große Anzahl türkischer Frauen und die wenigen deutschen der Militär-Mission angehören.

Wie sehr dieser Verein der Notwendigkeit entspricht, zeigt die Ausdehnung, die seine Wirksamkeit gewonnen: zur Zeit werden ca. 30 000 Personen ernährt und wo es not tut, auch bekleidet.

Neben umsichtiger Fürsorge und rastloser Arbeit kostet die Beschaffung der verteilten Lebensmittel auch Geld, viel Geld, und ich muß gestehen, es ist geradezu bewundernswert, in welcher freigebiger Weise man uns behilflich ist, die Not der Armen zu lindern. Vom Sultan und seine Gemahlinnen abwärts würde jeder nur halbwegs Besitzende heimgesucht und um sein Scherflein gebeten, und viele tausend Pfund kamen zusammen.

Auch die Behörden sehen ein, wie wichtig für Ruhe und Frieden, wie notwendig für die Erhaltung der zurückgelassenen Frauen und Kinder es ist, daß man sich ihrer annimmt. An Arbeit sind sie nicht gewöhnt, die armen, lebensunkundigen Frauen, und selbst wenn man beginnen würde, sie zu befehren, wie sie ihre Handfertigkeiten nützen könnten, so fehlte es vor allem an Einrichtungen zu deren Verwertung.

Madame Dschambolut, unsere türkische Präsidentin, die mit lobenswerthem Eifer Tag und Nacht der guten Sache, die sie gründete, dient, kam auf eine gute Idee.

„Eine Matinee im Zirkus“. Von 1½ Uhr nachm. bis 5 oder 6 Uhr! Eine Matinee nur für die Damen. Auch den Kindern beiderlei Geschlechts war der Zutritt gestattet.

Zunächst besichtigten wir den uns bereitwilligst zur Verfügung gestellten Zirkus, einen nach unseren Begriffen kleinen Raum, der jedoch 600 Zuschauer fassen sollte. Das Innere wirkte kahl und unwohnlich, indessen fehlte es an nichts, was zum Zirkus gehört. Amphitheatralisch ansteigende Sitzreihen, zwischen denen rechts und links bequeme Gänge frei blieben, an der rechten Seite Logen, zirka sieben oder acht, an die sich eine Art Seitenbalkon schloß, der nach der Mitte zu sich verbreiterte, unten die Manege. Sonst dient der Zirkus reiterlichen Veranstaltungen, von Zeit zu Zeit hat auch wohl eine Truppe gastiert, echte Zirkusleute, seit Kriegsbeginn war der Raum verlassen und leer, daher kahl und schmucklos gegenwärtig.

Uns sank bei der Besichtigung das Herz, denn um den Zirkus einigermaßen festlich herzurichten, bedurfte es größerer Mittel, als wir im Interesse des guten Zweckes herzugeben beabsichtigten. Wir wollten ja nicht nur Herzen, wir wollten auch Geld gewinnen. Auch diese Schwierigkeit wurde besiegt. Es fand sich ein Gönner unseres menschenfreundlichen Werkes in der Person eines Comte Denari, der, Italiener von Geburt, seit einer Reihe von Jahren in Konstantinopel ansässig ist, und was die Hauptsache für uns ist, die Mittel besitzt, daß er eine große Ausgabe nicht zu scheuen braucht. Schwieriger war es, ein Programm festzustellen und die zur Ausführung nötigen Kräfte zu beschaffen.

Die Musikkapelle stellt der Padiſchah selbst zur Verfügung.

Als Introduction erklang die wunderbar schwermütige türkische Hymne, die jedem, der sie gehört, unvergeßlich bleibt; dann trat ein zwölfjähriger Knabe aufs Podium und sprach einen Prolog, dessen Inhalt den Zuhörerinnen die Augen feuchtete. Leider entging uns das meiste, da der Kleine natürlich Türkisch vortrug.

Nach ihm trat Johann Mertu zu Pferde auf. Ein munter tänzelndes Pferdchen erschien in der Manege, auf dessen sattellosem Rücken ein noch junges Menschenkind die gebräuchlichen nervenerregenden Künste zeigte. In den Zwischenpausen erfreuten zwei drollig herausstaffierte Clowns das Publikum, besonders die Kinder, die namentlich den Heroismus bewunderten, mit dem Ohrfeigen ausgetauscht wurden, die nach dem kräftigen Schall, der sie begleitete, zu urteilen, keineswegs unter die



Liebesgaben zu rechnen waren.

Ein bejahrter Stallmeister, der seinem Aussehen nach schon manchen Sturm erlebt haben mochte, führte uns einen edlen Araber vor, ein junges Tierchen, das die eben erlernten Fertigkeiten, spanischen Tritt usw., gern und freudig zeigte; nur die Zumutung, mit beiden Vorderfüßen auf ein erhöhtes Gestell zu klettern, wies es hartnäckig ab und war durch kein Zureden, keinen Zucker und selbst den Unmut des jugendlichen Gehilfen seines Herrn und Meisters dazu zu bringen.

Sein Herr ließ es noch einige elegante Tanzschritte zeigen und gab ihm dann den wohlgemeinten Klaps, nach dem es sich, augenscheinlich froh, der schwierigen Prozedur enthoben zu sein, zurückzog.

Ein niedliches Mädchentrio, die mittlere blond, die beiden seitlichen tief brünett, erschienen jetzt in der Manege und führten graziöse Tänze und Turnkunststücke auf, sehr zum Ergötzen des gesamten Publikums, dem die wirklich hübschen, bescheiden auftretenden Mädchen gefielen.

Den Tango, von dessen zahlreichen Figuren und Verschlingungen uns ein Tänzerpaar einige und zwar die elegantesten vortanzte, hätte ich für meine Person missen können; doch zur Ehre der Wahrheit sei gesagt, daß die beiden ihre Sache gar nicht übel machten und jedenfalls mehr Beifall geerntet hätten, wären sie nur ein bißchen hübscher gewesen.

Sämtliche Pausen wurden durch die schon erwähnten Clowns ausgefüllt, die ein dankbareres Publikum kaum jemals gefunden haben, denn Mütter wie Kinder schüttelten sich vor Lachen.

Die große Pause, die nun begann, gab Gelegenheit, das Publikum näher zu betrachten.

In der ersten, reich mit kostbaren Teppichen geschmückten Loge hatte die junge schöne Gattin des Großwesiers Platz genommen, eine ägyptische Prinzessin, von überaus anziehendem Neußeren und vollendeter Anmut! Neben ihr saß ihre Koujine, Prinzessin Iffet Djelal, wohl eine der feingebildetsten Damen

des Morgen- und Abendlandes. Wenn sie nicht so schön wäre, würde man sie die Weise nennen, denn selten lernte ich noch eine Dame kennen, die über ein so umfassendes Wissen gebietet. Neben ihr hatte Prinzess Fatma, eine Tochter des ehemaligen, jetzt in Gefangenschaft schmachtenden Sultan Abdul Hamid ihren Platz. Man sieht ihr den genialen, wenn auch übel berüchtigten Vater nicht an. Ihr volles frisches Gesicht wäre hübsch zu nennen, ohne den Zug abgrundtiefer Langeweile und Interesselosigkeit, der es entstellt.

Von unseren Damen war die deutsche Botschafterin Freifrau von Wangenheim am kenntlichsten. Nicht nur als eine der schönsten Frauen überhaupt, sondern weil man ihr die Vornehmheit des Charakters wie der Gesinnung vom Gesicht abliest. Ab und zu beugte die Exzellenz sich vor, um nach ihren beiden, dicht vor der Manege sitzenden, allerliebsten Töchterchen zu blicken, die sich anscheinend königlich amüsierten und in heller Lust in die Hände klatschten.

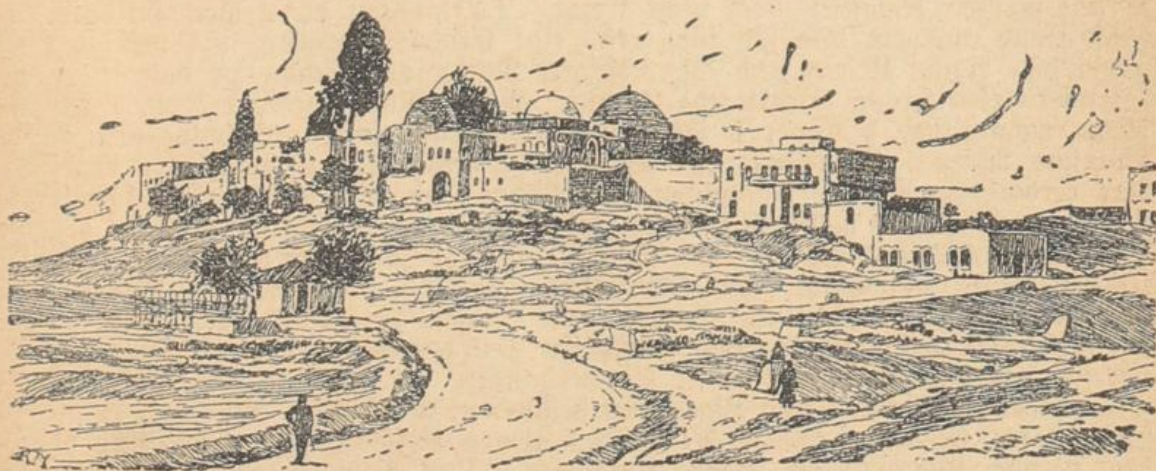
Frau von Villebois, die Gattin des holländischen Gesandten, beschäftigte sich eingehend mit ihren Freundinnen, den ägyptischen Prinzessinnen, die sie, wie auch die Groß-Bezirin von Cairo aus kennt und mit denen sie häufig zusammenkommt. Die amerikanische Botschafterin fehlte leider bei unserer Veranstaltung, doch sah ich dafür viele, auf deren Besuch wir kaum gerechnet hatten und die uns deshalb um so mehr erfreuten.

Nachdem der zweite Teil, den die hier überaus beliebten Lichtspiele füllten, beendet war, gab es wohl keine, die mit ihrem Nachmittag unzufrieden war. Unser Zweck schien erreicht. Nicht nur erfreuten wir uns einer ansehnlichen Einnahme, wir hatten auch Herzen erweckt.

Das Kino ist das Ein und Alles der osmanischen Frau! Das Einzige, was ihr gestattet und ab und zu, in der Regel einmal in der Woche, zugänglich ist. Dann bleibt der Saal nur den Frauen reserviert, von dort her kennen sie ihre Helden: Enver Pascha, den deutschen Marschall, Liman v. Sanders mit seinem Gefolge. Von ihm aus wohnen sie dem Selamif des Sultans bei, das jeden Freitag stattfindet, sehen den geliebten Herrscher, den sie sonst nie näher kennen, wenigstens im Lichtbild.

Groß war daher auch diesmal der Jubel, als die bekanntesten und markantesten Personen nacheinander erschienen; lauter Beifall lobte die geschickte Vorführung.

Wir hoffen, daß diese Matinee im Zirkus uns reiche Früchte trägt, wir hoffen, daß sich viele Frauen, die bis jetzt noch nichts von der großen Not wußten, in der die Familien der im Felde kämpfenden Krieger leben, sich mit uns vereinen und ihre Kräfte in den Dienst der guten Sache stellen, auf daß auch sie ihr Scherflein mit beitragen zum Wohle der Türkei, ihres Vaterlandes.



Hundertfünfzig Jahre Deutschtum an der Wolga.

Ein Nachruf zum 150 jährigen Jubiläum der deutschen Wolgakolonien in Rußland.

Von R. C.

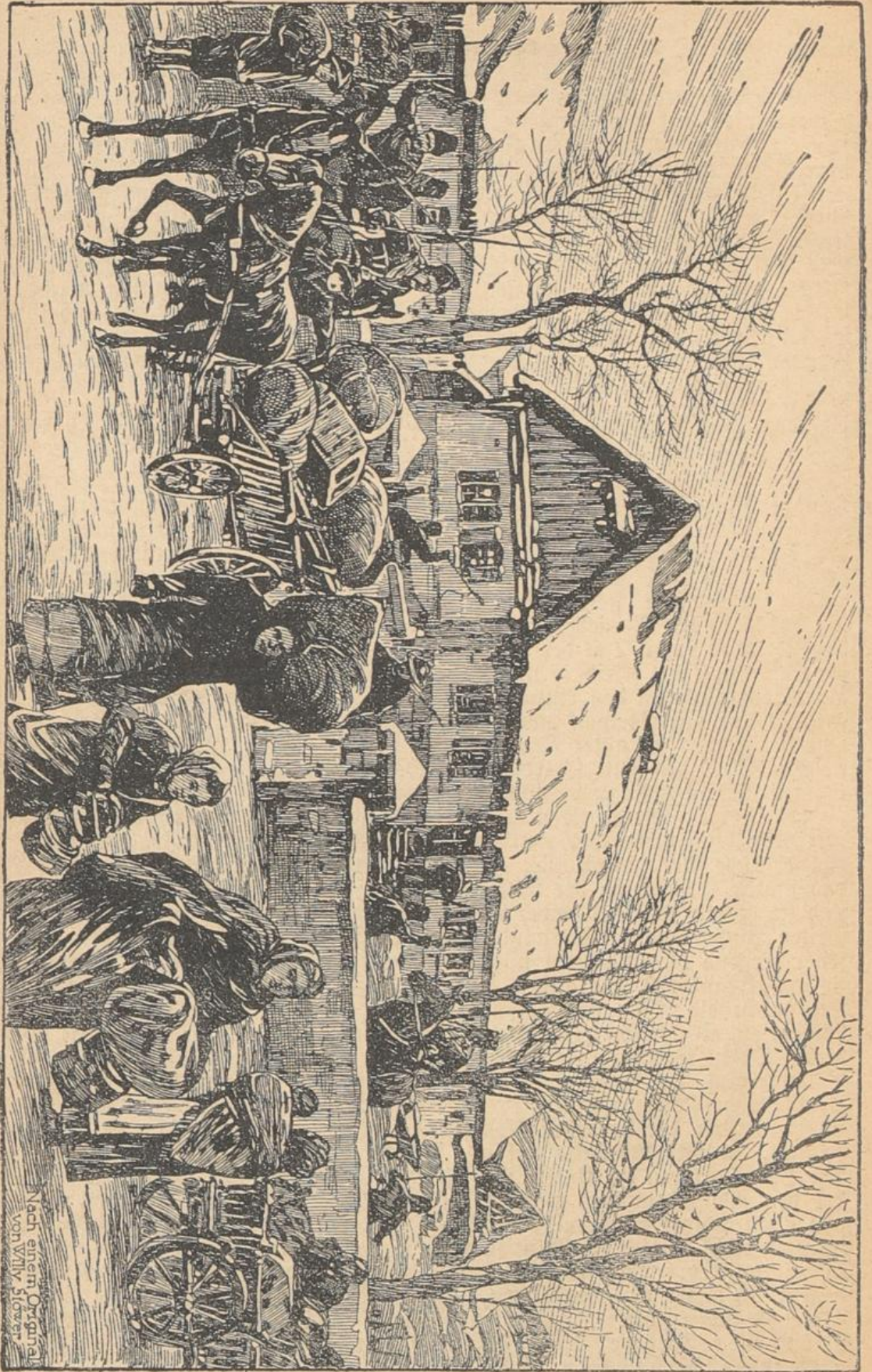
Am 29. Juni 1914 waren es 150 Jahre, daß an der Wolga die erste deutsche Kolonie gegründet wurde. Die Wolgadutschen wollten das Jubelfest der Gründung ihrer Kolonien auf 1915 verlegen. Es war schon ein Komitee gewählt, um ein entsprechendes Projekt für die Jubelfeier auszuarbeiten. Auch waren schon drei geschichtliche Werke in der Presse angesagt, welche diesen wichtigen Akt für die Nachwelt verewigen sollten. Aber da kam der furchtbare, grausame Weltkrieg und machte allen diesen schönen, lobenswerten Unternehmungen ein jähes Ende. Anstatt Freude und Jubel ist Trauer und Klagen in die Wohnungen der Wolgadutschen eingelehrt. Was das Furchtbarste ist, man führt sie ins Feld und zwingt sie, gegen ihre deutschen Brüder, unter denen sie noch viele Blutsverwandte haben, die Mordwaffe zu erheben.

Doch lassen wir, was nicht zu ändern ist, und werfen wir einen Blick auf das Vergangene der deutschen Wolgakolonien, zuerst auf die Gegend und dann kurz auf ihre Entwicklungsgeschichte. Was den Boden betrifft, kann man sagen, daß kaum im ganzen, großen Rußland ein besserer, besonders für Frucht- und Gartenkultur, angetroffen wird. Die Feldfrüchte im Frühjahr zur Zeit gesät, gut geackert und geeget, geben ohne Dünger nach drei- oder viermaligem Regen die reichlichste Ernte. Aber gerade das ist oft das Unglück der Wolgadutschen: wenn diese drei oder vier Regen nicht zur rechten Zeit kommen oder ganz ausbleiben, so ist die Mißernte da, und damit auch Elend und Not.

Die erste Partie von Auswanderern aus 92 Familien bestehend, kam am 29. Juni 1764, wie oben schon gesagt, an Ort und Stelle und gründete die erste deutsche Kolonie an der Wolga, „Moninger“. Im nächsten Jahre 1765 wurden auf beiden Seiten der Wolga 273 Familien angesiedelt. Im Jahre 1766 kam eine größere Partie aus 1265 Familien bestehend, die bisher für die erste Partie gehalten wurde. Im Jahre 1767 kam die größte Partie in Saratow an, welche aus 3818 Familien bestand. In Saratow waren außerhalb der Stadt Kasernen erbaut, in denen die Kolonisten bis zur Gründung der Kolonie Obdach und Wohnung fanden. Nach dem Jahre 1767 kamen noch jedes Jahr Nachzügler in Partien von einigen Familien und einzelnen Personen an, bis der Zug von 42 Familien im Jahre 1773 die Einwanderung abschloß. Es waren also von 1764—1773 im ganzen 5549 Familien mit ca. 30 000 Seelen beiderlei Geschlechts auf beiden Seiten der Wolga in 106 Kolonien angesiedelt. An Ort und Stelle angekommen, erlebten die Kolonisten die erste schwere Enttäuschung. Die in Aussicht gestellten Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude waren in den meisten Kolonien noch nicht fertig. Da mußten die armen Kolonisten selbst Hand anlegen, und sich fürs erste eine Erdhütte graben, um wenigstens gegen das raue Klima und die frostigen Nordwinde Schutz zu haben. Zur Wirtschaftseinrichtung erhielt jede Familie: 2 Kalmückenpferde, 1 Kuh, 1 russischen Hackenpflug, 1 Egge, 1 Beil, 1 Bohrer und einen unbeschlagenen einzäumigen Wagen. Die Saatsfrucht bekamen sie gewöhnlich zu spät, oder dieselbe war verdorben. Da die Kolonisten den Boden und das Klima nicht kannten, so wurden die ihnen meistens unbekannteren Getreidearten aufs Geratewohl gesät, auch meistens schlecht gepflügt und geeget, und deshalb wurde auch in den ersten Jahren wenig, manchmal nicht einmal das Saatkorn, geerntet. Die Bestellung der Felder geschah stets im Verein von einigen Familienvätern mit ihren arbeitsfähigen Kindern, und dabei war ein Teil der Männer immer bewaffnet, um sich vor den umherstreichenden Räuberbanden, die meistens aus verbannten Sträflingen, Kalmücken und Zigeunern bestanden, zu schützen. Auch gab es viele wilde Tiere, besonders Wölfe, die oft den armen Kolonisten die letzte Kuh oder das einzige Zugpferd als Beute fortholten. Und diese fortwährende Gefahr

dauerte nicht ein oder einige Jahre, sondern ein halbes Jahrhundert. Maßlos waren besonders die Leiden der Kolonisten, welche der Aufwiegler und Räuber Bugatschew und die Einfälle der räuberischen Kirgisen verursachten. Bugatschew verheerte und brandschatzte viele Kolonien auf der Wiesenseite, verschonte aber die Kolonien auf der Bergseite, weil ein katholischer Pater ihm ins Gewissen redete und ihn bat, die armen Kolonisten zu verschonen. Aber viel fürchtbarer und schrecklicher waren die Einfälle der räuberischen Kirgisen, besonders auf der Wiesenseite an den Flüssen Tarlyk und Karaman. Die Kirgisen glaubten sich durch die deutschen Ansiedlungen auf der Wiesenseite beeinträchtigt, weil dieselben ihre Weideplätze verkleinerten. Deshalb erobert, warfen sie sich mit voller Wut auf die jungen Kolonisten, beraubten die armen Leute, zerstörten deren Häuser und Kirchen, vernichteten, was sie nicht brauchen konnten, trieben die Viehherden in ihr Lager, mordeten grausamerweise alle alte Leute und führten die jungen mit Stricken aneinander gefesselt, mit Knuten geschlagen, mit Füßen getreten und auf alle erdenkliche Weise gemißhandelt, in ihre wilden Steppen, um sie dann auf den Märkten in Buchara und Samarkand als Sklaven zu verkaufen. Mehrere Kolonien wurden ganz ausgeplündert und vernichtet, so die Kolonien Gaisol und Karaman, und Keller und Leisinger an der Wolga unter dem heutigen Selmann (Kownoje).

Die räuberischen Ueberfälle der Kirgisenhorden wiederholten sich beinahe jeden Herbst von 1771 bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Aber nicht nur die äußeren Feinde störten und hemmten die Kulturentwicklung der Kolonien, sondern auch ihre inneren Feinde. Die russischen Beamten erwiesen sich oft als schlechte, niederträchtige Betrüger, indem sie den armen Kolonisten stets nur die Hälfte der Tagegelder auszahlten, oder für das geringste Vergehen von Seite der Kolonisten dieselben dadurch strafen, daß sie ihnen einen Teil der Tagegelder abzogen. Die Kisten und Kasten, welche die Kolonisten mit Kleidern und Handwerksinstrumenten von Deutschland voraus auf Kronskosten an den Ansiedlungsort abgesandt hatten, waren erbrochen, ausgeraubt und mit Steinen und Lumpen wieder angefüllt. Das Saatgetreide war von der Krone in guter Qualität für die Kolonisten zugesandt, die Beamten aber behielten das gute Getreide und übersandten an die Kolonisten verdorbenen Samen. Es ist nicht zu verwundern, wenn unter diesen Umständen die Kolonien an der Wolga nicht gedeihen wollten und die Fortschritte der Kulturentwicklung nur allmählich bemerkbar wurden. Und doch haben diese Kolonisten durch ihre echt deutsche Art, durch ihre Zähigkeit, Arbeitsamkeit, Intelligenz und Ausdauer diese Gegend an der mittleren Wolga der europäischen Kultur erschlossen, und sie hätten zweifellos noch viel mehr geleistet, wenn sie nicht stets von allen Seiten Hindernisse zu überwinden gehabt hätten. Die Wolgadeutschen haben in jener Gegend die allgemein nützliche Kartoffel zuerst angepflanzt, ebenso haben sie Tabakplantagen und andere Kulturpflanzen dort zum ersten Male angebaut. Sie haben die ersten holländischen Mühlen in der Wolgagegend gebaut, haben Webereien, Korbflechtereien, Hutfabriken, Maschinen- und Eisenindustrie, und an vielen Orten Gerbereien eingerichtet. Nicht weniger Verdienst haben sie an der Verbesserung der haus- und landwirtschaftlichen Gerätschaften: Pflug, Egge, Deichselwagen, Putzmaschinen, Dreschmaschinen usw. Die größte Berühmtheit hat die Stahlindustrie der deutschen Kolonisten Schmidt, Borell und Reimede erlangt, die ihre Produkte auf alle Märkte des großen Zarenreiches versendet. Die Hauptfaktoren der Kultur und Zivilisation, Kirche und Schule, standen leider bei den Wolgadeutschen nicht so auf der Höhe ihrer Aufgabe, weil auch hier von allen Seiten Hindernisse im Wege standen und die Vertreter dieser Kulturfaktoren nicht immer den Mut und die nötige Tatkraft besaßen, diese Hindernisse zu überwinden. Doch war in der letzten Zeit ein bedeutender Fortschritt auf diesem Gebiete zu verzeichnen, und nach 150 Jahren konnte man den Wolgadeutschen das Zeugnis ausstellen: Sie haben das Banner deutscher Treue, deutscher Rührigkeit, deutschen Fleißes und echt deutscher Art stets hochgehalten.



Vertagung deutscher Kolonisten in Südrussland durch Skafoten im Winter 1915.

Nach einem Original
von Willy Stöwer



Verjagung deutscher Kolonisten in Südrussland durch Kosaken im Winter 1915.

Nach einem Original
von Willy Stöcker

Fort aus Rußland.

Von Adolf Lane.

Auf einem Schlachtfelde im Osten war es. Ein deutscher Soldat beugt sich über einen tödlich verwundeten Russen, um ihm die Augen zu schließen, und hört zu seinem Staunen, daß der Russe — deutsch betet. Der Sterbende war ein deutscher Kolonist. Welche Tragik liegt in diesem Bild! Oftmals hörten wir aus Kriegsberichten von der Ostfront, daß deutsche Soldaten verwundert waren, wenn russische Gefangene sie im reinsten schwäbischen Dialekt anredeten. Das waren deutsche Bauern aus dem Süden oder Osten oder einer anderen Gegend Rußlands. Wir wußten nicht viel in der Zeit vor dem Kriege von diesen Kolonisten — eine unserer Unterlassungssünden gegenüber dem Deutschtum im Auslande!

Rußland hat die deutschen Kolonisten erst zu sich gerufen und dankbar begrüßt. Dann aber kam der wütende Haß gegen das Deutschtum auf, und nun hieß es, daß die deutschen Kolonien in Rußland „planmäßig“ von deutscher Seite angelegt würden! Man übersah wohl absichtlich ihre große räumliche Zersplitterung: wenn man eine Luftlinie von der ersten kleinen Gruppe deutscher Kolonien bei Petersburg nach dem Südwestgebiet und von hier über den Süden nach den äußersten Kolonien in Westsibirien zieht, so kommt man auf die Zahl von mindestens 6000 Kilometer. Und was bedeuten diese vielleicht 2 Millionen bescheidener Bauern in politischer oder militärischer Beziehung gegenüber der ungeheuren Zahl der russischen Gesamtbevölkerung. Außerdem ist oft genug in der deutschen Presse darauf hingewiesen worden, wie sehr die „Kolonisten“ (so werden sie drüben regelmäßig bezeichnet), ehrlich in der Erfüllung ihrer Staatsbürgerpflichten gewesen sind. Ja, sie haben in Kriegs-, Hunger und Revolutionszeiten noch mehr getan und eine weitgehende Opferwilligkeit und unbedingte Staatsstreue bewiesen.

Die deutschen Kolonien Rußlands sind als ein Gemeinwesen anzusehen (wir haben in unserer Darstellung die Verhältnisse vor dem Kriege im Auge). Allerdings ist die Verbindung zwischen den einzelnen Gebieten dieses Gemeinwesens mehr geistiger, kultureller Natur. Es fehlte der wirtschaftliche Zusammenschluß. Der Ausbildung engerer Beziehungen zwischen den einzelnen Kolonistengruppen standen teils physische Hindernisse (die räumliche Entfernung, wirtschaftsgeographische Verhältnisse), teils die Regierungspolitik und deren Folgen: Mangel an Berufs- und Bildungsvereinen, schwache Entwicklung der Presse, Unterdrückung der deutschen Sprache und Schule, im Wege. Die Grundlagen des Gemeinwesens waren einerseits in der gemeinsamen Herkunft, in der deutschen Sprache, in der Zugehörigkeit zur evangelischen oder katholischen Kirche, die mit der westeuropäischen zusammenhängt, in der überwiegend gleichen Berufsstellung (Ackerbau), gegeben; andererseits wiederum in der Regierungspolitik, die doch das Gute zeitigte, daß die Kolonisten sich unter der wachsenden gemeinsamen Gefahr immer mehr auf sich selbst besannen und organisierte Stellung zu politischen Fragen durch ihre Presse und in den Reichsdumawahlen zu nehmen begannen.

Die Kulturleistungen der Kolonisten sind sehr hoch anzuschlagen, obwohl sie systematisch von russischer Seite verkleinert und leider auch gelegentlich von deutschen Beurteilern verkannt wurden. Wir vergegenwärtigen uns ein paar Beispiele: Ging der deutsche Kolonistensohn in den Militärdienst, so erhielt er bald Unteroffiziers- und Offiziersstellung. Brauchte man einen tüchtigen Buchhalter, Fabrikassessor, Prokuristen, Feinbäcker oder einen Mann zur Besetzung verantwortlicher Ämter, in denen auf Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit gesehen wurde, so griff man wiederum zum Kolonisten; man findet ihn überall in Rußland in den angesehenen Stellungen des Ingenieurs, der Landschafts- und städtischen Beamten, als Gutverwalter usw. Die Kolonisten haben in diesen

Stellungen dem deutschen Namen ebensoviel Ehre gemacht, wie in der landwirtschaftlichen Leistung. Der Wert von Grund und Boden in weiten Gebieten des Südens, Ostens und Westens von Rußland ist erst durch den Kolonistenfleiß gehoben und das Land dort der Kultur erschlossen worden. Die deutschen Siedlungsgebiete im südlichen und östlichen Rußland gehören zu den Kornkammern Rußlands, und sie sind es durch die Kolonistenarbeit geworden.

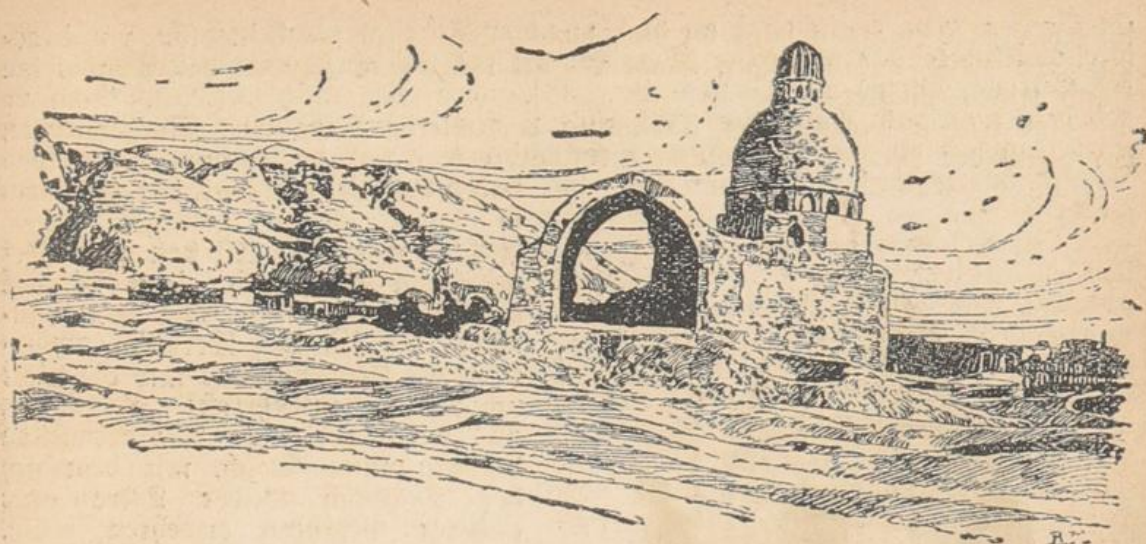
Der Kolonist, namentlich in Südrußland, ist ein echter Steppenbauer geworden. Gewöhnt, auf großer Fläche zu arbeiten, unabhängig, demokratisch wie nur ein Bauer, zugleich aber sehr konservativ in vielen seinen Lebensanschauungen, steht er jetzt da und ist den relativ engen Verhältnissen der alten Heimat längst entwachsen und der westeuropäischen, bis ins kleinste gehenden Reglementierung des Lebens im ganzen fremd geworden. Nicht fremd geworden ist er aber dem Deutschtum. Das lernt man auch aus den Wanderungen der deutsch-russischen Kolonisten kennen. Stets strebt der Kolonisten-Auswanderer dorthin, wo er sein Kolonisten-Deutschtum (Kirche, Schule, Familienzusammenhang, Dorfgemeinschaft) erhalten konnte. Mit der zunehmenden schlechten Erfahrung gerade in nationaler Beziehung wandte der Auswanderer, der früher nach Amerika oder nach dem russischen Osten (Westibirien) zog, immer mehr die Blicke nach Deutschland, von dem er bis in die letzte Zeit hinein glaubte, es habe keinen Raum für ihn. Im letzten Jahrzehnt ist dank weitsichtiger Bemühungen auf deutscher und deutsch-russischer Seite eine planmäßige Rückwanderung Auslandsdeutscher nach dem alten Mutterland möglich geworden.

Der Krieg hat die Bedeutung der in der Rückwanderung geleisteten Vorarbeit noch vertieft, jetzt, wo wir von dem Elend unserer verfolgten Brüder in Rußland hörten. Der Rückwandererzustrom nach Deutschland wird — wenn alle Voraussetzungen zutreffen — gewaltig anwachsen, und wir bekommen ein hochwertiges und reiches Menschenmaterial für Ansiedlungszwecke im Rahmen der inneren Kolonisation, für die Lösung der Landarbeiterfrage, aber auch weit darüber hinaus. Etwa 60 000 deutsche Rückwanderer aus Rußland hatten wir vor dem Kriege in Deutschland; jetzt sind die auf dem Lande arbeitenden Kriegsgefangenen deutscher Abstammung dazu gekommen. Wollen wir uns bemühen, das Einleben dieser Auslandsdeutschen bei uns durch richtige Behandlung und durch mehr Interesse für die „Kolonistenart“ zu erleichtern! Auch Kurland und was wir sonst an brauchbarem Siedlungsland von den Russen gewinnen sollten, kommt für die Umsiedelung sehr stark in Betracht.

Die Bedingungen des Erfolges bei der Lösung dieser Aufgabe sind also zusammenfassend: a) die Berücksichtigung der Tatsache, daß die Kolonisten eine Gemeinschaft bilden, weshalb auf möglichst geschlossene (nicht ab geschlossene) Dorfansiedelungen Bedacht zu nehmen wäre, und der Tatsache, daß für die verschiedenen Berufsarten der Auswanderer verschiedene Unterbringungs-möglichkeiten auf deutschem Lande, und zwar nicht nur im Ostlande, für sie geschaffen werden müssen. b) Berücksichtigung der Eigenart der Kolonisten, ihrer Freiheitsliebe (ihrer demokratischen Gesinnung), ihres Gemeinschaftsgefühls, welches mit ihrem kolonistischen Deutschtum identisch ist, und ihres Strebens nach Selbständigkeit. Die Kolonisten sollen als deutsche Bürger aufgenommen werden und sich in Deutschland frei fühlen. c) Die unbedingte Organisation der ganzen Arbeit in dieser Frage unter der Mitwirkung des Reiches und unter der Berücksichtigung des bisherigen Verlaufs und der bisherigen Erfahrungen der Rückwanderung in den verschiedenen Teilen von Deutschland, den deutschen Schutzgebieten und in Kurland.

Vor allen Dingen muß aber dafür gesorgt werden, daß alle diese Fragen eine geeignete Berücksichtigung im Friedensvertrage finden, der diejenigen Vorbedingungen schaffen soll, ohne die eine erfolgreiche Rückführung der deutschen Bauern aus Rußland nach dem größeren Deutschland nicht möglich sein wird.

Näheres über all dies findet sich in meiner Arbeit in dem Blatt: „Das Deutschtum im Ausland“, Heft 27, Jahr 1916.



Eine morgenländische Heiligengeschichte.

Nach dem Türkischen erzählt.

In der Nähe einer größeren Stadt Kleinasiens lebte ein Scheik, der seit vielen Jahren Hüter eines heiligen Derwischgrabes gewesen, berühmt in weiter Runde infolge seiner Frömmigkeit, seiner seelischen Kraft und Macht, vielbesucht von den Bauern, selbst Edelleuten, ganz besonders aber von den Frauen seiner Gemeinde. Ihm zur Seite stand ein junger Bursche, ein sogenannter Mürid, als Schüler und Jünger. Das Türbe (Grabmal) war groß genug, um weithin daran zu erinnern, daß hier ein heiliger Mann begraben liege, und schon so mancher wandernde Derwisch hatte unter dem Dache der heiligen Ruhesstätte ein gastliches Nachtlager gesucht und gefunden.

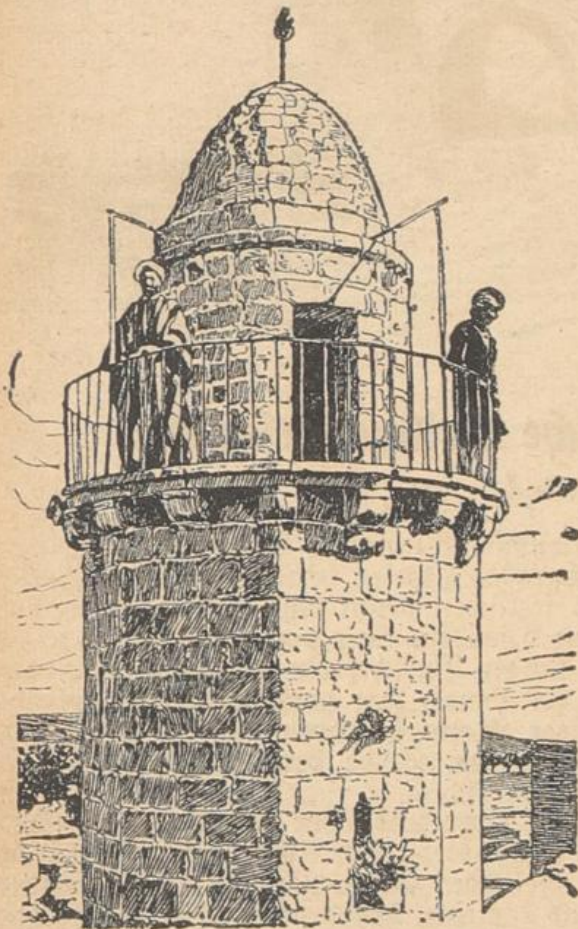
Die Fenster des Mausoleums waren über und über bedeckt mit Kleiderstücken und Lumpen. Sie erinnerten durch diese zahlreichen Opferzeichen an ebenso viele dem Heiligen dargebrachte Gelübde. So großer Ehrfurcht erfreuten sich die beiden Heiligen, der lebende und der tote, daß dem ersteren und seinem gehorsamen Schüler ein hinreichendes Einkommen erwuchs. Dazu war der Scheik seit langer Zeit im Besitze eines artigen Esels, das ihn über Land beförderte, wenn er Besuche zu machen hatte. Der Scheik trug die Tracht seines Ordens und obendrein einen grünen Turban, um als „Emir“ oder als „Scherif“, als ein Sproß der Familie des Propheten, zu erscheinen und als solcher mehr als die ihm sonst schuldige Ehrfurcht zu genießen. Ob er im Besitze des nötigen „Sened“ oder Stammbaumes war, das dürfte fraglich sein. Aber wer hätte daran zweifeln mögen und wer hätte es gewagt, den heiligen Mann, der ohne Unterlaß über dem Grabe eines noch heiligeren Mannes betete, darnach zu fragen?

Ali — so hieß der Mürid — hatte zwar nie einen Beweis scharfen Verstandes geliefert, aber fromm war er, und ein treuer, eifriger Diener seiner Derwisch- und Türbedar- (Grabhüter-) Pflichten. Er befand sich auf dem besten Wege, einen ausgezeichneten Scheik zu geben. Der Zeitpunkt nahte, wo er nach den Regeln des Ordens auf Wanderschaft gehen mußte, um von einem Grabe der Länder des Islam zum andern zu pilgern.

Eines Abends nun, nachdem alle Gäste von dannen gezogen, hub der Meister zu seinem Schüler gewendet, also an: „Ich habe mich redlich bemüht, dich in allem, was du wissen mußt, zu unterweisen. Jetzt ist die Zeit für dich gekommen, mein Sohn, hinauszuziehen in die Welt. Wie du weißt, bin ich arm an irdischen Gütern. Aber ich verspreche dir einen großen Teil von dem, was

ich habe. Uebermorgen sollst du dich, wohl ausgerüstet für deine lange und ermüdende Reise, auf den Weg machen." Ali küßte zum Zeichen des Dankes die Hand seines Meisters.

Am frühen Morgen der Trennung verrichteten beide ihre Morgengebete, dann gab der Meister dem Schüler kostbaren Rat und dazu einen seiner kost-



baren Schätze: den Esel, der ihn durch so lange Jahre getragen hatte. Außerdem erhielt Ali den zum Esel gehörigen Padsattel, einen Mantel des Meisters, einen Sack mit Vorräten, die für den Derwisch unentbehrliche Almosenschale und die nicht minder unentbehrliche Armstütze, aus Eisen gefertigt. Die Armstütze verbarg einen Dolch, mit dem sich der Derwisch wilder Tiere oder anderer Gefahren erwehren sollte. Zu all diesen Dingen erhielt Ali ein Tigerfell, über die Schultern zu werfen, zum Schutze gegen Hitze im Sommer und Kälte im Winter, und das allervornehmste Geschenk war ein Amulet, das der Scheik lange an seinem Halse in einem kleinen Metallcylinder getragen hatte. Der junge Derwisch schätzte das Amulet hoch und teuer; allein der Esel war ihm wohl noch lieber. Beide, der junge Ali und der alte Esel, hatten ja lange Zeit dieselben Sorgen geteilt, besonders während der Winterzeit, wenn es an Futter mangelte.

Der Scheik begleitete seinen Jünger für eine Meile Wegs, hielt dann an, rezitierte das erste Kapitel des Koran und sagte dem Scheidenden

Lebewohl. Viele Tage zog Ali neben seinem Esel her; nachts schliefen die treuen Gefährten nach echter Derwischart unter freiem Himmel. Der alte Esel konnte die mühevolle Wanderfahrt nicht lange ertragen, blieb eines Tages stehen, atmete schwer, fing an zu zittern an allen Gliedern, stieß einen kläglichem Ton aus, verdrehte die Augen und stürzte tot zu Boden.

Ali war nun allein in der Welt. Der Schmerz, der erste Schmerz in seinem ganzen Leben, überwältigte den armen Derwisch, und bittere Zähren netzten das dürre Gras der trostlos öden Steppe. Da tauchte am fernen Horizonte ein Staubwölkchen auf. Ali übersiel eine schreckliche Angst, daß er von den Reitern, deren Annäherung sich durch das Wölkchen verriet, zur Verantwortung gezogen werden könne. Schnell schleppte er den Kadaver auf die Seite und verscharrte ihn so gut es in der Eile ging. Nach getaner Arbeit setzte er sich neben das frische Grab und zerfloß in einen neuen Strom von Tränen. Näher und näher kamen die Reiter. Schreckliche Angst preßte das Herz des unerfahrenen Pilgers zusammen, wenn man ihn für einen Mörder hielt! Wer sollte glauben, daß da unter der Erde ein Esel und kein Mensch begraben liege?

Kaum hatten die Reiter den vor Furcht zitternden Derwisch bemerkt, bogen sie vom Wege ab und ritten querfeldein auf den armen Ali zu, um das Schicksal des Vereinsamten zu erkunden. Der Führer des Zuges, ein reicher Bey aus der Nachbarschaft, der mit Dienern und sonstigem Gefolge soeben von einem Besuche bei dem fernab wohnenden Gouverneur zurückkehrte, sah das frische Grab

und erkannte sofort, daß ein Derwisch an der einsamen Stelle seinen Tod gefunden habe und von dem trauernden Gefährten begraben worden sei. Welch fürchtbares Schicksal, so dachte er, sterben zu müssen, wo nicht einmal das für die heilige Waschung der Leiche nötige Wasser vorhanden ist und wo es an einem Imam fehlt! „Wann ist er gestorben?“ fragte der Bey. „Heute erst“, gab Ali mit tränenerstickter Stimme zur Antwort. „Wie lange seid ihr Kameraden gewesen?“ „Von den Tagen frühesten Jugend an. Wir waren unzertrennliche Freunde“, erwiderte Ali, den der Schmerz bei dieser Erinnerung noch heftiger packte.

Der Bey war tief ergriffen, hielt weitere Fragen für überflüssig und versicherte Ali, daß er in allem, was sich zugetragen, das Walten einer weisen Vorsehung erkenne. Das ganze benachbarte Land hätte bisher den Segen eines Heiligengrabes nicht erfahren. „Bleib bei uns“, so sagte er, „wir werden ein Türbe an dieser Stelle errichten, um die geheiligten Ueberreste deines verschiedenen Bruders zu schützen und zu ehren“. Ali wagte nicht zu widersprechen. Die Reiter zogen von dannen. Ali wusch sich, weil kein Wasser in der Nähe zu finden war, mit Sand, wie es in solchen Fällen Brauch ist, verrichtete sein Abendgebet und entthob sich der Sorgen durch einen ruhigen, tiefen Schlaf. Am nächsten Tage kamen Arbeiter mit Baumaterialien, das Türbe war bald fertig und Ali hatte nun durch eine wunderbare Fügung des Schicksals das Ziel erreicht, für das ihn der Himmel ausersehen. Er war Türbedar geworden. An dem einen Ende des Grabes fand jeder der zahlreichen Wallfahrer und Gäste die folgende Inschrift eingemeißelt: „Ihm, dem Schöpfer, dem Ewigen. Dies ist das Grab des berühmten Kutb, des durch Frömmigkeit hervorragenden, allbekannten Scheik Abdul Kadir vom Tarif der Kadiri. Sprich ein Fatiha für seine Seele“.

Das Grab war durch ein Gitter von der Außenwelt abgeschlossen, um es vor jeder entweihenden Berührung zu schützen. Ueber dem Ruheplatze hing eine Lampe, die der Türbedar allabendlich anzündete. Eine fromme Dame der Nachbarschaft hatte dem Türbe kurz vor ihrem Tode zur Unterhaltung der Grablampe eine Summe Geldes als Stiftung vermacht. Aber diese Stiftung war nicht die einzige, und Ali erntete Einkünfte reichlich genug, um seinen Pflichten fleißig zu leben. Zahlreiche Jungfrauen hatten Kleiderseken in die Fenstergitter geknüpft, um den schlummernden Heiligen zur Erfüllung ihrer Wünsche zu wecken; verheiratete Frauen hatten sich ähnlicher Opfer besleißigt, um die schwankende Zuneigung ihrer Ehemänner aufzurichten oder sich des langersehnten Kindersegens zu versichern. Ali der Scheik wurde mit frommen Gaben förmlich überschüttet. Umsonst war die Hoffnung aller Jungfrauen und Wittwen der Nachbarschaft gewesen, daß er sein einsames Dasein aufgeben werde. Ali war entschlossen, treu dem Beispiele seines Meisters, ehelos zu leben. Als einzigen Gefährten hatte er einen Burchen von zwölf bis vierzehn Jahren, den er verwaist in einem der Nachbardörfer getroffen hatte.

Scheik Alis Ruhm erklang je länger je weiter über das Land. Und so drang der Ruf seiner Frömmigkeit und der Wunderkraft des Heiligen auch bis zu dem fernen Türbe, wo Ali einst Mürid gewesen. Der alte Scheik geriet darob in nicht geringes Erstaunen. Ihm war bisher weder von der Existenz noch von dem Tode eines so außerordentlichen Mitgliedes der Bruderschaft irgend etwas zu Ohren gekommen. Neugierde und Eifersucht ließen den Alten die Beschwerden der Reize für gering erachten. Eines Tages schloß er sein Türbe und machte sich auf den Weg.

Wie staunte der Alte erst, als er, am Ziele seiner Wanderung angelangt, eine so große Menge von Wallfahrern fand, die auf Wagen, Pferden, Eseln und Maulthieren herbeigezogen waren. Nachdenklich machte ihn der junge Scheik, in dem er irgend einen alten Bekannten zu erblicken meinte. Ali war inzwischen ein großer Bart gewachsen; ein großer Turban deckte sein würdiges Haupt und verriet die Abstammung vom Propheten. Als sich dann bei Einbruch der Nacht die Menge verlaufen hatte, näherte sich der Alte dem Grabhüter und erkannte

mit nicht geringer Befriedigung seinen früheren Schüler. Ali freute sich über den unerwarteten Besuch, wurde aber um so schweigsamer und verlegener, je dringlicher der Alte zu wissen verlangte, wer unter dem Türbe begraben liege. Schließlich blieb ihm nichts übrig, als die Geschichte seiner Pilgersfahrt unter dem Siegel des Geheimnisses kund zu geben, wobei er nicht versäumte, auf das Walten der Vorsehung und besonders darauf hinzuweisen, daß der Körper des Esels die Wohnstätte der Seele irgend eines Heiligen gewesen sein könne. Nachdem Ali geendet hatte, versiel der Alte in immer tieferes Schweigen und Nachdenken. Ali wurde deshalb von Furcht gepeinigt, es könnte nunmehr zu Ende sein mit Ruhm und Glück.



Nach langer Pause brach Ali, der inzwischen wieder etwas Mut geschöpft hatte, also das Schweigen: „Ich habe dir, o Herr, mein Geheimnis verraten. Nun laß mich zum Lohne wissen, was ich nie in meinem Leben zu wissen beehrte. Sag, welcher heiliger Mann unter deinem Türbe begraben liegt, damit ich als Mann erkenne, für wen ich in meiner Jugend gedient und gebetet habe.“ „Der Heilige, für den du, mein Sohn, in deiner alten Heimat gedient und mit mir gebetet hast“, so antwortete der alte Scheik nach langem Zögern und Besinnen, „dieser Heilige ist kein anderer als — der Vater

des Esels, den ich dir einst unter warmen Segenswünschen zum Erbe gegeben. Möge der Segen Allahs noch länger auf unseren Türbes ruhen!“

(Diese ergötzliche Geschichte steht in Dr. Edmund Raumanns Buch: „Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat.“ Verlag von R. Oldenbourg, München und Leipzig, 1893.)

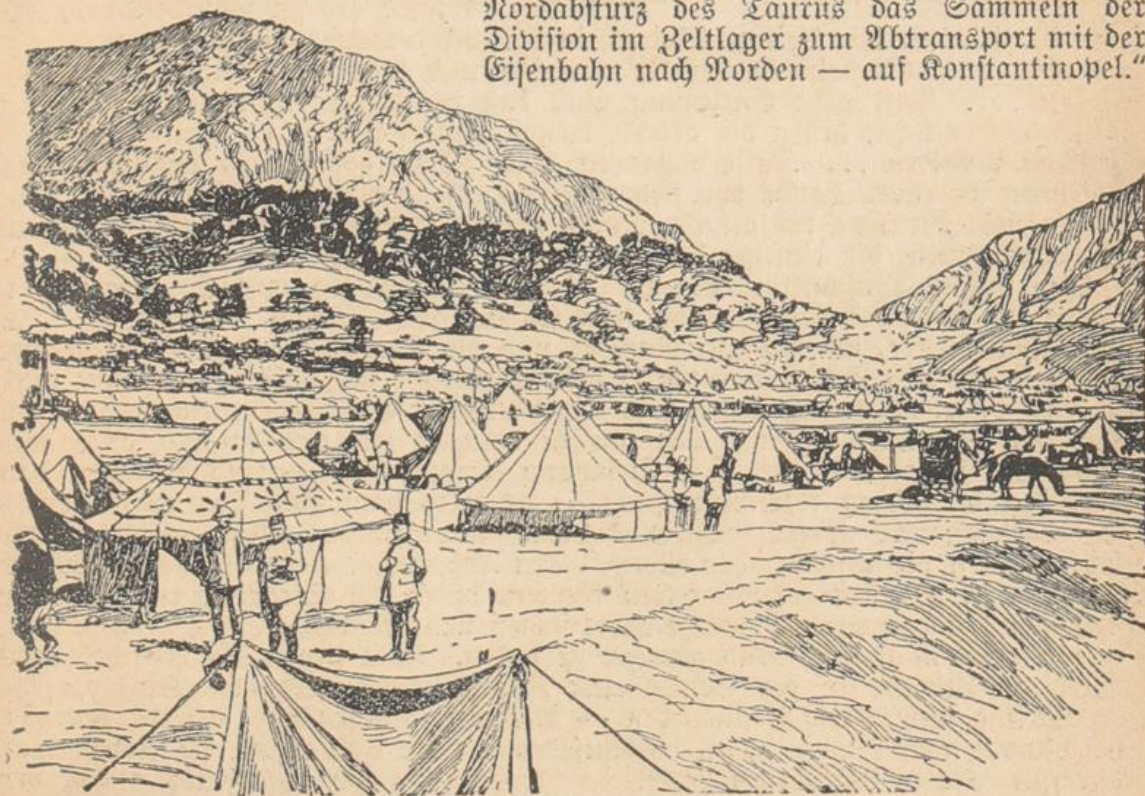
Die „Kilikischen Tore“, Mai 1915.

Von Oberstleutnant Schwabe.

Eine hochbedeutende Rolle auf dem türkischen Kriegsschauplatz des Weltkrieges spielt die gewaltige Etappenstraße, die sich als Verbindungslinie zwischen Konstantinopel und Jerusalem durch Kleinasien, Syrien und Palästina hinzieht. An zwei Stellen — im Taurus- und Amanus-Gebirge — wird die auf ihr ruhende Eisenbahn durch Straßen unterbrochen, die während des Krieges so verbessert und durch Kunstbauten verstärkt wurden, daß ein lebhafter, den Bedürfnissen voll genügender Lastautomobilverkehr auf ihnen Fuß fassen konnte. Unsere Bilder führen uns in das nördlichere der beiden gewaltigen Gebirgsmassive, in das Taurus-Gebirge, das sich in Kilikien in seinem höchsten Gipfel, dem Bulgur-Dagh, bis zu einer Seehöhe von 3600 Meter erhebt. Durch diese Bergwelt zieht sich eine der ältesten und berühmtesten Heerstraßen der Welt, deren größte Schwierigkeiten stets in der Ueberwindung des Engpässe des Taurus, der seit alters her weltbekannten „Kilikischen Tore“ (die Portae Ciliciae des Altertums) gipfelten. Schon Alexander der Große durchzog sie mit seinem Heere, als er im Jahre 333 v. Chr. von Kappadokien her vordrang, und nach ihm zahlreiche andere Heerführer und Eroberer.

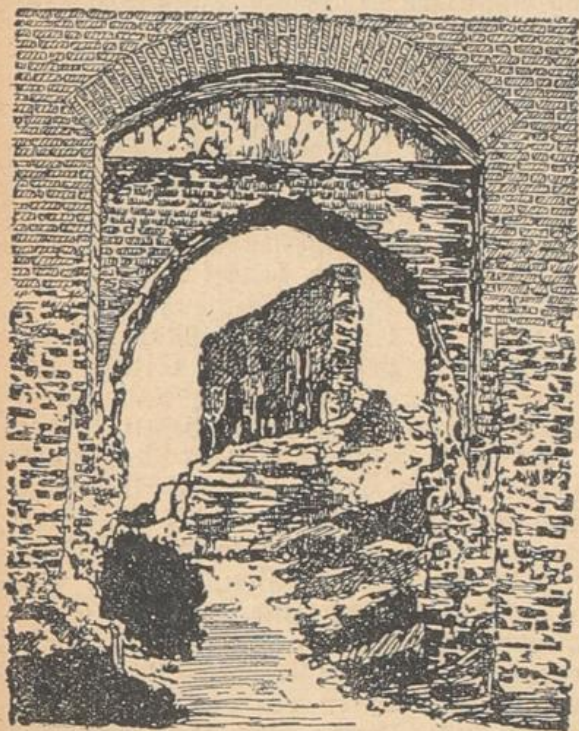
Wir verdanken die Bilder dem Begründer und Mitglied des Verwaltungsrats des „Kolonialkriegerdank“, Herrn Oberstleutnant Schwabe Bey, der von Jerusalem nach den Dardanellen marschierend im Mai 1915 mit der von ihm befehligten 10. Ottomanischen Division den Taurus und die Kilikischen Tore durchzog. In seinem Tagebuch heißt es: „28. 5. Frühmorgens um 4 Uhr ver-

läßt der Divisionsstab die Stadt Adana, und bei herrlichem Wetter geht es in der Kühle des Morgens dem Taurus zu, dessen Hochgipfel in schwere Wolkenmassen gehüllt sind, während die Matten und Wiesengründe der Vorberge im Sonnenglanze hellgrün herübergrünen. Beim Eintritt in das Gebirge reiten wir an Arbeiter-Truppen vorbei, die mit dem Ausbessern der Straße beschäftigt sind. Dann geht es weiter und weiter bergauf den Pässen entgegen. Je höher wir steigen, desto schroffer und unwegsamer gestaltet sich die Umgebung der Straße, die sich meist in enger, von steilen Abstürzen begrenzter Talschlucht hinzieht. Himmelhohe Felskolosse treten oft ganz dicht an den Weg heran. Spät am Nachmittag erreichen wir den Han (Gasthof, Herberge), Mesaroluk, an dem eine herrlich-klare, kalte Quelle aus dem Berge sprudelt. Hier im Hochgebirge herrscht noch voller Frühling. Der leichte Wind trägt Wogen von Blüenduft von den Bergwiesen herüber, deren saftig-grüne, von Wasser durchfeuchtete Grasnarbe mit Tausenden und Abertausenden von Blumen das Auge entzückt wie ein köstlicher Ferrachan-Teppich. Die Straße auch hier eingefaßt von gewaltigen Felschroffen, die engen, von klaren, schnell dahineilenden Bächen und Rinnsalen durchzogenen Talkessel im Frühlingsgrün, und die Gipfel von schweren Schneemassen belastet — das ist das Bild, das uns hier der Taurus bietet. — Im Gegensatz zu diesem lieblichen Bilde stand der Eindruck des Marsches am 29. 5. In immer enger werdenden Schluchten zieht sich die Straße den Kilikischen Toren zu. Eisige Kälte herrscht in der Morgenfrühe, und feuchtkalte Nebel brauen über den Wassern des tosenden Bergstroms, dessen in den Fels gesprengtem Bett die Straße folgt. Fest und sorgsam gefügtes Mauerwerk schützt ihren Aufbau gegen die Gewalt des in der Regenzeit mit Ungestüm dahinrasenden Flusses. Nach mehrstündigem Marsche erreichen wir die Kilikischen Tore, und hier — in der engsten und unwegsamsten Stelle der unsagbaren Felswildnis — überholten wir die erste Marschstafel der Division, das 29. Infanterie-Regiment. — Ich photographiere die Fahnenkompagnie, an deren Spitze der Regimentskommandeur, Major Abdulkadir Bey, reitet, genau an der Stelle, an der hoch in den Felsen sich die Erinnerungstafel an den Durchzug Alexanders des Großen befindet. — Am 30. 5. beginnt in dem weiten Tal von Bosanti am Nordabsturz des Taurus das Sammeln der Division im Zeltlager zum Abtransport mit der Eisenbahn nach Norden — auf Konstantinopel.“



Der Fall Wendens.

„**R**ein verlasseneres Volk möchte auf dieser Welt erfunden werden, als wir arme Livländer!“ schreibt der Chronist, als im Hochsommer 1577 die russischen Horden, geführt von ihren Zaren Iwan dem Grausamen, brandschatzend, plündernd und mordend in Livland einfallen. Und in der Tat — das Land war



doppelt verlassen: vom Deutschen Reich, dem es eben noch angehört, dessen Kaiser Ferdinand es noch kurz zuvor „des Heiligen Reiches angehöriges, ansehnliches Glied“ und „eine Vormauer gegen ausländische barbarische Völker“ genannt hatte — und ebenso von den Polen, die das deutsche Erbe angetreten hatten, und nun, da es in Gefahr war, ohne weiteres fortblieben.

Die zarischen Heerhaufen brachen ein, und wie ein Bericht aus Ostpreußen lauten die Worte des damaligen Chronisten: „Was der Moskowiter erobert, brennt er hinweg, daß sich niemand darin erhalten kann. Was er an Livländern, an wohlgewachsenen Leuten bekommt oder gefangen nimmt, das schickt er stracks durch die Post in die Moskau, und läßt sie da gefangen halten und sie täglich mit einer Kantel Meth und einem Stück Brot speisen. Mit Frauen und Jungfrauen wird so große Schand und Unehre getrieben, daß es nicht als zu schreiben noch zu

sagen ist. Was er von kleinen Kindern in Livland bekommt, die läßt er zerhauen und ihre zarte Herzlein an die Bäume hin und wieder nageln und darnach schießen Gott gebe Entsetzung, und daß es unserer Obrigkeit ein recht-schaffener Ernst sei, lassen die armen treuen Untersassen so erbärmlich auf der Fleischbank opfern ... In der ganzen Welt ist zu höchsten zu beklagen, daß diese arme bedrückte Lande von den Christen also verlassen werden.“

So war der Zar bis an die Düna gerückt und gelangte in zwei Wochen bis vor Wenden, die einstige Residenz der Ordensmeister von Livland.

In sieben Truppentkörper zerfiel das heranziehende russische Heer: die „eigene Heerschar des Großfürsten“, das sogen. „große Korps“, das „rechte und linke Flügellorps“, die Vorhut, Nachhut und die Artillerie. Von allen Seiten werden Stadt und Schloß umzingelt. Die Stadt, die sich nicht halten kann und der versprochen wird, daß Leben und Eigentum der Einwohner geschont werden soll, muß ihre Tore öffnen. Die Russen dringen ein und fordern auch das Schloß zur Uebergabe auf. Die Besatzung weigert sich — und als nun der Feind den Einlaß zu erzwingen sucht — da wird vom Schloß gefeuert. Eine der abgeschossenen Kugeln hätte beinahe den Zaren selbst getötet, und nun beginnen die Wendenschen Greuel. In Todesangst eilen die Unglücklichen, die sich nicht auf das Schloß retten können, durch die Straßen; ein Reitersmann aus der Bürgerschaft schießt dabei seinen siebenjährigen Sohn selbst nieder, um ihn nicht in Feindeshand geraten zu lassen. Bald liegen die Straßen voll zertretener Leichen, in der Schule eine Anzahl niedergemetzelter Kinder.

Als die im Schloß Befindlichen — Männer, Weiber und Kinder, deutsche und Bauern waren es — in hellem Entsetzen das die Luft erfüllende Wehgeschrei ihrer gemarterten Mitbürger hören, da schwören sie sich gegenseitig zu, Mann

für Mann getreulich auf ihrem Posten auszuharren: für sie und ihre Nachkommen werde es viel ehrenvoller sein, die Waffenehre zu wahren, als den Feinden in die Hände zu fallen.

Mit dem Morgengrauen des 1. September beginnt aus drei an verschiedenen Orten aufgestellten Batterien das Bombardement auf das stolze, hochgetürmte Schloß. Unter dem Feuer der Geschütze bricht zunächst ein Tor zusammen, ein zweites Schon stürmen die Feinde in die Vorburg — zwei, dreimal werden sie zurückgeworfen, aber sie erhalten frischen Zuzug. Zwei Türme, deren Einnahme die Hauptburg in große Gefahr bringt, werden mit einigen Nebengebäuden von ihnen besetzt, und das Feuer der Batterien macht eine weitere Behauptung der Vorburg unmöglich. Als die Verteidiger dieses erkennen, da entzündeten sie das sorgsam vorher unter diesen Türmen aufgehäufte Pulver. Die beiden mit Feinden gefüllten Türme brechen mit der anschließenden Mauer soweit zusammen, daß auch die in die Vorburg eingedrungenen Scharen dadurch erschlagen oder verscheucht werden. So gut es geht, wird nun in aller Eile die innere Burg befestigt. Aber der Feind zieht seine Geschütze näher heran und nimmt von neuem das Bombardement auf, das bis zum 5. September Tag und Nacht fortgesetzt wird.

Die Munition, die Lebensmittel und das Wasser gehen im Schloß auf die Reige. Einmal werden die Belagerten noch durch einen Regen erquickt, der wie ein göttliches Gnadengeschenk empfunden wird — aber allmählich werden die Kräfte der Verteidiger durch Hunger, Durst und Anstrengung erschöpft. Einer und der andere sucht die Verzagenden noch aufzurichten, so der katholische Suckauer Propst aus Preußen, ein Herr von Eden, der erst vor kurzem ins Land gekommen war; er wirft seinen Priesterrod ab, greift zu den Waffen und spricht den Zagenden Mut ein. Kugel auf Kugel schlägt gegen die Mauern. Mancher drängt sich an die gefährlichsten Stellen, um den Tod zu finden und nicht in die Gefangenschaft zu geraten. Nichts sieht man vor Augen, als den qualvollen Untergang durch die Henker des Feindes.

Da wird aus der Angst und zugleich aus der Entschlossenheit, mit der man dem Tode ins Auge sieht, ein rettender Gedanke geboren, zuerst in der Seele der Frauen und Jungfrauen. Sie flehen die Männer an, sie nicht den drohenden Folterqualen, nicht der Gewalt der Feinde preiszugeben — lieber sich mit ihnen zusammen in die Luft zu sprengen. Als nun die Bedrängten den sicheren Tod vor Augen sehen, erwacht das Verlangen, ehe die letzten Stunden des Lebens ablaufen und vielleicht furchtbare Todesqual über sie hereinbricht, wo bei Menschen keine Gnade zu hoffen ist, Vergebung und Gnade bei Gott zu suchen, vor dessen Richterstuhl sie zu stehen erwarten. Gemeinsam will man noch einmal das heilige Abendmahl empfangen; lebend und sterbend will man sich in seines Gottes Hand befehlen — dann mochte geschehen, was ihm gefiel.

Die Vorbereitungen werden getroffen, die Frauen legen „ihren besten Zierat und Geschmeide“ an — sie schmücken sich noch einmal, wie zu einem heiligen Feste — oder zum Tode? — da fehlt der Wein. Bestürzung und Trauer erfasst die Versammelten: sollte ihnen in der letzten Not auch dieser Trost fehlen! Die Prediger halten ihnen ein Wort des heiligen Augustin vor: „Glaube, und du hast es genossen!“ Aber — so erzählt der Chronist — es hatte der liebe, treue Gott, der uns nicht versuchen läßt über unser Vermögen und der rechte Nothelfer ist, es wunderbarerweise so gefügt, daß von ungefähr und dort, wo kein lebendiger Mund im Hause es ahnte, ein Faß voll schönen guten Weines gefunden und es den Pastoren zugestellt wurde.“

Neben dem großen Meistersaal des Schlosses, von dessen Wänden die Bilder aller der Herrmeister, die über das Land gewaltet, herabblickten, aus dessen hohen Bogenfenstern man hinausschauen konnte auf die Stadt und die Feinde da draußen, lag die Schloßkapelle. Hier vollzieht sich jetzt, während draußen die Kugeln an die Mauern schlagen, nach dem Brauch der Kirche die heilige Handlung an dreihundert Erwachsenen, dem Tode Geweihten. Feierlich wird beschloffen, lieber freiwillig in den Tod zu gehen, als in die Hände der Russen zu

fallen, und auch die Prediger stimmen zu, daß man sich selbst und das Schloß in die Luft sprengt.

Wieder — es war am fünften Tage — beginnen die Feinde zu stürmen. Gelingt der Sturm, so ist es zu spät: jetzt also, jetzt ist es Zeit zu sterben!

Unter dem Gewölbe der Schloßkapelle hatte man vier Faß Pulver aufgehäuft und so geschüttet, daß es vom Kapellensfenster aus mit einem langen Luntenstabe erreicht werden konnte. Hierher, wo sie vor kurzem miteinander das Abendmahl empfangen, eilen nun die zum Sterben entschlossenen, um dem Tode entgegen zu gehen. Mit dem Feuer in der Hand tritt der Hauptmann Heinrich Boismann unter sie, ein Mann, „der seit den Jahren, da man ein Beruf für das Leben wählt, nur den Krieg gesehen und ihn gelebt hatte“; er wirft sich auf die Knie nieder und um ihn her die anderen alle. Die Ehegatten fassen einander bei den Händen, die Mütter drücken die Säuglinge noch einmal an die Brust; so verharren sie im Gebet. Jetzt beugt sich Heinrich Boismann aus dem Fenster und legt das Feuer an. Das Pulver lodert auf — die Kapelle bricht zusammen und begräbt unter ihren Trümmern Männer, Frauen und Kinder.

Heinrich Boismann selbst war aus dem Fenster des Schlosses herausgeschleudert worden; er lebte noch, als die herbeieilenden Russen ihn im Graße liegen fanden. Sie schleppten ihn vor den Zaren; aber kaum war er dort angelangt, so rettete ihn der Tod vor weiterer Qual. Seine Leiche ließ der Großfürst auf einen Pfahl stecken. Zwei andere waren wunderbar beim Zusammenbruch des Turmes gerettet — wie Petrus aus dem Kerker und Daniel aus der Löwengrube, sagt der alte Chronist; mit höchster Gefahr krochen sie bei Nacht durch das Lager der Russen, mehrmals streiften sie die Kleider der schlafenden Feinde, des Tages steckten sie bis zum Halse in einem Sumpf — aber sie kamen glücklich hindurch. Und sie, die alles auf dem Schlosse mitangesehen, und sich selbst mit hatten in die Luft sprengen wollen — sie sind es auch, die darüber berichten konnten und berichtet haben, was damals auf dem Schlosse zu Wenden geschehen und wie es in Trümmer gesunken ist.

Noch ist der eine Turm des Schlosses ziemlich wohl erhalten, und man kann auf steinernen Treppen hinaufsteigen in den Ritteraal und weiter bis an die Zinne; nebenbei stehen andere Türme, gespalten und zertrümmert.

Aber nicht nur Ruinen: auch lebendige deutsche Kraft hat sich bis auf den heutigen Tag im baltischen Lande erhalten. Und wieder wie vor dreihundert Jahren, sehen die Russen alles daran, sie mit Gewalt zu vernichten: die deutschen Schulen sind geschlossen; Männer, Frauen und Kinder werden nach Sibirien verschickt, Prediger von der Kanzel gerissen. Deutschlands älteste Kolonie, die durch sieben Jahrhunderte zäh und tapfer ihr Deutschtum bewahrt hat, soll russisch werden. Aber hoffnungsvoller als vor dreihundert Jahren ertragen heute die Balten die russischen Greuel: sie wissen, Deutschland wird sie **diesmal nicht vergessen!**



Letten und Esten.

Von Axel Schmidt.

Der Weltkrieg hat die Namen dieser beiden Volkssplitter aus der Stille des Provinzlebens in das Licht des großen Geschehens gerückt. Wie sollte früher der Reichsdeutsche, der mit seinem nach Westen gerichteten Streben sogar das Deutschtum in seiner ältesten Kolonie — den baltischen Provinzen — fast ganz vergessen hatte, sich noch für zwei kleine bäuerliche Völker im Osten interessieren! Jetzt aber, wo Tausende von Feldgrauen in Kurland stehen, ist es natürlich, daß oftmals die Frage erklingt, was es mit diesen beiden Völkern für eine Verwandnis habe.

Als deutsche Kaufleute das baltische Land vor 750 Jahren aufsegelten, wohnten im Norden des Gebietes Esten, ihnen folgten südwärts die Liven, dann kamen die Letten und schließlich im südlichsten Teile die Kuren. Bis zur Gegenwart haben sich nur zwei von diesen vier Völkern zu erhalten verstanden: im Norden (in Estland und Nordlivland) die Esten und im Süden (Südlivland und Kurland) die Letten. Die Kuren sind schon seit längerer Zeit gänzlich verschwunden, und von den Liven sind nur spärliche Reste vorhanden.

Die Esten gehören zusammen mit den nahverwandten Finnen, haben aber viel germanisches Blut aufgenommen. Erzählen doch die alten Steingräber von gotischen Zeiten. Auch der Name weist auf germanische Voreintwohner hin. Der Römer Tacitus zählt unter den germanischen Stämmen, die im fernen Osten wohnen, auch die „Aistui“ auf. Wie nicht selten, dürfte auch hier bei der Besiedlung der nördlichen Hälfte der baltischen Provinzen durch einen finnischen Volksstamm der Name der Vorgänger auf die neuen Ankömmlinge übergegangen sein. Anders die Letten. Sie gehören zu dem litauischen Volksstamme, der verwandt mit Germanen und Slawen ist, also zu den Indogermanen gehört. Wichtiger aber ist die Tatsache, daß Esten wie Letten ihrer Kultur nach zu Mitteleuropa gehören. Erstens sind sie durchweg Protestanten — nur in Kurland gibt es aus der Zeit der Gegenreformation einige kleine katholische Gebiete. Die geringe Zahl von russisch-orthodoxen Gemeinden, die durch Versprechungen gewissenloser russischer Beamter — der Uebergetretene sollte reichlich Land erhalten — entstanden waren, dürften sofort wieder verschwinden, sobald im Lande die religiöse Freiheit hergestellt wird, weil der russische Glaube nirgends in beiden Völkern wirklich Wurzel geschlagen hat. Zweitens ist ihre gesamte geistige und wirtschaftliche Kultur deutschen Ursprungs. So haben die Letten und Esten niemals das russische Gemeindeland gekannt, sondern siedeln wie der Nordgermane einzeln auf ihren Bauernhöfen — dort „Gesinde“ genannt. Mit Recht hat man sie als deutsche Bauern mit lettischer oder estnischer Sprache bezeichnet. Untereinander freilich weisen die beiden Völker nicht wenig Verschiedenheit auf. Der Este ist ohne Zweifel viel fester mit dem Lande verwachsen, als der Lette. Er schiebt daher von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Letten an der Sprachgrenze, die bei der kleinen Landstadt Walk in Livland von Osten nach Westen verläuft, ständig zurück. Walk selbst, das vor 40 Jahren im lettischen Gebiet lag, weist jetzt sogar eine estnische Mehrheit auf. Jedoch nicht nur den kräftigeren Typus,



Alter lettischer Fischer.

vertritt der Este, sondern er stellt auch den sympathischeren Menschenschlag dar. Während der Lette wegen seiner geistigen Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit stark zu den Städten drängt, um sich dort als Fabrikarbeiter, Krämer und kleiner Beamter eine Existenz zu schaffen, hängt der Este mit allen Fasern seines



Estonischer Bauer.

Herzens an seiner Scholle. Eigener Herr auf eigenem Boden zu werden, ist der Traum jedes Esten, und mancher Hütejunge hat es auch nach einer Reihe von Jahren als Landknecht so weit gebracht, daß er sich mit seinen Ersparnissen ein Bauerngütchen hat kaufen können. Die nordische Natur und der im Gegensatz zu Kurland viel fargere Boden hat den Esten im nördlichen Teil der Provinzen zu einem vorzüglichen Ackermann, Fischer und Schiffer erzogen.

Diese bäuerliche Nüchternheit und Besonnenheit hat auch die Esten viel weniger verlockt, sich politischen Bewegungen hinzugeben. Sie haben daher lange nicht so wie die Letten in der russischen Revolution eine Rolle gespielt. Es ist aber auch grundfalsch, von einer „Lettischen Revolution“ zu sprechen. Die blutigen Aufstände im Jahre 1905 in Kur- und Südlivland bildeten nur einen Teil der russischen Revolution. Ebenso wie diese in Polen, in

der Ukraine und im Kaukasus eine lokale Färbung zeigte, so war es auch in den baltischen Provinzen; auch hier waren sie ohne den großrussischen Hintergrund nicht denkbar. Das geht schon daraus hervor, daß einige der Führer der sogenannten lettischen Revolution gar nicht Letten, sondern Russen und Juden waren.

Wenn auch die deutsche Oberschicht niemals den Versuch gemacht hat, die Letten und Esten zu germanisieren — im Gegenteil, die deutschen Pastoren haben nicht nur die lettische und estnische Volksschule gegründet, sondern auch die lettische und estnische Schriftsprache geschaffen — so hat doch diese deutsche Oberschicht dem ganzen Lande den deutschen Stempel aufgedrückt. Diese gemeinsame Front gegen den Russen ist im Lande unverkennbar vorhanden, wenn es auch oft zu scharfen Streitigkeiten gekommen ist, die umso heftiger ausfielen, als zum sozialen Gegensatz der Ober- und Unterschicht noch die nationale Verschiedenheit hinzukam. So falsch es wäre, diese Gegensätze zwischen den baltischen Deutschen und den Esten und Letten abzustreiten, so verkehrt ist es, sie als unüberbrückbar hinzustellen. Sobald einmal die russische Herrschaft verschwindet, würde diesem Gegensatz die Spitze abgebrochen werden: erstens, weil die russische Regierung stets das römische Wort vom „Teilen und Herrschen“ befolgt hat, und zweitens, weil die Kampfstellung der ihrer Zahl nach dünnen, ihrem kulturellen Einfluß nach aber ausschlaggebenden deutschen Oberschicht sofort allen Sinn verlieren würde. Die 200 000 baltischen Deutschen mußten, solange sie ganz auf sich selbst gestellt waren, ihre politische und kulturelle Vormachtstellung hüten, wollten sie nicht zu einer unbedeutenden Minderheit herabgedrückt werden. Bildete doch schon jeder soziale Aufstieg eines Esten oder Letten, sofern er nicht, was früher öfters, zuletzt fast nie geschah, dabei ins Deutschtum aufging, eine Bedrohung für die Stellung der deutschen Oberschicht, weil nur zu leicht dadurch die Leitung der Stadtverwaltungen, die noch in allen größeren baltischen Städten — bis auf Reval — in deutschen Händen liegt, in Gefahr geriet. Diese Stadtverwaltungen bildeten aber neben dem deutschen Großgrundbesitz die Hauptstütze des baltischen Deutschtums. Diese Gefahr würde nicht mehr bestehen, sobald die baltischen

Deutschen wieder Stütze und Rückhalt an den 70 Millionen Deutschen finden, und damit wäre der Hauptstreitpunkt zwischen Letten und Esten einerseits und baltischen Deutschen andererseits verschwunden.

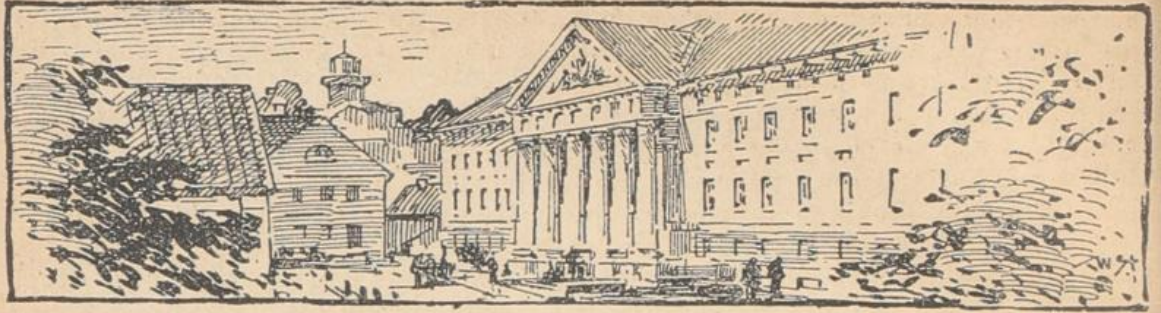
Daß das kulturelle Gemeinsamkeitsgefühl trotz der russischen Verhetzung zu Anfang des Krieges nicht gänzlich abhanden gekommen war, zeigt ein Vorfall zu Anfang des Krieges. Während sich die lettische Intelligenz in den Städten, anfänglich von Rußland aufgehetzt, einem sinnlosen Haß gegen die baltischen Deutschen hingab, nahmen die Vertreter der Esten mit den dortigen Deutschen Fühlung und schlossen mit ihnen eine Art von Burgfrieden. Die Esten taten das in der richtigen Erkenntnis, daß, wenn einmal die Deutschen erst von der russischen Regierung beseitigt wären, sie selbst an die Reihe kämen. Hatte doch die russische Regierung vor dem Kriege bereits mit viel Eifer den Plan betrieben, 300 000 großrussische Bauern auf baltischen Staatsdomänen anzusiedeln, um dadurch den deutschen Charakter des Landes zu vernichten. Ja, als die lettische Intelligenz die Esten aufforderte, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, um Vorteile aus der Deutschenhetze zu ziehen, lehnten jene das rundweg mit der Motivierung ab, daß sie sich bereits mit den Deutschen verständigt hätten.

Die im ersten Kriegstaumel von der lettischen Intelligenz ausgegebene Parole des Kampfes gegen das baltische Deutschtum hat sich bereits bitter gerächt. Die panikartige, von der russischen Regierung beförderte Flucht hat diesem ohnehin nur eine Million Köpfe zählendem Volke Wunden geschlagen, von denen es sich kaum jemals wieder erholen dürfte. Die Esten dagegen haben in ihrer Presse lebhaft dafür gearbeitet, daß niemand seine Scholle verlassen solle, weil eine solche Flucht den Tod des estnischen Volkes bedeuten würde.

So falsch es wäre, zu glauben, daß die Einverleibung der beiden Volksstämme ins deutsche Staatsgebilde ganz glatt verlaufen würde, so sind doch die Schwierigkeiten nicht so groß, wie es nach den bisherigen Streitigkeiten erscheinen könnte. Aus der Enge der Provinz hinausgehoben und ohne Deckung durch die russische Regierung würden sie nicht nur zu einem *modus vivendi* mit den Deutschen kommen, sondern Deutschland gewönne, ganz abgesehen von dem schönen Siedlungsgebiet, wo noch für die zwei Millionen deutscher Bauern aus Rußland Platz wäre, vor allem in den Esten, aber auch bis zu einem gewissen Grade in den Letten, tüchtige, mit dem nordischen Klima und dem dortigen Boden gut vertraute bäuerliche Elemente.



Surländische Seelandschaft.



Dorpat: Universität

„Bei Gott, ich werd' ihn halten!“

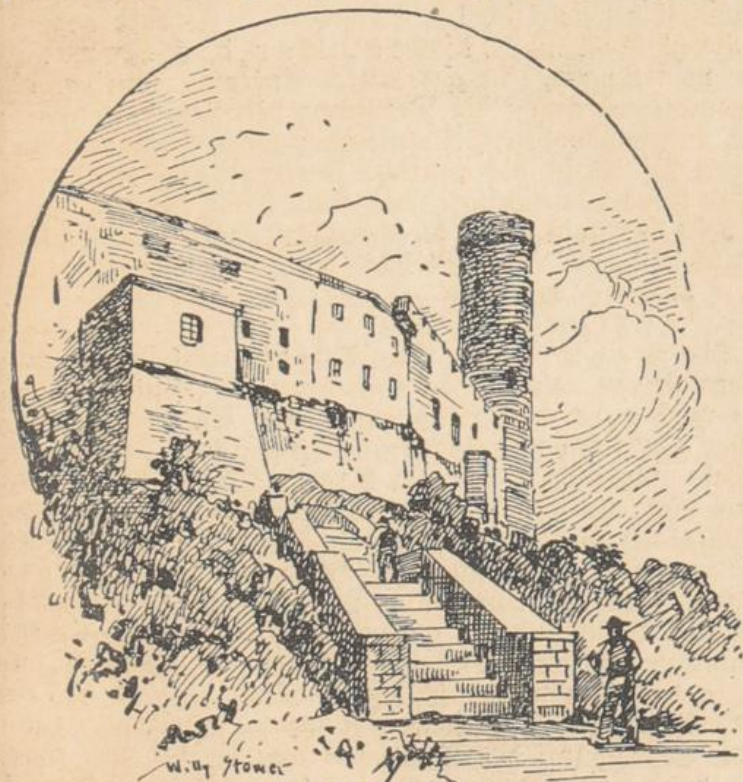
Von W. Meinhard.

Es war im Jahre 1710. Da saß Zar Peter im Ritterhause zu Reval, um den Vertrag zu unterschreiben, der Liv- und Estland an das russische Reich bringen sollte. Deutsch war das Land bisher gewesen, seit es vom Deutschen Orden um die Wende des 12. Jahrhunderts erobert worden, und deutsch war es geblieben, als es nach Auflösung des Ordens 1562 an Schweden fiel. Und deutsch sollte es auch fernerhin bleiben — das waren die Grundbestimmungen der Kapitulationsurkunde, die die baltischen Ritterschaften und die Städte Riga und Reval nach der Besiegung der Schweden durch den großen Zaren diesem vorlegten: Deutsch in seiner Verwaltung, deutsch in Gericht und Schule, deutsch in Kultur und Sprache; evangelisch-lutherisch die Landeskirche!

Zar Peter saß vor der Urkunde und kaute die Feder. Der estländische Ritterschaftshauptmann stand vor ihm und wartete der Entscheidung. Sah er ein heimliches, schadenfrohes Leuchten im Gesicht des Gewaltigen? Glaubte er sonst einen Grund zu haben, dem Zaren zu mißtrauen? Genug — er trat vor: „Majestät, wollen Sie das, was Sie unterschreiben, nicht auch wirklich tun, wollen Sie den Vertrag nicht halten, — dann unterschreiben Sie nicht!“ Zar Peter stutzt, — dann mit einem Blitz aus seinen Augen: „Bei Gott, ich werd' ihn halten.“ Mit schweren, klöbigen Buchstaben setzte er sein niederdeutsches „Pietr“ unter die Urkunde — und er hielt sie, wie geschworen.

Ruhe kam über die vom Kriege verwüsteten baltischen Lande, und ungestört von inneren und äußeren Feinden blühte bald aufs neue deutsches Leben auf heimischer Scholle. Und wie Peter taten alle russischen Zaren 125 Jahre lang. „Für sich und seine Nachkommen“ hatte Peter unterschrieben, und jeder neue Herrscher hatte die alte deutsche Verfassung anerkannt. Auch Nikolai I. Und doch blieb ihm, dem „Protector aller Reaktion in Europa“ vorbehalten, den ersten Streich gegen die verbrieften und besiegelten Rechte der Balten zu führen. Nicht eigentlich aus Deutschenhaß. Aber die freiere evangelische Kirche war ihm ein Dorn im Auge. „Griechisch-orthodox“ — das war seine Losung, die russische Kirche war sein Werkzeug, mit dem sich das Volk in dumpfer, stumpfer Unwissenheit, in slavischem Gehorsam, in geduldiger Knechtschaft, erhalten ließ. Darum — fort mit der evangelischen Landeskirche in Liv- und Estland und hinein die russischen Popen zu „jegensreicher Propaganda“ für die russische Staatsreligion. Und sie kamen, die russischen Popen mit ihren langen Haaren und schmutzigen Kleidern, dieselben Popen, vor denen, einer alten festen Regel gemäß, noch heute ein jeder russischer Bauer (es ist das nicht etwa ein Märchen!) dreimal ausspuckt, wenn er ihnen auf der Straße begegnet. Sie kamen mit all ihrem Schmutz, mit all ihrer Unbildung und Unwissenheit. Und damit willst du, Zar Nikolaus, die Deutschen fangen? Ach nein, nicht die Deutschen! Das wäre verlorene Liebesmüh'. Aber die lettischen und estnischen Bauern, 1½ Millionen damals

an der Zahl, die waren ein ordentlicher Bissen. Aber auch die Bauern waren an andere Vertreter der Kirche gewöhnt. Auch um die Bauern zu fangen, bedurfte es stärkerer Lockmittel als russische Popen. Russischer Schnaps — das ließe sich schon eher hören, und damit wurde auch nicht gespart. Aber auch der genügte nicht! Doch — was tut man nicht alles, um Väterchen Zar zu gefallen. Ein wenig Lug und Trug und Zwang und Drohung — das sind schon



Ordensschloß Reval.

bessere Mittel, daß ist der rechte Weg, um den Eintritt in die Staatskirche gangbarer zu machen. Und die Popen durchzogen das Land und versprachen den Bauern das Blaue vom Himmel herunter, schonten nicht Geld und Schnaps, um recht viele Seelen zu gewinnen. Abgabefreiheit und unentgeltliche Landzuweisung, Befreiung vom Militärdienst und Aussicht auf Mitregiment in Stadt und Land — das alles wurde ihnen im Namen des Zaren als Belohnung fest zugesagt. Und einige Zehntausende ließen sich betören.

Und das Ende vom Liede? Als alle Versprechungen sich als schöne Lügen erwiesen, als die „Befehrten“ für ihren Abfall nichts als die Ver-

achtung ihrer Volksgenossen ernteten, als sie dann mit allen Mitteln zum Glauben ihrer Väter zurückkehren wollten, da hieß es: Nein! Der Austritt aus der Staatskirche ist verboten. Sie und ihre Nachkommen, auch wenn sie Ehen mit Evangelischen eingingen, waren der russischen Religion verfallen — und wehe ihnen und dem Pastor, wenn sie sich über dieses Gesetz hinwegsetzten. Wenn ein Pastor, von der Gewissensnot seines alten Gemeindefindes erschüttert, von seinem Flehen gerührt, ihm, dem Abgefallenen oder seinen Kindern, das Abendmahl reichte, und der Spürsinn des Popenstapels dahinter kam — dann war es um beide geschehen. Von Haus und Hof, von Amt und Beruf wurden sie gejagt, noch Sibirien wurden sie geschickt, um dort über Zarentreue und Untertanenpflicht nachzudenken. Wie viele Märtyrer sind diesen Weg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewandert! Wie viele Prediger haben ihre Treue zu den verirrtten Schafen ihrer Gemeinde mit der Verbannung gebüßt! Wer zählt sie alle!

Doch — die Wolken zogen wieder vorüber. Zar Alexander II., aus anderem Stoff geformt als der Despot Nikolaus, lockerte die Zügel. Freier durfte die Landeskirche aufatmen, ungehindert konnte deutsches Wesen und Leben sich wieder im Baltensland entfalten — bis zum Regierungsantritt Alexanders III. (1881), des russischen Bauern auf kaiserlichem Thron, dessen Grundsatz „ein Reich, ein Zar, ein Volk, ein Glaube“ nunmehr mit äußerster Schärfe zur Anwendung gelangte.

Wo aber den Grund für den hierzu erforderlichen Verfassungsbruch hernehmen? Nun, in der Wahl der Mittel ist man zu keiner Zeit in Rußland verlegen gewesen. Waren in den vierziger Jahren die Popen die willfährigen Werkzeuge der Regierung gewesen, so mußten

nunmehr die kaiserlichen Beamten erhalten. Sie verstehen sich auf das Lügen und Trügen, auf das Bestechen und Bestochenwerden, auf das Verhezen und Demunzieren auch nicht schlechter. Ein hoher Staatsbeamter und ein Schwarm von Gendarmen, Polizeispizeln, Winkeladvokaten und ähnlichem russischen Ge-lichter kam in die baltischen Provinzen, um zu „revidieren“, und damit ergoß sich eine schmutzige Flut über das ganze Land. In Gast- und Gemeindegäusern, in Schulen und auf Bauernhöfen nisteten sich die Spizeln ein. Als bald begann ihre systematische Arbeit. Heß' den Deutschen, war die Parole! In Versammlungen, unter vier Augen, in gedruckten Aufrufen wurden die Bauern aufgefordert, Anklagematerial gegen die Deutschen herbeizuschaffen. Je mehr, desto besser. Schreiber, Winkeladvokaten, Dolmetscher waren immer gleich zur Hand, um die Beschwerden korrekt in die amtliche Form zu gießen und an die Regierung zu senden. Nur keine Weitläufigkeiten! Nur keine Mühehaltung für die Ankläger! Sag' nur dein Berslein gegen die deutschen Bergewaltiger her, lieber Mann, wir werden es schon in die rechte Melodie setzen und dem Künstler in der Regierung präsentieren, damit er das Lied an rechter Stelle zum Vortrag bringt! Beweis für die Anklagen? Wozu?! Es kommt ja nicht darauf an, daß sie wahr sind. Nur dasein müssen sie, um vor der Welt sagen zu können: Berge von Klagen sind über die Deutschen eingelaufen; ein eiserner Besen muß durch das Land fegen, um die deutsche Pest daraus zu vertreiben, russischer Ordnung und Gesittung Eingang zu verschaffen. Underthhalb Jahre dauerte diese „Revision“, bis zum August 1883. Ihr Erfolg war glänzend. Den lettischen und estnischen Bauern wurde vorgespiegelt, daß, wenn sie nur genügend Anklagematerial herbeischaffen, die Deutschen aus Gericht und Verwaltung, aus Kirche und Schule verjagt, ja, wenn das Material sehr reich sein sollte, alle Deutschen vielleicht von Haus und Hof vertrieben, den Letten und Esten aber der ganze Besitz und die ganze Herrschaft im Lande zufallen werden. Ist es ein Wunder, daß bei einer solchen, durch anderthhalb Jahre amtlich betriebenen Verhezung des Landvolkes schließlich Recht und Gesetz im Baltenland aufhörten? Brandstiftung, Raub, Plünderung, waren schließlich an der Tagesordnung, war doch jede Schädigung der Deutschen amtlich konzessioniert, wurden doch überführte und verurteilte Verbrecher von den russischen Macht-habern einfach freigelassen, wenn sie sich dieses Gnadenaktes durch recht „zugkräftige“ Anklagen gegen die Deutschen würdig erwiesen hatten.

Mit seinem „Beschwerdearchiv“ (nie ist eine Anklage amtlich publiziert oder dem Beklagten Gelegenheit zur Verteidigung gewährt worden!) reiste der Staatsbeamte nach Petersburg ab, und allsogleich erfolgte die Aufhebung der deutsch-baltischen Verfassung. Die deutsche Schule, das Lieblings-kind der Balten, wurde russifiziert, die Deutschen aus Gericht und Verwaltung gejagt, russische Amtssprache, russisches Gesetz und Recht eingeführt.

Und die Letten und Esten? Die hatten wieder das Nachsehen, denn nicht sie, sondern Russen erhielten die frei gewordenen Posten, und eine russische Volksschule kam an Stelle der unter der deutschen Verwaltung bestehenden lettischen und estnischen. „Mädchen, lernt russisch. Wer nicht russisch versteht, gleicht einem Blinden.... Religion ist nicht so wichtig wie das Russische. Wozu nützt Euch die Religion? In der Kirche hört Ihr schon genug davon. Auch das Estnische ist nicht so wichtig. Wozu lernt Ihr es? Ihr könnt es ja schon ohnehin, aber das Russische versteht ihr nicht von selbst.... Daher lernt Russisch!“ — Dies die wörtliche Uebersetzung aus einer Ansprache des Schulinspektors in einer soeben russifizierten estnischen Volksschule! Und das Resultat dieser Maßregel? Im Jahre 1882 hatten zwei Prozent der schulpflichtigen Kinder keinen Unterricht — im Jahre 1899 waren es 20 Prozent! Die Zahl der Analphabeten wuchs mit Einführung der russischen „Kultur“ erschreckend im Baltenland.

„Die Schule der Balten wird russifiziert.“ Das hört sich so einfach an hier bei uns im Reich. Wir sagen vielleicht: „die armen Menschen“ — und denken uns nichts weiter dabei. Stellen wir uns aber doch einmal vor, was das heißt: „die Schule wird russifiziert“. — Die Balten haben wie wir

deutsch als Muttersprache: Deutsch spricht das Kind mit Eltern und Geschwistern, deutsch mit Freunden und Verwandten, deutsche Märchen und Sagen hört es, deutsche Bücher lieh es, deutsche Lieder singt es, deutsch ist die Umgangssprache in Geschäften. Und mit einem Male Unterricht nur auf russisch, ohne jede Rücksicht, und alle Jahre hindurch, und jede neue Generation, und ungeachtet dessen, daß deutsch, immer nur und nun gerade nur deutsch im Hause gesprochen und gelesen und gesungen wurde! Nun verstehen wir, was für einen Schlag die Russifizierung der Schulen für die Balten bedeutete. Die Wurzel ihrer deutschen Kultur wollte man ihnen zerschneiden, ihnen ihre deutsche Bildung nehmen, um sie auf diese Weise dem Russentum in die Arme zu treiben. "Schiller — kleiner Licht; Gette — schon besser; aber Lomonossow — wirklicher Staatsrath und Kritiker billiger Drdenn!" — so empfahl ein russischer Lehrer seinen deutsch-baltischen Mädchen den recht minderwertigen russischen Dichter Lomonossow zum eifrigen Studium. Russische Kultur!

Und was mit der Schule geschah, das geschah auch mit der Universität Dorpat. Diese alte deutsche Hochschule, berühmt weit über die Grenzen Baltenlands hinaus, aus der ein Harnack, Bergmann, Ostwald, ein Karl Ernst v. Baer und viele andere berühmte deutsche Gelehrte hervorgegangen sind, auch die wurde russifiziert! Entlassen wurden die deutschen Professoren, verboten die deutschen farbentragenden Verbindungen, und die frei gewordenen Lehrstühle besetzt, absichtlich besetzt mit dem Auswurf der russischen Beamten-Professoren, und als Studenten zugelassen die Zöglinge der russischen Popenseminare. Keine russische Hochschule gewährte diesen schmutzigen, langhaarigen, mit Thranstiefeln und russischem Hemd bekleideten Jammergestalten Zutritt — nur noch Tomst in Sibirien dürfen sie, weil dort jeder Hörer recht ist, und nach Warschau und Dorpat. Da war der neue Rektor Budilowitsch. Keine Universität wollte ihn haben, — in Dorpat wurde er sofort Rektor und führte sich gleich im ersten Jahr gut ein durch einen großzügigen Holzdiebstahl, indem er heimlich die zum Heizen der Universitätsgebäude angeschafften Holzvorräte für sich versteigerte. Mit „In Dorpat, ja in Dorpat da ist Holzauktion . . .“ besangen daraufhin die baltischen Studenten ihren neuen Rektor. Oder der Professor Wassiljef. Da herrschte in einem verrufenen, abgelegenen Viertel der Stadt die Cholera. Und plötzlich trat sie in den besten Häusern auf, und alle Welt zerbrach sich den Kopf, wie die Krankheit dort Eingang hat finden können, wo gar kein Verkehr zwischen beiden Stadtteilen herrschte. Man ging der Sache nach, — und da stellte es sich heraus, daß der ehrenwerte Professor im Neben- (oder richtiger Haupt-) berufe den sehr einträglichen Posten eines Chefs der berüchtigten russischen Geheimpolizei bekleidete und seine bei ihm aus- und eingehenden Spione dort im verrufenen Viertel ihren Wohnsitz hatten.

Wie mit der Schule und Universität verfahren die Russen auch mit der deutschen Landesverwaltung und dem deutschen Gericht. Auch dort mußten die Deutschen den russischen Kreaturen Platz machen und in



Petrifirche zu Riga.

ohnmächtigem Zorn deren Willkür dulden. Das lettische und estnische Volk verstand ja auch kein Russisch, und die bisherigen deutschen Richter und Beamten verhandelten, wenn der Bauer nicht das Deutsche beherrschte, in lettischer oder estnischer Sprache, die jeder Deutschbalte auch zu sprechen vermag. Nun kamen russische Richter ins Land, keiner der dort einheimischen Sprache mächtig!



Dom zu Riga.

Mit Dolmetschern mußten alle Verhandlungen geführt werden, man denke, mit ungebildeten oder bestochenen Dolmetschern, wo es oft auf ein Wort, eine falsch wiedergegebene Wendung ankommen kann, ob es „schuldig“ oder „nicht schuldig“ heißen soll. Ein Beispiel: Ein Gutsbesitzer war über Land gefahren und kommt am Abend nach Hause zurück. Da sieht er in der Gegend seines Hofes den Himmel gerötet und bricht in den jähen Ruf aus: „Am Ende brennt mein Haus“. Am nächsten Tage wird er von dem ihm übel gesinnten Kutscher wegen Brandstiftung verklagt. Es kommt zur Verhandlung, und der Kutscher sagt aus, der Herr habe sich selbst zu dem Verbrechen bekannt. „Wie, ich selbst soll das getan haben?“ „Gewiß! Wiederholen Sie doch die Worte, die Sie beim Anblick des geröteten Himmels aussprachen.“ Er tut's. Der Dolmetscher übersetzt. Der Richter fällt sein Urteil: Schuldig! Warum, weshalb? Der Dolmetscher, ein Freund des Kutschers, und von ihm bestochen, übersetzt das „Am Ende brennt mein Haus“, in „Endlich brennt mein Haus“ — und der Richter, keiner der

Landessprachen mächtig, hält den Angeklagten für überführt.

Eben jetzt durchlebt das baltische Deutschtum seine schwerste Stunde! Sieben Jahrhunderte hat es treu auf vorgeschobenen Posten ausgeharrt, ist es ein Bollwerk des Germanentums gewesen. In ihm haben sich die Stürme der Russen gebrochen, gedüngt ist ihr Heimatland mit dem Blute ihrer Väter im Kampf gegen Moskowiter und Tartaren. Jetzt aber naht die Entscheidung! Bleibt das Baltenland beim russischen Reich, — dann ist es ums baltische Deutschtum geschehen! Es wird vernichtet, ausgerottet werden. Werde Russe, oder verlaß' die Scholle deiner Väter, die sie durch Jahrhunderte treu bewahrt haben! „Ein Fohlen, das im Schweinestall geboren wird, ist darum noch kein Schwein!“ — so hat einmal ein baltischer Deutscher einer hochgestellten Dame in Deutschland geantwortet, die da meinte, daß die Balten doch in Wahrheit Russen seien, da ihre Heimat zu Rußland gehöre. Das war damals noch möglich. Nach dem Kriege nicht mehr! Da werden keine Fohlen, keine Kasse mehr in Rußland geduldet werden, sondern nur Verrätergezücht am deutschen Volkstum. Und dazu geben sich die baltischen Deutschen nicht her.

„Bei Gott, ich werd' ihn halten“, — so sprach Peter der Große für sich und seine Nachfolger! Sie aber, die Nachfolger, haben den Vertrag nicht gehalten, gebrochen haben sie ihn. Gebrochen in schnödem Uebermut! Die niedrige Rachsucht der in der Kultur tiefer stehenden Rasse verträgt nichts Höheres neben sich. Verwirkt hat der Russe das Land, verwirkt hat er das Anrecht auf die Treue seiner Bewohner. Der Russe brach die Treue, — er soll die Folgen seines Treubruches tragen. Und Deutschland helfe dazu, daß dem Recht Ehre wiederfahre!

Jahrhundertwende am Euphrat.

1. Januar 1901.

Von Dr. Paul Rohrbach.



Diese Nacht habe ich hier Jahres- und Jahr-
hundertwende gefeiert — am Euphrat! Es hielt
nicht ganz leicht, das vorgesezte Ziel zu erreichen:
erst kurz vor Mitternacht kam ich in dem Dorf
Dscherablus an, das hart am Ufer des Flusses
liegt. Den ganzen Tag über war ich besorgt ge-
wesen, ob es wohl die Nacht Mondschein geben
würde. Wir haben Vollmond, und ich versprach
mir einen wundervollen Augenblick davon, um
Mitternacht auf hohem Ufer über der hell über-
glänzten Fläche der wirbelnden Gewässer des
Euphrat mein Glas dem kommenden Jahrhundert,
dem Vaterlande und allen Lieben daheim zu
bringen! Schon den Ausbruch von Aleppo hatte
ich so eingerichtet, daß ich am gestrigen Abend
Dscherablus erreichen mußte, wenn nichts Un-
vorhergesehenes passierte. Das Unvorhergesehene
kam aber, und zwar in Gestalt eines wegeun-
kundigen Saptichs (türkischen Begleitendarmen),
der uns aus der Wegerichtung und in die Irre
brachte. Nachdem er uns wohl zwei Stunden im
Kreise herumgeführt hatte, ritt er allein ein Stück
voraus, um den Weg zu suchen; darüber wurde es
aber dunkel, und der Mann muß sich total ver-
loren haben, er ist bis heute früh noch
nicht wieder bei uns aufgetaucht. In kurzem
brach volle Nacht herein; schwarzes Gewölk,
prasselnde Regenschauer und ein eiskalter

Ostwind machten die Situation bald so ungemütlich und in bezug auf die er-
sehnte Mondscheinnacht so hoffnungslos wie nur möglich. Die Leute baten in-
ständig, in einem Dorf zu bleiben, auf das wir endlich unvermuteter Weise
stießen. Es war bereits 9 Uhr abend, seit vier Stunden „Nacht“, wie man hier
sagt, wir alle durchfrozen bis ins Mark, und unter gewöhnlichen Umständen
wäre mir auch nichts erwünschter gewesen, als hier ein warmes und trockenes
Quartier zu finden — aber wo blieb dann mein Vorsatz? Um meiner Mannschaft
nicht geradezu gemeingefährlich verrückt zu erscheinen — wie sollte ich ihr wohl
meine Ideen über Jahrhundertwende und den Mondschein am Euphrat bei
der finsternen Regennacht, in der wir steckten, erklären! — sagte ich ihnen, ich
hätte ein Gelübde getan, gerade heute nicht vor Mitternacht zu rasten, möge
kommen was da wolle. Wie sie sich nach dieser Erklärung den Fall zurechtgelegt
haben, weiß ich nicht; genug, sie wurden trotz ihrer anfänglichen Heidenangst
vor dieser „rechten Räubernacht“ willig und beredeten einen Bauern, der Weg
und Steg genau kannte, uns durch die Nacht nach Dscherablus zu führen.

Wir waren eine halbe Stunde geritten, da begann die dichte, bisher Sprühe
auf Sprühe entsendende Wollendecke am Himmel sich hier und da zu lichten.
Mit einem Male brach der Mond durch und beleuchtete den Euphrat in nächster
Nähe zur Rechten. Ein stark betretener Weg führte durch eine Schlucht hinab;
wir kreuzten ihn rechtwinklig, und ich bemerkte, daß wir über eine Unmenge
alter, bis auf die jetzige Bodenoberfläche abraasierter Mauerzüge ritten.

Jetzt traten wieder Berge zwischen uns und den Euphrat; am Himmel
kämpften Mondlicht und Wolkendunkel. Bald jagte der Wind schwere schwarze

Massen vor die lichte Scheibe, bald spannten sich zarte Schleier, dann wieder Ringe und weite blasse Lichthöfe um sie herum. „Ich glaube, selbst Mustapha Pascha von Dschesireh würde Furcht haben, um diese Stunde hier zu reiten; was seid ihr Europäer doch für Menschen!“ flüsterte mir mein Diener, scheu sich umblickend, zu. Nicht lange, so blinkte wieder der Strom zur Rechten; er schien entfernt, aber deutlich scholl das klatschende Aufschlagen, wenn ein vom Wasser unterwühltes Erdstück am Ufer sich loslöste und hinabfiel, von Zeit zu Zeit herüber. Endlich, nicht lange vor Mitternacht, verkündigte heftiges Hundegebell vor uns die Nähe des Dorfes. „Allah! Allah!“ seufzte der Maultierreiber auf und sah mich, halb fragend, halb vorwurfsvoll, kopfschüttelnd an. Ich lachte und ließ ihn jagen: „Nun aber schleunigst Quartier geschafft! Mach den Scheck ausfindig und gib dem Mond ein gutes Wort, vorwärts!“ Das Haus des Schecks wurde in der Tat glücklich gefunden: ein einziger großer Raum für Menschen, Esel, Kameele, Pferde, Schafe und Kühe — aber das Ziel war erreicht! Nicht fünfzig Schritte entfernt hörte ich den Euphrat gurgeln. Jetzt Punsch gebraut und an den Strom!

Leise rauschend, majestätisch ruhig, nur an der Oberfläche von Ufer zu Ufer über seiner Tiefe in kreisenden, fließenden Wirbeln spielend, zog der uralte, stolze Euphrat, in einem einzigen breiten Bett geeint, unter mir vorbei. Die Luft war winterkalt geworden, der Wind mit einem Male ungesprungen; fausend und in kurzen Stößen kam er jetzt über die weite Steppe Mesopotamiens hergefahren, aber seine Kraft ließ nach und der Vollmond blieb Sieger über das Gewölk, das ihn bekämpfte. Mitternacht war da, und die Stunde groß und schön. Im Norden hing eine schwarzdunkle unheimliche Wolkenwand tief am Firmament; langsam, als ob sie widerstrebten, sanken die finsternen, zerrissenen Ballen und Fetzen, die der Sturm noch mit seiner letzten Kraft von Süden heraufgejagt hatte, hinunter und vergingen in jenem großen Grab. Nach Westen zu war der Himmel klar; nur vereinzelte, leuchtend silberweiße Wolkenstreifen schwammen über dem Horizont, und um die nahezu im Zenith stehende Mondscheibe zogen sich zarte Schleier, wie ein Brautgespinnst aus durchsichtigen Aethersflocken und dichten Strahlen eines blassen, weißen Lichts gewoben. Auf dem Euphrat baute der Mondschein schimmernde, schwankende Brücken; Lichtfelsen tanzten über die strudelnden Wasserringe von Rand zu Rand und auf der Mitte des Stromes trieb wie ein Geisterschiff ein losgerissenes langes Schilffloß, wie es die Leute weiter oberhalb zum Uebersehen gebrauchen.

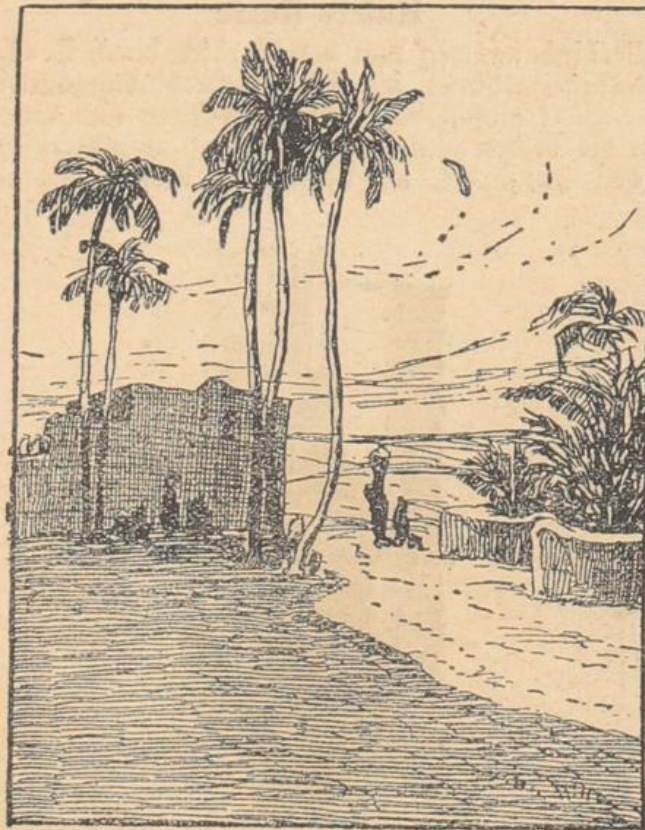
Wie soll ich sagen, was mich in dieser Stunde bewegte! Vor allem war es die Zukunft unseres Volkes in diesem neuen Jahrhundert auf diesem Boden. Wir sind im Begriff, unsere Hand diesen Ländern zu geben, um die einst Aegypten und Hethiter, Assyrer, Babylonier und Perser, Römer und Parther miteinander gefochten haben. Wir wollen sie weder mit dem Schwert erobern, noch sonst auf eine Weise denjenigen nehmen, die sie jetzt besitzen, aber wir wollen sie aus ihrem Todeschlaf zu neuem Leben erwecken, uns und dem armen Volke, das sie jetzt bewohnt, zu Nutzen und Segen. Vielleicht spannt sich schon in einem Jahrzehnt, sei es an dieser selben Stelle, sei es ein wenig weiter auf oder ab, die Brücke für den Schienentweg, der unsere Wagen und Lokomotiven nach der Stadt Nebukadnezars und zum südlichen Ozean tragen soll, über den Strom, der seit den Tagen des Römischen Reichs kein Joch mehr auf sich geduldet hat.

Jetzt war es Zeit zum Jahrhunderttrunk: zum Trunk auf Germanias Werben ums Morgenland, auf den Kaiser, der uns zuerst in die Welt hinaus geführt hat, auf die Meinen und jeden, der mit mir eines Sinnes darin ist, daß es jetzt gilt, in der Fremde für die Heimat zu sorgen — gleichviel, ob bekannt oder unbekannt! Ein langer Zug, ein zweiter und dritter, und das Glas flog hinunter in den Strom. Silber spritzte das Wasser auf; dann nahm ich frohen Abschied von der Stelle, wo für mich das zwanzigste Jahrhundert begonnen hatte.

Der Schwur der Acker.

Von Wilhelm Lennemann.

Tretet alle heran:
Bauer, Bürger und Edelmann,
und hört unsern Schwur:
wir Acker vom Rhein bis zu Masurens Seen
haben die deutsche Not gesehn.
Sie konnten mit Brand euch und Eisen nicht zwingen,
nun soll euch der Hunger niederringen.
Da stehn wir auf zu heiligem Schwur:
"Alle Kraft dränge empor zum Licht,
bis Halm an Halm steht, stark und dicht,
bis alle Aehren reif und schwer,
ganz Deutschland durchflutet ein Körnermeer!
Der Herrgott muß gnadend zur Hilfe stehn
mit Sonne, Regen und Windeswehn.
Ein Sensenklingen soll werden im Land;
ein Ernten bis hoch unter Daches Rand!
Allen Mühlen geben wir donnernd zu tun;
sie sollen nicht eine Stunde ruhn,
bis alle Kasten voll, alle Augen blank:
Wir sprechen zusammen den Erntedank."
Holt aus Bauern und streut eure heiligste Tat,
unsere Schollen hungern nach Korn und Saat."



Zu unsern Kunstafeln.

„Ahesha“ im Indischen Ozean.

Wir kennen die wunderbar prächtige, kühne Fahrt des Restes der Emdenbesatzung durch die ganze Weite des Indischen Ozeans unter Kapitanleutnant Müde, dessen Porträt wir im vorigen Jahre brachten. Professor Stöwers Bild malt uns das Schiffschen mit den Tapferen in der wogenden Wasserwüste, die siegreich von ihm bezwungen wurde.

Der Kilimandscharo.

6000 Meter hoch erhebt sich der doppelgipflige Berg auf der Grenze des deutschen gegen das englische Gebiet in Ostafrika. Der schneetragende Kibogipfel, den unser Bild zeigt, ist die Hauptspitze des Berges. Möge 1917 der Riese wiederum unser sein!

Konstantinopel und der Bosphorus.

Eine Million Einwohner zählt die Hauptstadt des türkischen Reichs, in zwei Erdteilen zu beiden Seiten der blauen Meeresstraße gelagert. Zur Linken ist die Sophienmoschee und daneben das Gebäude des türkischen Parlaments sichtbar. Drüben am asiatischen Ufer beginnt der Strang der Bagdadbahn.

Ruine Rokenhusen in Livland.

Schloß Rokenhusen, eine alte Burg des Erzbistums Riga, erhebt sich an der Mündung des Persebaches in die Düna auf dem livländischen Ufer. Sie ist eins der eindruckvollsten baulichen Zeugnisse für die alte deutsche Geschichte Livlands.

Unsere Karte

zeigt den großen Verbindungsweg von der Nordsee durch Deutschland, Osterreich-Ungarn und die Balkan-Halbinsel, die sich als Verbindungsglied zwischen Mittel-Europa und dem Orient einschleibt, nach Klein-Asien und Syrien. Dort gabelt sich der Strang in die beiden Linien über Bagdad zum Persischen Golf und über Damaskus gegen den Suezkanal, wo unsere Bundesgenossen an der Arbeit sind.



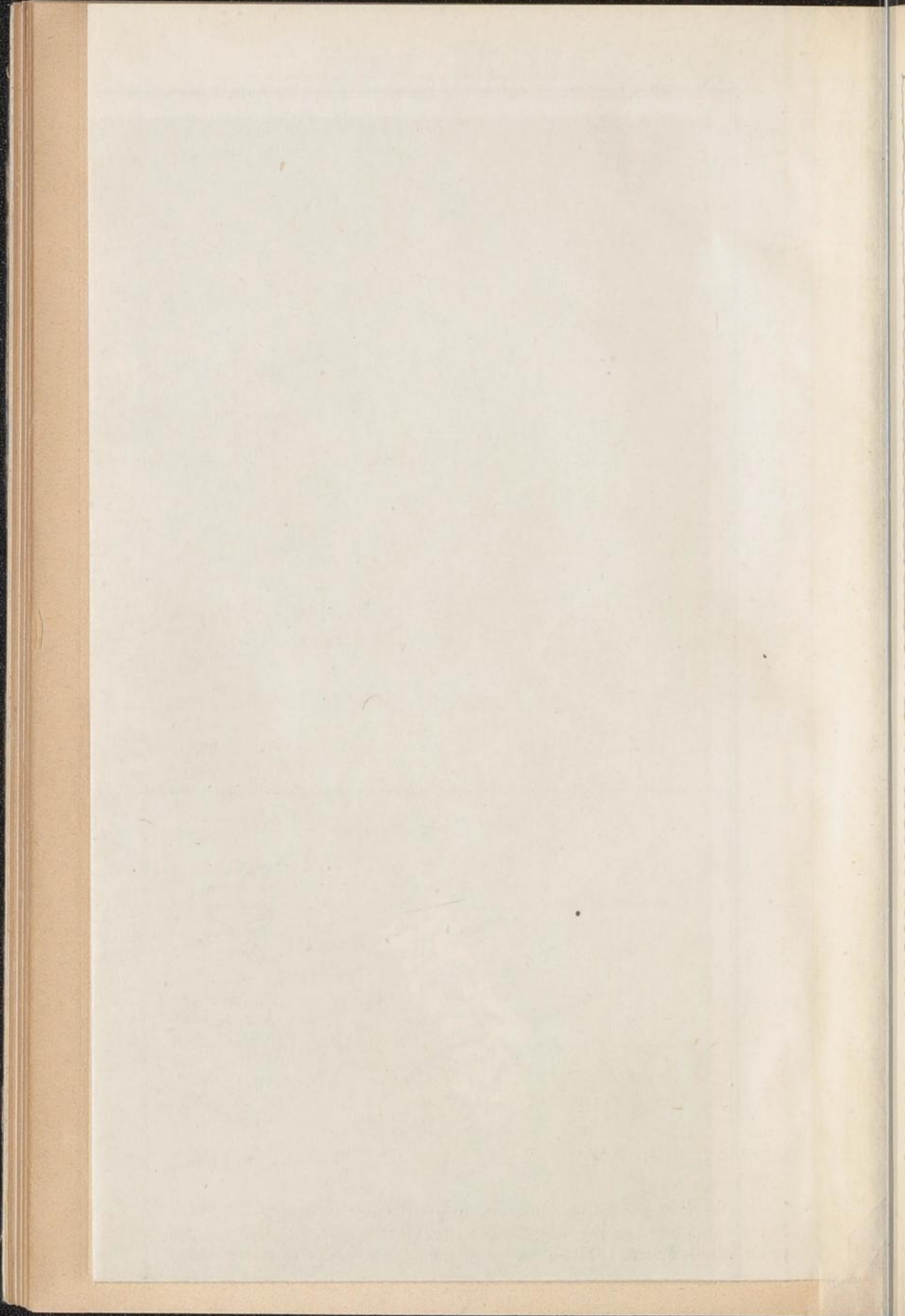
Druck von Selmar Bayer, Berlin SO 36.

1 = 2



Der Mitteleuropa-Orientweg.





Wer unseren tapferen Kolonialkriegern und ihren Angehörigen
und Hinterbliebenen helfen will,

werde

Mitglied des Kolonialkriegerdank E. V.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Berlin W 35,
Potsdamer Str. 98 a.

Jahresbeitrag der „ordentlichen Mitglieder“ mindestens
3 Mark.

„Förderer“ des Vereins werden Personen, Firmen oder Vereine,
die einen einmaligen Beitrag von mindestens 500 M. spenden.

Näheres über den Kolonialkriegerdank siehe Seite 3 dieses
Kalenders.



Die Benutzung der wirtschaftlichen Unternehmungen des
Kolonialkriegerdank E. V. wird wärmstens empfohlen:

Photozentrale des Kolonialkriegerdank E. V., G. m. b. H.

ist Lieferant photographischer Apparate und Utensilien aller Fabriken
(Ernemann, Goerz, Ica, Kodak usw.) für viele staatliche und städtische
Behörden und Private. — Herstellung aller Photoarbeiten, einschließlich
Diapositive für Vorträge. Vertrieb von Kolonialbildern. Spezialität:
Photo-Ausrüstungen für Reisende nach Tropen und Übersee auf Grund
eigener afrikanischer Erfahrungen. — Illustrierter Katalog kostenlos.
Original-Fabrikverkaufspreise.

Geschäftsführung: Dr. R. Lohmeyer, Berlin NW 6, Karlstraße 31;
Telephon: Amt Norden Nr. 4849.

Annoncenerpedition des Kolonialkriegerdank E. V., G. m. b. H.

Annahme von Inserataufträgen für alle Zeitungen und Zeitschriften des
In- und Auslandes zu Originalpreisen unter Gewährung der höchsten
Rabatte je nach Umfang der Aufträge. Lieferung von Kostenanschlägen
und Insertionsplänen unverbindlich und kostenlos. Pünktliche und
gewissenhafte Bedienung durch fachmännisch gebildete Angestellte.

Berlin W 35, Potsdamer Str. 98 a; Telephon: Amt Lühow Nr. 5267.

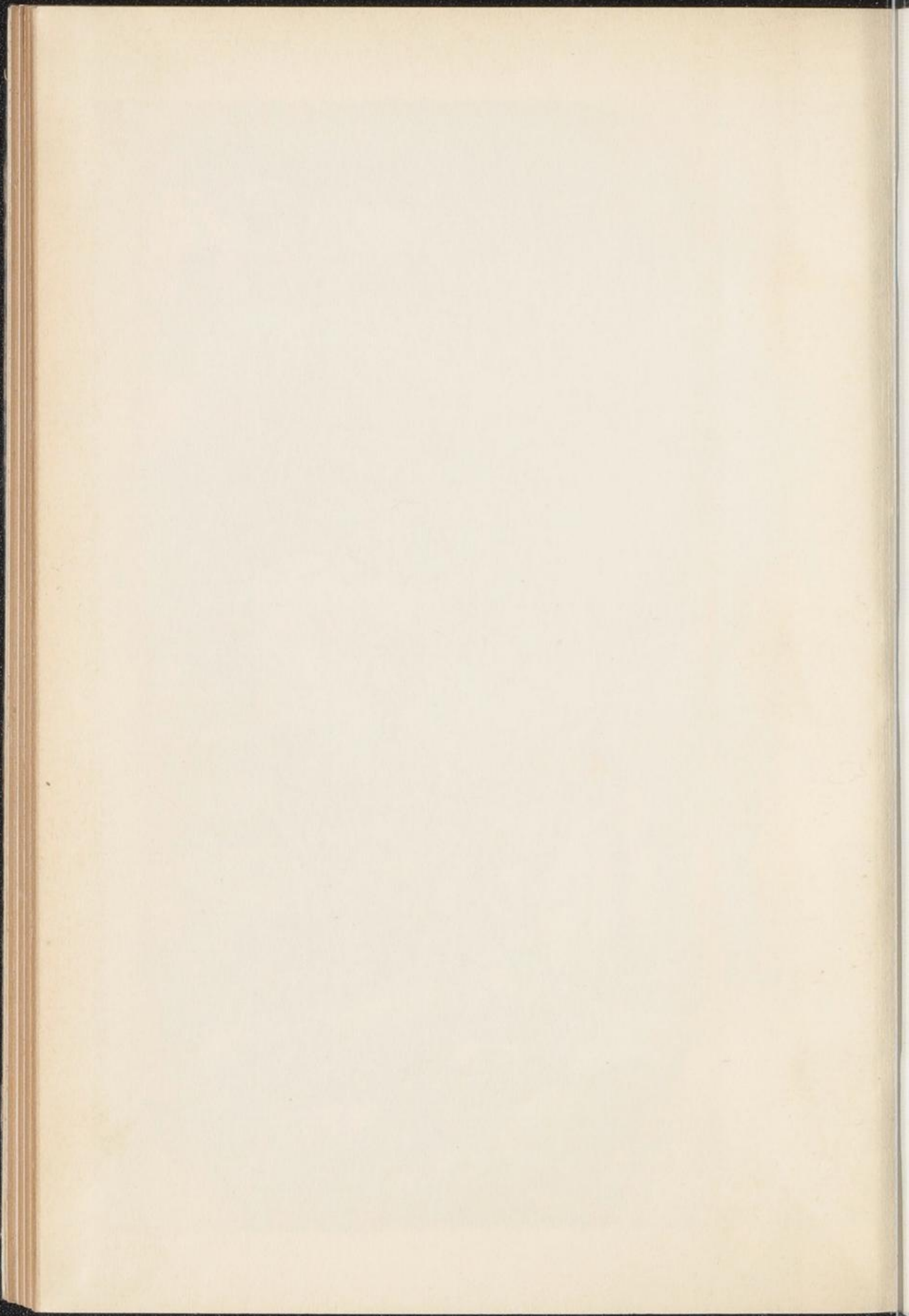
Versicherungsagentur des Kolonialkriegerdank E. V., G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamer Str. 98 a; Telephon: Amt Nollendorf Nr. 2461.

Vermittlung von Lebens-, Unfall-, Haftpflicht und sonstigen Versicherungen
zu Originalprämien. — Annahme von Zeichnungen für die Kriegsanleihen.



11



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



